

12109

Est / A - 1216
12X

Die

Sechs Decennien meines Lebens

oder

mein 61^{ster} Geburtstag.

Seinen Kindern und Freunden

gewidmet

von

Eugenius Baron von Rosen.

Riga.

Verlag von N. Kymmell.

1877.

Vorwort des Herausgebers.

Indem ich die Memoiren meines Vaters durch die Presse der Oeffentlichkeit übergebe, erfülle ich eine zweifache Pflicht: gegen seine Nachkommen und gegen seine Heimath.

Die Enkel finden darin das Lebensbild eines Vorfahren, dem es, seiner gründlichen und klassischen Bildung ungeachtet, nicht wie seinen Stamm-Verwandten, den Freiherren und später Grafen von Rosen in Schweden und in Frankreich beschieden war, hohe Staatsämter zu bekleiden oder ruhmvolle Schlachten zu gewinnen, der jedoch von der Vollendung seiner Studien in Leipzig an bis zu seinem Sterbetage vom geringsten bis zum höchsten Wahlposten, vom Assessor bis zum Landrath, treu und unermüdlich seinem Lande diente, und stets dankbare Anerkennung seiner Verdienste erntete.

Diese Memoiren enthalten lebensfrische Schilderungen des Familienlebens und schätzbares Material zur Geschichte der Entwicklung des Adels und der Bauernschaft in Esthland, als Bestandtheil des russischen Reiches und sowohl allgemeine als auch örtliche Begebenheiten des Zeitraums von 1670 bis 1821.

Ueber den persönlichen Charakter des Verfassers dieser »Decennien« habe ich nur hinzuzufügen, dass während der sehr langen Reihe meiner Lebensjahre mir noch nie ein zweiter Mann seines Gleichen, der in einem so hohen Grade Seelenreinheit und Genügsamkeit besessen hätte, begegnet ist. In ihm war keine Spur von Ehrsucht; sogar noch in seinem hohen Alter entquoll seinem tiefen Gemüthe die Kunst, an Spielen und Vergnügungen der Kinder und der Jugend regen Antheil nehmen und in ihnen den Frohsinn erwecken zu können; und doch war er im strengsten Sinne des Wortes ein ernster Gelehrter, mit wahrhaftiger Begeisterung für alles Erhabene, für wirkliche grosse Thaten.

Bei meinem letzten Scheiden von meinem Vater in Reval, im März 1825, begleitete er mich bis Catherinthal zum sogenannten Philosophengange; seine letzten Worte zu mir bei unserer Trennung lauteten nicht wie gewöhnlich: Schone deine Gesundheit und sei glücklich, sondern: »Thue Recht und scheue Niemand!« — So hat er selbst gelebt und gewirkt.

Nun möge der Leser dieser Memoiren sich selbst ein Urtheil über dieselben bilden. Der Franzose behauptet sehr passend: *le style c'est l'homme!*

Wiknina bei Iziun, den 3. Januar 1877.

Baron Andreas Rosen.

Vorrede.

Wer sein 60^{stes} Jahr erlebt hat und nicht mit besonderer Gesundheit begabt ist, der glaubt sein Ziel des Lebens und Wirkens gewissermaassen bereits erreicht zu haben. Er steht auf dem Standpunkt, wo er, wie ein jeder Greis, die Wanderung und sein Thun und Wissen während derselben gern noch einmal überschaut. Es kann ihm nicht gleichgiltig sein, wie er den Weg zurückgelegt hat, ob er seine Kräfte zu karg oder zu verschwenderisch angewandt, ob sein Pfad dornicht oder blumenreich gewesen und ob mehr Freuden oder Thränen ihn bezeichnen. — Besonders dem Greisen-Alter geziemt es, das, was es auf der langen Bahn aufgesammelt und erfahren hat, seinen Verwandten und Nachfolgern zu überliefern, und es ist eine Erfrischung und eine Hebung des Geistes, sich selbst zu schildern in der Absicht, um den lieben Seinigen als Wegweiser zu dienen, wenn sie etwa denselben Weg zu machen haben, oder wenn sie ermuntert werden möchten, sich bis an das Ende ihres Lebens kennen und leiten zu lernen.

Euch, meine lieben Kinder, sind diese Blätter geweiht! Von einem Manne, der Euer Vater, Euer Freund ist, der mit weichgeschaffenem Gemüthe die Grösse und Erhabenheit des Geistes so hoch schätzt, der mit allen dem Menschen anklebenden Schwächen auch dessen Vorzüge kennen gelernt und sich an selbige zu halten gesucht hat, wenn vom Sturme der Natur, von seinen Leidenschaften bedroht, er sich auf jenen Anker verliess, der den Nachen vor dem Scheitern bewahrt.

Mein Leben enthält keine auffallenden, keine wichtigen Schicksale. Es ist die Beschreibung eines bescheidenen Fussgängers, der nicht fremde Welttheile, nur Deutschland einige Jahre durchwandelte und die übrige Zeit auf vaterländischem Boden verlebte; der jenen Ausländern, die ihm und ihrem Lande unvergesslich sind, ein ehrendes Andenken bewahrte, ohne derjenigen edlen und bemerkenswerthen Männer, die sein eigenes Vaterland hervorbrachte, weniger eingedenk zu sein; der endlich seinen Kindern eine Kunde ihres väterlichen Erbes hinterlassen wollte, welches er 30 Jahr bewirthschaftete und welches er ihnen gern erhalten möchte, so schwierig auch die Erfüllung dieses frommen Wunsches ihm scheint.

Doch wenn die Stunde schlägt, müssen wir Alles verlassen, Alles, auch das Einzigste, das Liebste auf Erden. Diese Wahrheit, diese Philosophie führt uns zur religiösen Ergebung in den Willen des Unendlichen. Das Werk, das ich in der frohesten Erwartung begann, den Garten, den ich

anlegte, das Wäldchen, das ich pflanzte, die Gebäude, die ich aufführte, Alles dieses und noch mehr, die besten Menschen, meine Freunde, meine Liebsten muss ich wieder verlassen! Nur das, was ich Gutes that oder thun mochte, die Mittheilung edler, guter Entschlüsse, eine Warnung zu rechter Zeit, ein Trost, eine Wahrheit, aus dem Herzen gesprochen, macht mich werther und dauerhafter als jene zerstörbaren Werke menschlicher Hände, als jene Andenken, die früh oder spät in Staub, in Vernichtung übergehen.

Da ich Euch, meine Liebsten, keine reichen Versorgungen hinterlassen kann, so empfehle ich Euch die grösste Sorgfalt auf Euch selbst, den edlen Eifer, immer bekannter mit den Menschen und mit Euch selbst zu werden. Eure Anlagen nach Eurer Bestimmung zu entwickeln, kein Glück, kein Unglück zu gross zu achten und, wenn ihr Euch meiner erinnern wollt, diese Blätter zu benutzen, so viel es aus diesen und noch mehr durch Euch selbst geschehen kann.

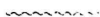
Meinen Wanderstab gebe ich Euch auf diese Weise in die Hände, und da er nicht zureicht, nicht Stütze genug ist, so gebe ich Euch den frommen, den altväterlichen Segen. Seid glücklich, meine Geliebten! Und wisset, worin dieses Glück bestehe.

Es ist die Reinheit des Gewissens, die Geduld in die Fügungen dieses Lebens, die nützliche Thätigkeit und die Veredlung unserer selbst.

Ich möchte Euch immer umschliessen, meine Arme wie Epheu um Euch schmiegen, doch ich vergehe, und ihr möget fortleben und Früchte bringen, auch Schutz und Schatten gewähren, dem Müden, dem Wanderer!



Erster Theil.



Den 24. Mai 1819.

So erreiche ich heute diesen Tag zum 61. Mal in meinem Leben und das sechste Decennium einer Laufbahn, welche ich weder so lange noch so glücklich zurückzulegen hoffte — ich erkenne mit dem regen Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit die Güte des Schöpfers und frage mich zuerst selbst, welches nunmehr eigentlich mein Glaubensbekenntniss sei? Aber schon im zwanzigsten Jahre, nachdem ich mit der Welt schon mehr bekannt und ein Zweifler an so mancher Bibel lehre geworden, fing der in ein geschäftiges bürgerliches Leben Hineingezogene an, religiöse Uebungen, Untersuchungen und Kritiken zu unterlassen, nicht etwa, um meine Vernunft gefangen zu geben, sondern vielmehr, um zu denken und zu thun, was recht und gut ist, ohne mir fernliegende Zweifel aufzuspüren, und wenn ja einmal ein solcher mir beikam, mir einfach sagen zu können: — „ich weiss nicht.“ So habe ich auch späterhin Zweifel und Widersprüche, Ungewissheiten und Kritiken behandelt bis hierher, und mein Glaubensbekenntniss vom heutigen Tage wäre etwa folgendes:

„Verehere die Grösse, die Allmacht, die Weisheit und Güte des unendlichen Gottes, die er im Herzen, im Geiste des Menschen und in seiner ganzen Schöpfung offenbart — halte die Jesus-Lehre für die höchste und beste aller Religions-Lehren, aller nur bekannten Weisheit. In Deinem Erdenleben sei die Nächstenliebe, die sie vorschreibt, Dir Dein erstes und wichtigstes Gebot, und Glaube und Unsterblichkeit

Deine schönste Hoffnung. Da aber Liebe, Glaube und Hoffnung nicht den wahren Menschen allein ausmachen, sondern nur öfters den müssigen, fanatischen Christen begünstigen, so setze Deinen grössten Werth in gemeinnütziges Handeln und Deine festesten Grundsätze in die Bestimmung des edlen Menschen, zu lernen, zu leiden und zu handeln. Die Ausübung Deiner Pflicht sei Dir besonders heilig und das Grundgesetz Deines Willens. Wovon Du Dich nicht überzeugen kannst, oder vielmehr, was Dir ein heiliges Geheimniss bleibt, da sei weder Zweifler noch Nachbeter; sage mit den weisen, denkenden Männern des frühern und jetzigen Zeitalters „ich begreife es nicht,“ und lebe so, dass Du dereinst vor einem Oberrichter erscheinen dürfest. Willkommen sei Dir Dein Ende, wenn Dein Ziel da ist — wünsche und bitte, dass es Dir und andern nicht lästig werde.“

Das erste Decennium meines Lebens verbrachte ich in Kränklichkeit und siechem Zustande. Meine Begriffe und mein Fassungsvermögen waren schwach. Erst im achten Jahre fing ich an zu lesen — weil man früher durch Furcht und Strafe es mir verleidet hatte; wenn die Gouvernante das Buch ergriff, so flossen die ohnehin immer bereitwilligen Thränen.

Es war nur meinem unvergesslichen Lehrer, Christian August Erdmann aus Sachsen vorbehalten, mir das Lesen und Lernen überhaupt leicht und angenehm zu machen. Noch erinnere ich mich so lebhaft, als wäre es heute, wie er bei seinem Eintritt in unser Haus und in sein Zimmer mir das Titelblatt der „Grammaire des Dames“ vorhielt und ich es kaum buchstabiren konnte. Aber mit Nachsicht behandelte er den achtjährigen Schüler und nur durch seine ruhige Methode und durch das Beispiel seines eigenen Fleisses konnte ich in einigen Monaten nicht nur deutsch, sondern auch französisch und zu meiner Verwunderung lateinisch lesen.

Doch war das Französische dadurch leichter geworden, dass die Gouvernante eine Mademoiselle Bertin und eine von den Refugiés aus Berlin war. Bei meiner körperlichen Schwäche hatte ich mir noch das Stammeln so angewöhnt, dass ich keinen Vokal ohne zu stottern aussprechen konnte. Erdmann liess mich langsam lesen, oft aber nicht lange, ermahnte mich zur Geduld und Fassung und so gewöhnte er mir einen unleidigen Fehler ab, indem er mir zugleich eine Fertigkeit beibrachte und Zutrauen zu mir selbst und Liebe und Neigung zu Kenntnissen einflösste. Da er selbst seine Zeit nie ohne Beschäftigung, d. h. Lectüre oder Schreiben zubrachte, so musste auch ich ihm gegenüber am Tische sitzen, und auch in meinem Büchelchen für mich lesen oder etwas nachschreiben. Als ich im neunten und zehnten Jahre mein Lesebuch verstehen lernte, machte ich Auszüge, memorirte oder repetirte, indem ich im Auf- und Niedergehen Stellen daraus hersagte. So hatte ich's meinem Lehrer abgemerkt, der als Jurist die Römischen Rechte las und Aufsätze machte, still vor sich herging und wahrscheinlich recitirte. Sein Handeln, sein Thun schien mir so achtungs-, so nachahmungswerth, dass er mir ein wahres Muster ward, und da er bisweilen auch einige Gedichte zum Vergnügen machte und mir zu lesen gab, so blieb das Reimen auch von mir nicht unversucht. Er zeigte mir die Schwierigkeiten eines Versbaues und belachte schonend meine Kindlichkeit, weil er eben keine Ursache hatte zu fürchten, dass ich diese göttliche Kunst zu weit treiben würde.

Ich trat dann in mein zweites Decennium, um von meinen Kinderjahren, die sonst wenig Erfreuliches eben durch mein jugendliches Alter hatten, nicht zu viel zu sagen. In diesem zweiten Jahrzehnt setzte ich meinen Unterricht fort bis zu der erwünschten Abreise auf eine Universität.

In meinem elften und zwölften Jahre übersetzte ich im Lateinischen den Cornelius, im Französischen den Aesop und schrieb einige deutsche Briefchen. Die Bibel hatte ich mehrmals durchgelesen, daher Sonntags die lateinischen Evangelien zu exponiren mir sehr leicht wurde. Bei dem immerwährenden Gefühl kindlicher Schwächen waren diese gemachten Fortschritte mir äusserst angenehm — meine Kenntnisse, die meine Erwartung übertrafen, so wenig selbige bei fähigen Subjecten etwas sagen wollten, sowie die Freude an meinem Fortschreiten verdankte ich und verdanke es noch der Methode dieses vortrefflichen Lehrers — ich lernte nicht nur das, was mir möglich war, sondern er gewöhnte mich an eine stille, ruhige Arbeitsamkeit oder Arbeitslust, — an dasjenige, was so oft dem lebhaften, fähigen Character fehlt, nämlich an eigenes Nachdenken und Ausdauer. Es war bei ihm eine geordnete Tag-eintheilung, aber keine ängstliche pedantische Stunden-Eintheilung. Um 7 Uhr Morgens im Sommer und 8 im Winter musste ich einige Capitel aus der Bibel nach seiner Auswahl laut und richtig vorlesen — die übrige Zeit dieser Stunde war dem Religions-Unterrichte geweiht. Die nächste Stunde kam Latein, in den folgenden wechselten Geschichte, Französisch und Rechnen mit einander ab — Nachmittags von 3 bis 4 Uhr kam Geographie, dann Uebersetzungen, Briefschreiben, und Abends Lesen, Zeichnen und Vorbereitungen zum nächsten Tage. Mittwochs und Sonnabends wurde Geometrie mit eingeschaltet — auch etwas Mythologie. Andere Dinge als Naturgeschichte, Poesie, Auswendiglernen, wurden nicht wie heutigen Tages schon Kindern gelehrt, und wahrlich, da wir drei bis vier Sprachen frühzeitig wissen müssen, so können die übrigen Dinge dem späteren Alter vorbehalten werden.

Ich kann es nicht unerwähnt lassen, dass bei dem ersten

Unterrichte so viel auf die Methode und Lehrart des Lehrers ankömmt. Ich selbst war das redende Beispiel — ich fühlte es schon damals aus dem Contraste zwischen der Gouvernante und dem Lehrer. Jene wollte mit der Ruthe das ABC einprägen und bei dieser ihrer Theorie, die mit der fühlbarsten Practik verbunden war, kam sie nicht weiter, als mir das Lesen recht bitter zu machen, ja ich hatte bei meiner kränklichen Constitution mir oft lieber den Tod gewünscht, als in meiner Ungelehrigkeit weiter zu beharren — übrigens waren ihre Manieren die Folgen ihrer Vorurtheile, ihres Aberglaubens und ihrer eigenen Erziehung — so dass das Fünkchen Verstand eben so wenig auflodern konnte, als der Eifer und die Anstrengung, die man bei der Jugend anzuregen suchen muss. Wie ganz anders wirkte die vernünftige ruhige Methode des Lehrers. Wie bald brachte er durch Erweckung des Ehrgeizes, durch Anpreisung des Werthes, gut lesen zu können, es dahin, dass ich meine Silben mit Lust und auch bald mit Fertigkeit an einander reihen und also bald lesen konnte; als es so weit war, musste ich bald laut, bald für mich lesen, und beides that ich gern und mit Eifer. Nun lehrte er mich aber auch auf das Lesen aufmerksam zu werden und dabei zu denken. Gellert's Fabeln gaben mir Ideen, Interesse und Sprachkenntnisse. Alle Haupt- und Zeitwörter wurden aufgeschrieben und das Französische daneben. Beides lernte ich auswendig in kleinen Büchelchen, aus denen ich im Gehen mich überhörte, denn er fand es zuträglich, mich nicht lange sitzen zu lassen. Ebenso hatte ich kleine Büchelchen, durch welche ich lateinisch decliniren lernte, obgleich diese Sprache durch ihre gründliche Erlernung mir etwas sauer wurde. Meine erste Uebung waren Langen's Gespräche, die ich bald auswendig konnte und von denen ich zum Cornelius überging, wo das Construiren der längeren

Perioden schon Mühe kostete, sowie das Analysiren, obgleich letzteres wegen des auffallenden Nutzens mir Vergnügen machte. Geschichte und Erdbeschreibung waren mir wahre Erholung und in der letzteren hatte ich es so weit gebracht, dass wenn Erdmann sagte: schlagen Sie den Atlas auf, und erzählen Sie mir von dem Reiche, das ich Ihnen eröffnet habe, so konnte ich Alles nach dem erlernten System hersagen, und selten fand er dabei etwas zu erinnern; denn ich hatte mich immer bei jeder Lection brav einstudirt und besass ein eigenes Gedächtniss, die geographischen Namen aufzufassen. Geschichte wurde mir wegen der Zeitrechnung, auf welche er viel zu halten schien, schon beschwerlicher. Geometrie, besonders Lehrsätze, gingen noch über meinen Horizont, und in der Arithmetik wurden nur Exempelrechnungen auf der Tafel ausgeführt. In allen Gegenständen der für mein Alter passenden Kenntnisse wusste er erst eine gewisse Wissbegierde anzuregen, gab dann einige Fingerzeige, und nun musste ich suchen, nach einem Lehrbuche mich fortzuhelfen. Wenn es nun damit nicht fortwollte, dann nahm die Unvermögendheit ihre Zuflucht zu dem Ausrufe: Herr Erdmann, ich kann es nicht! Dann erschien er und mit dem Zauberstabe seines Wissens hatte er die Leere bald ausgefüllt und dem Ermatteten so viel von seiner Kraft mitgetheilt, dass dieser nun eine Zeit lang fortschreiten, wenn auch nicht den ganzen Weg zurücklegen konnte. Nie fand ich ihn unwillig, nie aufgebracht, und wengleich mein guter Wille keine Gelegenheit gab, so wurde er doch aufgehalten und gestört, und wie viele Gemüther gibt es nicht, die nicht eines, geschweige beides mit Kaltblütigkeit vertragen? Seine Correcturen geschahen nicht mit Unwillen und harten Worten, wohl aber mit einiger Satire, welche die Kopfarbeit verdiente, wenn sie sich verirrt hatte. Machte man Sprach- und Schreibfehler, so wurde

man auf die Sprachlehre verwiesen und musste sich von Neuem mit derselben beschäftigen, welches gewiss besser wirkte als strenge Censuren. So war das Lernen mir keine Last und ich kann mich keiner Vorwürfe oder Strafen erinnern, ich achtete, ich liebte diesen Lehrer, und fürchtete nur, an seiner Theilnahme, an seiner Hilfe verlieren zu können; auch gab es Freistunden, in welchen er sich zu mir in Spiel und Belustigung herabliess, welches bei seinem Ernste und anhaltendem Lesen und Arbeiten mir eine wahre Wonne verursachte, daher dauerten auch meine Zerstreuungen und Erholungen nicht lange, denn er zog mich wieder an das Seil der Arbeitsamkeit, welches weder erschlaffen noch weniger zerstückelt werden darf.

Nicht weniger Verdienst hatte Erdmann um die moralische Bildung seines Zöglings. Gemeinnützige Kenntnisse sammeln und dadurch brauchbar werden, wurde mir als Grundregel meines Denkens und Handelns so oft, so tief in's weiche Herz geprägt, dass sie mich von so manchen frivolen und schädlichen Jugendbeschäftigungen entfernt hielten, ich gewann Neigung zum Lesen solcher Bücher, die den Geist, das Gedächtniss schärfen oder bereichern. Vergass ich mich darin, dass ich mich durch andere meines Gleichen verleiten liess, den Stall und die Pferde und die Kutscher zu besuchen, so blieben die Warnungen nicht aus, dass ich bei einer guten Erziehung mich selbst zurücksetze und von höheren Gegenständen auf so niedrige mich hinablasse. „Wodurch wollen Sie einst ein Mann, ein gebildeter Mann werden? Wollen Sie blos kutschen, reiten, Pferde und Ochsen mästen? Darin werden Sie doch vom Kutscher, Vorreiter und Amtmann übertroffen werden. Diese Kenntniss, die eigentlich auf die Rosstäuscherei hinausgeht, ist einem jungen Menschen, der sich den Wissenschaften widmet, so überflüssig und sogar schädlich, dass ich

lieber wünsche, Sie wären in dem Stande derjenigen geboren, die sich damit abgeben und abgeben müssen. So lange ich für Ihren Character Sorge und dafür verantwortlich bin, kann ich Ihnen nicht genug sagen, dass diese Pferde-Liebhaberei gar keine Beschäftigung Ihres Standes ist.“ Er verwies mich auf gewisse häufige Subjecte, mit welchen das gute Vaterland damals versorgt war, zeigte die Unmoralität derselben, und so bekam ich eine entschiedene Abneigung für die sogenannten edlen Passionen und langweilte mich sehr, wenn Alt und Jung nicht eher beredt werden konnten, als wenn von Pferden die Rede war, und dann fast unerschöpflich wurden.

Ich nannte eben das gute Vaterland und muss mich wegen dessen Pferde-Liebhaberei etwas rechtfertigen. Diese wird wohl daher erzeugt, weil jene Thiere in demselben vorzüglich gedeihen und dem Landmann so nützlich wie unentbehrlich werden. Eine gute Pferdekennntniss bleibt demselben so wie dem Cavalleristen in der That sehr nützlich, aber schädlich ist sie, wenn sie zu früh erwacht, wenn Eltern sich freuen, dass das zehnjährige Söhnchen alle Wallachen und Stuten im Gebiete kennt, sich sein eigenes Pferdchen halten kann und schon Anlagen errathen lässt, es gut zu verhandeln. Hier ist nicht sowohl die Thier-Neigung als die Handelsucht nachtheilig und wenn diese zu einer Fertigkeit gelangt, so steht der Freund, der Verwandte, der gute Name dem Gewinne nach. Unter der Bürgerklasse sind die Pferdehändler die unzuverlässigsten Menschen und es gibt einem Brod- und Erwerbsuchenden schon eine Empfehlung, wenn er kein Pferdehändler ist.

Nur einige lernte ich unter diesen kennen, welche bei dieser Liebhaberei noch gute Menschen blieben. Einer unter ihnen erzählte meinem Lehrer, dass er kein schlechtes Pferd dulde, und als er einmal im Handel mit einem städtischen

Pferde betrogen worden, er seine Flinte genommen und es sogleich vor den Kopf geschossen habe, um nicht einen andern ebenso empfindlich wieder anzuführen. Dieser Mann, Lagus mit Namen, hatte aber auch immer gute Pferde, welche er sich sehr theuer bezahlen liess und also auf eine rechtliche Art sich Vortheile verschaffte. Ein anderer kaufte gute Pferde oder junge Füllen, erzog sie, richtete sie ab zum Fahren oder Reiten, und erwarb sich neben den guten Vortheilen, noch den Dank Derjenigen, die sie kauften.

Ein junger Mensch, dem die Pferde-Kenntniss nützlich werden soll, muss allerdings auf den Handel sich verstehen und die versteckten Betrügereien aufzufinden wissen, dieses bleibt aber immer ein Berufsgeschäft, und erlernt sich in reiferen Jahren weit besser und zweckmässiger, auch mit besserem Erfolg, als im Knaben-Alter, und wenn die Mutter Natur in diesem schon frühe den Keim zur Pferde-Kenntniss gelegt hat, so ist es noch Zeit, ihn zu seiner Zeit zu entwickeln. Ein guter Stallmeister und Bereiter ist nicht derjenige geworden, der viel Pferde gehandelt, sondern der sich von erfahrenen Meistern die eigentliche Kenntniss erworben und unter deren Anleitung sich Theorie und Practik angeeignet hat. Auch auf Universitäten gibt es Lehrer und gute Bücher, die einem Edelmann ganz andere Begriffe beibringen, als diejenigen sind, welche man von Post-Commissairs und Amtleuten erlangen kann. „Was wollen Sie dereinst werden, wenn Sie sich selbst überlassen bleiben?“ Diese ernstliche Frage wirkt unendlich mehr als alle Moral und Verweise. „Was ist ein Mensch, der in seinem Stande nicht nützlich wird?“ Eine zweite Gewissens-Frage, weit wirksamer als die Glückseligkeits-Lehre, welche früher der Jugend beigebracht wurde, und in welche diese den Besitz ihrer Liebhabereien verwickelte. Sind obige beiden

Fragen aufgelöst, dann sagt sich die Antwort von selbst: „Lernen Sie vor allen Dingen Ihre Pflichten und Vorzüge kennen, um Ihre Bestimmung zu erfüllen.“

Guter Lehrer! wie oft sagtest Du mir diese unvergesslichen Worte, und wie vielen warmen Eifer brachten sie nicht in mir hervor! Mit welcher Herzens- und Geisteswonne las ich Knabe das Leben und die Thaten edler berühmter Menschen, welche er mich kennen lehrte, und in dieser Absicht mich anfeuerte, die Sprache zu erlernen, in welcher sie geschrieben waren, damit ich sie dereinst selbst lesen konnte.

Erdmann blieb bis in mein vierzehntes Jahr Lehrer, Freund und Muster seines Zöglings. In dieser Zeit brachte er mich so weit, dass ich Schwächling ein guter Tertianer in einer öffentlichen guten Schule hätte werden können. Ich las Voltaire, Sallust, Cicero, nur in der Geometrie war ich kaum bis an das Ende derselben, nach einem Wolffianischen Lehrbuche, gekommen. Ich sollte aber eigentlich nicht studiren, weil mein alter Papa alle Wissenschaften mit Paulus für — oder soviel als das menschliche Leben achtete. Die Astronomie nannte er Sternkuckerei. Dienen sollte ich auch nicht, denn man fand mich zu kränklich, auch hatte ich es als einziger Sohn nicht nöthig. Landmann zu werden gefiel mir selber nicht, weil man damals einen jungen Mann, der vorher keine andere Laufbahn betreten hatte, einen Pulka-Junker nannte. Aber ich sollte reisen, um ein feiner Cavalier zu werden, und dann, wenn die väterlichen Schulden sich noch mehr angehäuft haben würden, wirthschaften. Ganz anders dachte meine gute Mutter und mein Lehrer: beide wünschten mir solide Kenntnisse zu einem soliden Leben und eben dieses liess sich auch mein alter Grossvater, Assessor von Rosenkampff, in deutschen Denksprüchen und lateinischen Floskeln oft merken. Vorzüglich aber lag es mir selbst am

Herzen, mich in Kenntnissen zu erweitern und dann eine Universität zu besuchen, um alsdann einen Dienst im Vaterlande übernehmen zu können, und das verschuldete Erbe als ein moralisch guter Mensch und als Vater seiner Unterthanen zu bewirthschaften.

Unter diesen Entwürfen kam die Zeit, wo Erdmann den so würdig geführten moralischen, pädagogischen Stab niederlegte. Er zog nach Riga, wo er durch seine Rechtskenntnisse erst Advocat, und nachmals durch sein Benehmen und eine gute Heirath ein wohlhabender und bedeutender Mann wurde.

Die Trennung von ihm war ungemein schwer, ich vermisse diesen Freund, diese Stütze, diesen Lehrer jeden Tag und beweinte seine Abwesenheit oft in der Nacht; man vermisse ihn auch im Hause, in welchem er sich selbst über den Hausherrn eine rechtmässige Autorität erworben hatte, und den alten Papa von seinen bisweilen üblen Launen oder von seinen immerwährenden Processen wieder auf den rechten Weg führte, denn er schrieb für ihn und gab ihm einen so guten Rath, als es wohl nöthig war, um von seinem Sachwalter nicht ganz abhängig und von seinem Gegner nicht völlig überwunden zu werden. Mir war er nicht Lehrer allein, sondern ein denkender Erzieher, bei seinem gewissenhaften und seltenen Unterrichte war er auch auf Leibesübungen und angenehme Zerstreuungen bedacht. Er führte mich auf seine Jagd-Spaziergänge, wo er, ohne gerade ein Jäger zu sein, sich stundenlang belustigen konnte, jungem Wild aufzulauern und mich dabei etwas in Bewegung zu setzen; ich gewöhnte mich an das Gehen, Lauschen und Bemerken. Weil ich von Natur furchtsam und ängstlich war, so trennte er sich bisweilen im dicken Gebüsch von mir, wo ich durch Zurufen ihn wiederfinden musste und dadurch etwas mehr Muth bekam. Eines Tages aber verlor er beinahe den seinigen,

denn er verfolgte einen Vogel und seine Flinte ging los, als ich gerade auf zehn Schritte an ihm vorbeiging. Zum erstenmal sah ich sein Gesicht entstellt, und nur meine Unbefangenheit brachte ihn wieder zur Sprache. Auf einer Kegelbahn lernte ich schießen, mit einem gespannten Bogen Pfeile abschießen, auch um Haltung des Körpers zu erlangen, etwas fechten.

Um mir die durch die Schwächlichkeit des Körpers eigen gewordene Empfindlichkeit abzugewöhnen, neckte er mich bisweilen und wenn ich alsdann zu den Thränen meine Zuflucht nahm, dann erweckte er den so nöthigen Muth, entweder Spott zu ertragen oder sich rechtschaffen zu vertheidigen, auch sah er es nicht ungerne, wenn sein Bruder, welcher Doctor war, oder ein anderer Lehrer meine Reizbarkeit auf die Probe setzten, und wenn ich dann mir herauszuhelfen wusste, dann war sein Beifall aussprechender Blick eine belohnende Genugthuung.

Sein Bruder, Arzt in unserem Hause, erfuhr, dass man mir einen kleinen Handel mit Kartus-Taback im Moissama'schen Krüge erlaubt hatte; er zog mich deshalb auf und machte nach einem Schildbürger-Liedchen folgenden Vers auf mich:

Was haben Sie für ein Baron'chen dort!
 Es handelt mit Kartus-Taback,
 Und steckt das Geld in seinen Sack.

Damit war meiner Empfindlichkeit ein gewaltiger Stich beigebracht, denn ich wandte das aus diesem Handel gewonnene Geld auf Bücher, Farben u. dgl., ich fasste mich aber mit gebissener Zunge und antwortete:

Was haben Sie für einen Doctor dort!
 Der Gottes-Acker ist ihm viel zu klein,
 Das mag ein schöner Doctor sein.

Nach öfteren Ausfällen gegen meine Empfindlichkeit wurde diese immer mehr abgestumpft und verwandelte sich in Erwiderungen, die immer geseheidter werden mussten, damit sie

dem Gegner nicht neue Blößen gaben, und in späteren Jahren, besonders auf der Universität, war mir diese Schule von gutem Nutzen, denn hauptsächlich lernte ich, keine Gelegenheit zu Sticheleien geben, das heisst, keine sogenannten Blößen zu zeigen, welche den angehenden Studenten den unpassenden Namen Fuchs zugezogen haben, den wir nur einem gewandten listigen Menschen beilegen.

Eine wohlthätige Geschicklichkeit besass Erdmann, dem Eleven das viele sonst so gebräuchliche Essen abzugewöhnen, oder vielmehr demselben vorzubeugen. Etwas schwacher Thee mit einem Stück trockenen Brod war mein Frühstück, er selbst ass bei seinem nervösen Körper äusserst mässig, brauchte kein Bier, kein Schälchen, und rauchte nur einige Pfeifen Taback aus sehr reinlichen thönernen Pfeifen. Bisweilen äusserte er sehr frei seine Meinung über Esthlands Vielesserei und bewies mir, dass diese gerade der Stärkung des Körpers entgegenwirkte. Wenn ich recht durstig war, so musste ich frisches Quell-Wasser trinken; denn dieses wusste er als das köstlichste Getränk zu erheben, und wusste einem Stückchen schwarzen Brodes einen grösseren Werth beizulegen, als dem delicatsten Bissen. Dabei erinnerte er mich an die Mässigkeit und Genügsamkeit der Alten und derjenigen ausgezeichneten Männer, die durch ihre Frugalität sich so weit über alle Bedürfnisse erhoben, dadurch ihren Körper abgehärtet und ihren Geist unabhängig gemacht hatten. Es war mir eine stille Freude, wenn ich unter meinen Consorten, welche mehrere Butterbröde oder Brodscheiben, ganze Schalen mit Milch zum Frühstück oder zur Vesper, und während der Tafel aufgehäufte Portionen und das von allen Speisen verzehren konnten, wenn unter diesen Viel-Essern ich mich mit einigen gesunden Speisen begnügen konnte. Mit dieser Mässigkeit im Essen und Trinken muss jene verbunden werden,

welche der Jugend auch in anderen Dingen zur Gewohnheit werden soll, keine übertriebenen Vergnügungen, keine zu grosse Vorstellung von bevorstehenden Freuden und Lustbarkeiten. Selbst von Arbeiten und guten Beschäftigungen wurde ich bisweilen abgerufen und auf Erholungen verwiesen, wenn es nämlich dem Lehrer zu viel schien. Diese sogenannte temperance ist eine heilsame Vorbereitung zu denjenigen Jahren, wo Leidenschaften rege werden, woselbst der gute Eifer mehr schädlich als nützlich werden kann.

Auf den physischen Menschen haben die Nahrungsmittel eben denselben Einfluss, den sie auf die Thiere haben, und vernünftige Menschen schreiben sich daher selbst eine gewisse Diät vor, die sie beobachten müssen und an deren Beobachtung die Natur sie erinnert. So wie geistige Getränke selten, mit Auswahl mässig genossen, den Geist erheitern, und jedes Uebermaass ihn erhitzen oder ganz erschaffen lässt, so ist es mit den Speisen, die auf den Magen und auf das Blut wirken, und besonders bei der wachsenden Jugend in ihrem Wachsthum entweder eine Uebertreibung oder eine Stockung zurücklassen. Bei Kindern, deren Magen und Gefässe noch so weich sind, entsteht eine Ausdehnung, eine Unbehaglichkeit, eine immerwährende Verdauung, welche sie missmuthig und unbehaglich und zuletzt unausstehlich werden lässt, ich habe dieses selbst bei Kindern von stärkerer Leibesbeschaffenheit wahrgenommen und ebenso bemerkt, wie Schwächlinge, wie ich einer war, durch eine gute Diät weniger launisch und abhängig waren. Wer kann die schädliche Mutterliebe hierbei ungerügt lassen, welche als Grundsatz annimmt, dass Kinder brav essen müssen, so lange sie es haben. Man reicht ihnen alle fetten, reizenden und nahrhaften Speisen, die Kinder essen mehr als erwachsene gesunde Menschen, und das heisst sich brav halten und fixe Jungen oder Mädchen werden. Zur

Verdauung wird ihnen noch Bier oder Wein gegeben, woran sie denn auch künftighin Gefallen finden.

Unter der Benennung ein fixer Kerl ist wohl nicht *homo ad omnes res aptus*, ein zu Allem aufgelegter Mann zu verstehen. Der Knabe aber bildet sich bei obiger Mutter-Lehre ein, durch viele Nahrungsmittel auch viele Kräfte zu erlangen, und weiss nicht, dass die Nahrung des Geistes ihn eigentlich von der Thiergattung unterscheidet, und dass die Uebersättigung ihn unter dieselbe heruntersetzt, weil das Thier in seinen von der Natur ihm angewiesenen Nahrungsmitteln sich nicht überladen wird. Nur das Zug-Vieh, und Kälber, denen man selbst gemachte, stärkende Kost reicht, können zu viel thun und müssen abgehalten werden, dass sie nicht platzen.

Mütter, Lehrerinnen und denen die Erziehung der Jugend anvertraut ist, beherziget die Wahrheit, dass Uebermaass und Ueberfluss schwerere Leiden hervorbringen können, als Spärlichkeit und Genügsamkeit. Schwächt nicht den Knaben, der zum kraftvollen Mann aufwachsen soll. Bedenket, dass eine Verwöhnung an Wohlleben im reiferen Alter die Empfindungen eines kränklichen Körpers oder die Last einer nothwendig gewordenen Entbehrung erschweren.

Der sicherste Weg, diesem zu entgehen, ist eine vernünftige häusliche Lebensweise, Speisen, die einfach und gesund sind, an denen also die Kinder sich nicht übernehmen werden.

Eine Hausmutter, die eine solche Tafel für sich und ihre Hausgenossen bestellt und schon in ihrer Erziehung die beste Wahl zu treffen gelernt hat, wirkt mehr Gutes, als die heutigen Tages in sechs bis sieben Stunden täglich erlernten Frauenzimmer-Wissenschaften, die sich so wenig für die meisten derselben eignen, als für den Geschäftsmann das Nähen und Stricken.

Man erinnere sich der Lebensart unserer Vorfahren, besonders der ärmeren, die sich mit wenigen Speisen und wenigen Bedürfnissen begnügten; noch erkennt man die Nachkömmlinge derselben an ihrer Gesundheit und ihrem Körperbau; man werfe seine Blicke auf unsere nordischen Nachbarn und sehe wie viel stärker und rüstiger sie sind, wie sehr unsere Weichlinge und verwöhnten Wollüstlinge gegen sie abstechen. Unsere Stammvölker, die Deutschen, waren die Ueberwinder des mächtigsten Volkes, der grössten Nation der Welt, so lange sie den einfachen Sitten, welche Tacitus uns schildert, getreu geblieben. Allein nach einigen Menschenaltern wurden auch Scandinaviens Bewohner von uns verleitet, an die Erzeugnisse beider Indien gewöhnt und durch unsere angenommenen Sitten verdorben, uns ähnlich zu werden. Kraftvolle, starke Menschen werden zuletzt aus derjenigen niedrigeren Classe hervorgehen, welche ehemals von uns so wenig geachtet wurde, jetzt aber einer gewissen Bildung sich nähert, welche unsere Aufmerksamkeit erregen sollte, ohne uns über sie zu erheben, welche unsere Achtung, unsere Furcht auf sich lenken wird, wenn wir, gesunken, nichts als unsere Ohnmacht zurückbehalten.

Neben der Mässigkeit ist der Jugend, besonders den Knaben, diejenige Achtung gegen Aeltern, Lehrer und bejahrte Männer zu empfehlen, welche man heutigen Tages sehr zu vermissen anfängt. Cicero sagte: man erkennt einen achtungswerthen Jüngling an seiner Bescheidenheit, Mässigkeit und Schätzung des Alters, und wahrlich, wenn das Alter nicht immer Ansprüche hat, wenn es selbst von Schwächen begleitet wäre, so liegt doch in der Achtung des Menschen, der Zeit, seiner Vergänglichkeit, und des uns selbst bevorstehenden Schicksals, so viel zum Nachdenken, zur Schonung, zur Rettung unserer eigenen Gebrechen, dass es wohl von der

Jugend mehr erwarten kann, wenn sie weniger Anmassung, weniger Dreistigkeit dem Alter gegenüber blicken lässt. Als Ludwig XIV. einmal einen alten verdienstvollen Staatsmann bei Hofe fragte, warum er so wenig spräche, antwortete er: „Mein König, seitdem junge Leute so viel reden gelernt, habe ich das Schweigen erlernen müssen.“ Kotzebue sagte: man kann das Alter nur so lange ehren, als es ehrwürdig ist. Er meinte hier wohl die Persönlichkeit, aber nicht das Alter, welches wir doch zu erreichen wünschen und welches mit seinen erworbenen vieljährigen Erfahrungen der Jugend ein Gegenstand der Achtung verbleiben muss. Wenn Menschen von Talent und Geschicklichkeit Schwächen besitzen, welche sie oft wenig achtbar erscheinen lassen, soll die Jugend deswegen das Talent und die Geschicklichkeit gering achten? Man glaubt das Zutrauen bei einem Knaben zu verlieren, wenn man ihn nicht so frei, so offen handeln lässt, als es ihm von Natur zukommt. Wenn wir aber eine jede jugendliche Verirrung zurückzuweisen für recht halten, so ist dies eben Pflicht, und eine vernünftige Erziehung besteht nicht in äusserlichen Respects-Bezeugungen, sondern in dem sittlichen Betragen, an welches wir die Jugend gewöhnen müssen und welches wenigstens so viel vorschreibt, dass wir älteren Leuten ihre Meinungen, ihre Worte nicht vor dem Munde wegzunehmen befugt sein sollen.

Ich glaube jener Freimüthigkeit dadurch nicht Abbruch zu thun, welche eine so wünschenswerthe Eigenschaft der Jugend ist. Zwischen bescheidener Zurückhaltung und Dummdreistigkeit, zwischen Offenheit und Unterdrückung gibt es eine Mittelstrasse, welche Vernunft und Sitten überall vorzeichnen, und wer wird die rauhen aber gutgearteten Charactere nicht den verdorbenen, zur niedrigen Höflichkeit, zur Verstellung, zum mechanischen Anstande abgerichteten vorziehen.

Besser ist es allerdings, nichts zu verlangen, nichts vorzuschreiben, lieber liesse man jene geschnörkelten Puppen einem Kalbe ähnlich sich an dem ersten Gegenstande die Hörner abstossen, als dass man sie erzöge. Lieber getadelt als verachtet, kann man hier sagen — aber warum sollen wir die natürlichen, guten Anlagen nicht auf jene Kunst hinlenken, sich in der menschlichen Gesellschaft beliebt und angenehm zu machen. Der heranwachsende Geist eines Kindes ist einer gewissen ihm angemessenen Cultur fähig, welche mit der Kunst zu leben in Verbindung stehen muss, und der gute Kopf, der liebenswürdige Mensch kann sich dumm benehmen und lächerlich machen, wenn er das gesellschaftliche Leben vernachlässigt oder sein äusserliches Ich nicht auch studirt hat.

Man findet auch, dass diejenigen, welche dieses *Savoir vivre* als ihre Lebensaufgabe ansehen, oft besser ihr Glück machen, als die gründlich Gelehrten, als die offenen hellen Köpfe — warum? Weil jene sich bei dem weiblichen Geschlecht einzuschmeicheln wissen, welche das gefällige Aeussere mit dem innern Gehalte so gerne verwechseln und die sich so gern huldigen und schmeicheln lassen, und ausserdem noch, weil sie eher eine gewisse Uebermacht über die galanten wie über die denkenden Herren ausüben können.

Sehr weise aber handelt auch hierin die Vorsehung, denn wie viel Tausend Jünglinge würden ohne Frauenzimmer nicht fortkommen: diese sind Fürsprecherinnen, sind mitleidig, wohlwollend, oder wenn alles dieses fehlt, doch — wohlhabend, und also ist es wohl der Mühe werth, von seinem Schneider gute Arbeit zu fordern, einer Dame etwas Verbindliches zu sagen und gut zu walzen. Und wenn der junge Mensch auch nicht liebenswürdig, so ist er doch — fix.

Alles Ueble kömmt, wie Rousseau sagt, vom Menschen, nicht von der Natur, obgleich man auch sagen kann, dass

von dem Menschen viel Schönes und Edles geschaffen, welches die Natur nicht hervorbringen kann. Aber eine unverkennbare Lehrmeisterin bleibt sie, die gute Natur, doch darin, dass sie keine Uebertreibung im Wachsthum ihrer Producte wahrnehmen lässt. Zu bedauern bleibt es, wenn Eltern, ohne Rücksicht auf das Maass der jugendlichen Kräfte, aus ihren Kindern Meister der Kunst oder der Gelehrsamkeit machen wollen. Ein Gassendi, Montaigne, Keppler waren im dreizehnten Jahre, was Tausende im sechzigsten nie werden können, und wenn Eltern auch nicht so hoch hinauswollen, so thun sie doch sehr unrecht, die jugendlichen heranwachsenden Kräfte zu übertreiben. Sie wollen von dem jungen Bäumchen schon Früchte ziehen, die sich nur von dem vollen Stamme erwarten lassen, sie treiben den Sprössling so, dass er kränkelt oder ein Krüppelbaum wird, der keines Zuwachses fähig, keiner Pflege mehr bedarf. So nöthig und nützlich es ist, ihn bei Zeiten zu biegen und vor Brand und zehrendem Ungeziefer zu bewahren, so schädlich ist es, ihn zu pflanzen und zu übertreiben, so dass er auf immer vergeht und verdorrt. Ein guter Lehrer wie Erdmann lernt die Kräfte seines Zöglings eben so bald kennen, als ein guter Fechter die seines Gegners, er gebraucht die Mittel und Waffen, die zur Erreichung seiner Absicht die angemessensten sind. Der erste Gedanke des Lehrers, des Erziehers geht von seinem Endzwecke und von den Anlagen aus, die er bei dem Knaben findet. Es gehört Klugheit und Mässigung dazu, keine Sprünge, besonders bei einem schwachen Kinde, zu versuchen. Wollte man es, ehe es noch fest auftreten kann, schon laufen lehren, so würde es niemals ordentlich einhergehen können. Sowie die Kräfte zunehmen, mögen auch die Aufgaben sich vermehren, und das dreizehnte und vierzehnte Jahr scheinen bei uns die Jahre zu sein, wo man Arbeiten einleitet, zu denen man im

fünfzehnten und sechzehnten Lasten hinzufügen kann, die dem Jüngling um so zuträglicher werden, da er solche jetzt bedarf.

In meinem vierzehnten Jahre ward mir ein anderer Lehrer, ein gewisser Krause aus Jena, gegeben, welcher die bei uns beliebten Wissenschaften kannte, nämlich Musik, Malerei, Französisch und Mathematik. Er hatte in seiner Vaterstadt studirt und besonders sich auf jene schönen Wissenschaften gelegt. Er blies die Flöte gut, malte *en miniature* und war auch im Aeusseren ein Aesthetiker — aber ein Mann wie Erdmann war er nicht. Jener hatte den Grund gelegt, dieser aber baute wenig darauf, es ward Alles leicht betrieben, wir lebten alle ein zerstreutes, Besuche machendes und empfangendes Leben, und während der drei Jahre seines Unterrichts machte ich nur wenige Fortschritte; von Sallust konnte ich nicht zu Virgil und aus der Geometrie nicht bis zur Trigonometrie gelangen.

Er verliess uns nun, um Lehrer bei der St. Petri-Schule in St. Petersburg zu werden, heirathete dort ein wohlherzogenes Frauenzimmer, das ihn in Schulden stürzte. Er malte dort einige schöne Altar-Blätter für russische Familien, die ihm nichts einbrachten. Als ich ihn einmal besuchte, fand ich ihn mehr missmuthig als zufrieden; er starb arm und was aus der stattlichen Frau geworden ist, weiss ich nicht. Aber noch jetzt bedaure ich jene drei fast ganz verträumten Jahre, ich war über sechzehn Jahre alt und nur wenig vorwärts gekommen. Warum kann ich Dir Abgeschiedener nicht auch ein so erkenntliches Andenken weihen, als Deinem Vorgänger; Du meintest es vielleicht gut, aber nicht so gut mit mir, und ich etwa auch nicht mit Dir! Deine Seele war sanft und Dein Leben leichter, Du vergnügtest Dich an Deiner Flöte, an Deiner Farben-Palette und bei einem Dichter, du liessesst es mir auch leicht und angenehm werden. Aber das Leben

eines Mannes sind seine Handlungen und der Mensch ist nicht blos zu Frohsinn geschaffen.

Die Freuden liegen nicht im Aeussern, sie sind täuschend und vorübergehend, sie liegen in den tiefsten Schachten der Seele und des Herzens, und nur mit grosser Anstrengung und Gefahr werden die Goldkörnlein ausgegraben, die den wahren Werth enthalten, während die sinnlichen Freuden ein ausgebreitetes Flittermetall sind, das uns entgegenlacht, bis wir dessen Unwerth aus der Kürze der Dauer und seinem leichten Gehalte erkennen.

Es währte mehr als ein halbes Jahr, dass ich mir ganz überlassen blieb und thun konnte, was mir gefiel. Aber mein erster Lehrer hatte zu feste Keime nach Ausbildung, nach Weiterkommen in mir gelegt, als dass ich etwas Schlechtes oder gar nichts hätte anfangen sollen, — ich las und schrieb, aber doch war ich allein und hatte einen Gehülfen nöthig. Meiner Mutter gefiel es am wenigsten, dass ich in einem Alter mir selbst überlassen war, das durch Bücher so manchen Irrgängen und Gefahren ausgesetzt ist. Sie sprach mit unserem Prediger, dem alten Propst Koch, und diesem gelang es, einen Hofmeister von der Heerstrasse aufzugabeln. Ein Mann bis sechs Fuss hoch und stark von Knochen und Schultern, war auf der Reise zu Graf Anhalt in St. Petersburg begriffen, um eine Stelle im russischen Militair zu erhalten. Er hiess Weitz, stammte aus einer im diplomatischen Fach bekannten hessischen Familie, hatte in Giessen studirt und sich einige gute Sprach- und philosophische Kenntnisse erworben. Sein Aeusseres verkündete indess einen Renommisten und seine Lieblings-Neigung war zum Soldatenstande. Er ging in grossen Stiefeln fast immer im Parademarsch einher, wich nicht gerne aus, und wehe dem, der ihn scheel ansah. Es gelang ihm indess nach 1½ Jahren etwa, die er bei uns war,

durch Graf Anhalt eine Stelle im Cadetten-Corps zu erhalten, und darauf russischer Capitän zu werden; welche Carriere er weiter gemacht hat, weiss ich nicht. Er war indess ein Mann, der bei seinen Soldaten-Anlagen mir nicht unnütz war, in manchen Dingen bin ich ihm den Dank schuldig, den ein jeder junger Mensch seinem Lehrer zollt, wenn er Fortschritte macht oder an Moralität gewonnen hat.

Er hielt mich für einen Jüngling, der als einziger Sohn auf einem väterlichen Gute schon fortkommen dürfte, — das war gerade nicht das, was einem Jünglinge bemerkbar gemacht werden muss, vielmehr muss er bei seinen erlangten Kräften nach Vollkommenheit, nach Besserung streben lernen, und die Eigenschaften eines Mannes von Werth zu erlangen suchen. Wo der Vater und Lehrer nicht darauf ausgehen, werden die beste Zeit und die besten Kräfte verloren, und der Jüngling kommt von seinen Irrwegen selten zurück, weil diese nicht so beschwerlich, nicht so sauer zu wandeln sind, als man Arbeitsamkeit, Selbstüberwindung und Tugend zeigen kann.

Ich las mit Weitz, machte Auszüge, studirte, spielte Billard und ritt fleissig aus. Nebenbei wurde scharf disputirt, wobei ich aber den kürzeren ziehen musste, denn seine Gründe waren oft mit kräftigen Flüchen vermengt, und wenn er mir sagte: „Bei allen Teufeln ich steige Ihnen auf's toupé,“ so war dies in Bezug auf seine herkulische Figur ein Argument, dem ich mit dem besten Muth nicht widerstehen konnte. Wir reisten im Sommer nach Kudding, Ludenhoff und in die Nachbarschaft, zu meinem Grossvater und Mutter Bruder Rosenkampff. Die Besuche bei einem jeden dauerten nicht Tage, sondern mehrere Wochen. Weitz las indess die Schriften damaliger Göttinger Philosophen, des Feddersen etc. Wenn ich ihn fragte, ob ich diese Sachen auch schon lesen könnte, so sagte er mir, wahrscheinlich aus Bequemlichkeit, sie wären

noch zu schwer und nur für einen Studenten passend. Dieses hatte jedoch die entgegengesetzte Wirkung auf mich. Es reizte meinen Ehrgeiz; wenn Weitz ausging, liess ich einige Sätze, und wenn er wiederkam, liess ich mich fragen und bestand gut. Nun erst nahm er mich vor, fütterte mich Verhüngerten zuerst mit Ebers Logik, und nachdem ich alle Barbara, Eclarent etc. und die Sorites verdaut hatte, fand auch er seine Freude daran und verschaffte mir einen wesentlichen Gewinn, den ich umständlicher erzählen muss. Mein alter Grossvater, wie oben erzählt, wünschte, dass der Enkel Eugenius Latein und was Brauchbares lernen möchte. Oefters sagte er mir, wie sehr die Wissenschaften einen jungen Menschen zierten und wie man mit solchen unter dem Adel glänzen und nützen könne. Er wusste aber nicht recht, was er von mir halten sollte, denn ausser den Briefen, die ich zu gewissen Zeiten an ihn schrieb, und die er von dem Prediger beurtheilen liess, konnte er mich weder selbst prüfen, noch war ich im Stande, mich geltend zu machen, vielmehr lebte ich mit meinen Vettern, den Gebrüdern Caspar und Adolph Rosenkamppf, ein frohes heiteres und glückliches Leben. Diese aber hatten einen Lehrer, einen Magister aus Göttingen, Namens Findeisen, der im literarischen Fache auch schon manches Gute aufgefunden und dieses sogar veröffentlicht hatte. Als Magister der Philosophie disputirte er bisweilen mit Weitz über Logik, damalige Methaphysik, und bei dieser Gelegenheit, wo ich ganz Ohr war, berief der Lehrer sich auf den Schüler, und bat den Findeisen, er möge mich etwas in der Logik examiniren. Das geschah, und weil ich noch Alles frisch im Kopfe hatte, so habe ich noch diese letzten Schlussworte von ihm behalten: „Gott straf mir, Sie könnten Magister werden!“ Wir gingen mit Weitz zufrieden in unser Zimmer zurück und ich studirte mit desto grösserer Lust,

ohne zu ahnen, welchen Vortheil dieses Examen bald für mich haben würde, denn nachdem wir schon lange wieder auf's eigene Land zurückgekehrt waren, hatte der Grossvater einmal mit Findeisen von mir gesprochen, und seine Besorgniss geäussert, ob der Eugene auch etwas lernen würde, da sein Vater so wenig auf Wissenschaften hielte. Findeisen war so freundlich, sich meiner Logik und der Kettenschlüsse zu erinnern und konnte daher meinem Grosspapa eine sehr günstige Meinung von mir beibringen, welches zur Folge hatte, dass bei dem nächsten Besuche nach einigen Monaten der Alte morgens, als wir noch allein beim Theetische waren, mir auf einmal sagte: „Eugene! ich höre, dass Du was lernst und dass Dein Vater nicht die Kosten daran wenden will, Dich studiren zu lassen; ich gebe Dir das Geld dazu und hier hast Du meine Hand darauf!“

O, wie küsste ich diese ehrwürdige Hand! Welch' ein Gefühl, welch' eine Empfindung durchströmte das Blut des Jünglings; die Versicherung, zu genügenden Kenntnissen für meine Bestimmung zu gelangen, war mehr als eine kostbare Acquisition. Ich gestehe es noch jetzt, dass ich nicht zu entscheiden weiss, ob jene Erfüllung meiner damaligen Wünsche oder die spätere Zusage meiner Geliebten meine Einbildungskraft mehr aufregten und mich für diesen Augenblick glücklicher machen konnte. Meine liebe Gattin, wenn sie dieses liest, wird es mir gewiss nicht verargen; denn obgleich ich sie unaussprechlich liebte, so war ich doch schon 25 Jahre alt, und die Aussicht auf eine unzertrennliche Verbindung, deren Rosenbande nicht immer blühen, und welche die Vorsehung mit so manchen Leiden verwebt hat, ist nicht mit jener idealistischen zu vergleichen, welche dem Erdenmenschen einen Lohn verheisst, der nie geraubt werden kann, der sich immer mehr erhöht, auch dann, wenn aus dem gebrechlichen,

tief unter die Erde gebetteten Körper, sich die Seele mit geläuterten Fähigkeiten in höhere Regionen erhebt.

Guter Weitz, hättest du damals mehr in Sprachen und Mathematik mich geübt, so wäre es, besonders für das Lateinische, sehr gut für mich gewesen. Du hieltest es aber mehr mit den lebendigen Nymphen, als mit den todtten Sprachen, und machtest auch kein Geheimniss daraus; das Beste war dass Du klug Partei ergriffst, mich für eine aufkeimende Leidenschaft zu erwärmen, welche bei Dir schon völlig ausgebildet und reif war. Sein Beispiel und seine Aufrichtigkeit war ein besseres Veto als irgend eine Verstellung oder Heuchelei; ich hielt ihm seine grobe Leidenschaft wie seine grobe Demonstration zu Gute, und seine Warnungen für mein jugendliches, zartes und Gefahren ausgesetztes Alter nahm ich gern und mit Ueberlegung auf. So bleibt Wahrheit immer ein köstliches Ding. Sie ist der reine Accord für das Ohr, welches nicht fragt, ob die Hand, welche ihn ertönen und in unser Herz dringen lässt, auch sich irgend eine Entweihung zu Schulden kommen liess. Bekennet ihr Menschen nur Eure Fehler, gesteht Eure Schwächen und ihr stiftet, wenn ihr zugleich auf Abwendung derselben hinzuweisen versteht, immer noch was Gutes! Bei mir war es der Fall, denn was Genüsse anbetraf, war ich nach alter Gewohnheit und durch Beeinflussung noch dem Streben nach geistigen Genüssen unterworfen, und ohne Zollikofers vortreffliche Abhandlungen über den Werth des Menschen und der geistigen Vergnügungen gelesen zu haben, hatte ich Erdmann's Lehren und Grundsätze, die er mit seinen Handlungen bekräftigte, tief in mein Herz gedrückt.

Weitz verliess uns, um wie gesagt Capitän zu werden, und nunmehr gab es eine lange Pause für mich, denn mein alter Vater wusste nicht, ob er noch einen vierten Lehrer für

mich nehmen oder ob ich eine Gelegenheit, auf Reisen zu gehen, abwarten sollte. Die gute Mutter hatte den eigentlichen väterlichen Sinn, der dem Sohne zu Statten kommen musste, und sie war es, welche den alten Meyer, ehemaligen Cantor und Lehrer in Narva und nachmaligen Arendator des Kirchengutes Peuthof, in's Haus schaffte. Der Alte kam mit den lateinischen Classikern und mit Decartes und Boileau besser fort, als mit den esthnischen Arbeitern, und überliess seinem alten Weibe, die er nur aus Dankbarkeit für eine Krankenpflege geheirathet hatte, die ganze Wirthschaft; sie fütterte fleissig das junge Vieh, während er mit der grössten Gewissenhaftigkeit seine Schüler unterrichtete; bei jenem konnte die Kost schneller gedeihen, aber nur zu dem Zwecke, um es abzuschlachten und zu verzehren. Seine Kost stärkte hingegen und theilte sich wohlthätig mit. Seine Methode war seinem hohen Alter, er hatte die umgekehrte Alterszahl seines 17jährigen Eleven, angemessen, besonders da er ein frommer und sehr ängstlicher Mann war. Seine Gewissenhaftigkeit ging so weit, dass er mich recht dringend bitten konnte, ich möchte ihm helfen, sein Salarium verdienen, ich möchte beten, um auch ihm darin behülflich zu werden, und wenn sein Schlaf, wie oft geschah, unterbrochen wurde, so füllte er die langweilige nächtliche Lücke mit Seufzern, Gebeten und Thränen aus.

Mein Vater konnte diese Frömmerei nicht wohl vertragen und liess sich's etwas beissend merken; um so geduldiger ertrug es Meyer und erwiderte den Spott mit Scharfsinn, denn er hatte die Alten mit Verständniss gelesen. Bei seinem Unterrichte sass er immer an meiner Seite, liess mich exponiren, analysiren und paraphrasiren, übte mich im Stil, besonders im französischen Briefstil, worin er eine eigene Fertigkeit besass, und es thut mir leid, dass ich keine seiner vielen Briefe in dieser

Sprache mehr hinterlassen kann als ein Denkmal seiner frommen Gesinnungen. Sein Alter und seine Bigotterie machten ihn endlich stumpf und dazu kam noch ein kleiner Grad von Geistesstörung, so dass wir uns nach anderthalb Jahren trennten. Ich machte keine grossen Fortschritte, ausser dass ich den Cicero besser lesen und auch einige juristische Kenntnisse erlangen lernte. Mein Vater musste eine theure Ausgabe, die Pandekten ankaufen, mit denen wir aber nicht umzugehen wussten, denn Meyer hatte nicht die Rechte studirt.

Dieser war mein letzter Hauslehrer und da ich in mein zwanzigstes Jahr trat, so wurde auch keiner mehr angenommen. Mein drittes Decennium geht also nun an.

Drittes Decennium.

Von meinem zwanzigsten bis dreissigsten Jahre.

Nunmehr verlebte ich wohl ein ganzes Jahr, mir selbst überlassen. Ich zog mit meinen Eltern nach Narva, nach diesem kleinen See- und Handelsstädtchen, das aber sehr gute Geschäfte in England und Holland machte, wo ein Aviso-Kaufmann besser lebte als mancher Banquier in der Residenz und wo Generäle und bedeutende Männer froh und gesellig weilten. Mein Vater gehörte mit zu diesen Häusern, und so wenig die Einkünfte sich damit vertragen mochten, so viel trug die Wirthschaftlichkeit meiner Mutter, vereint mit der Ordnungsliebe meines Vaters dazu bei, dass unsere Tafel sich nicht schämen durfte, die vornehmen und geringen Gäste aufzunehmen. Aus der Residenz fanden sich mehrere Familien wie Kurakin, Tscherkassow, Glebow etc., welche den berühmt gewordenen Arzt Sander consultirten und dessen rothe Temperir-Pulver so viel Wunder thaten, dass Tausende derselben bis nach Moskau versandt und durch die Apotheken in Verkehr gebracht wurden. Narva hatte einen gelehrten Schweden Namens Gnospelius zum Bürgermeister, zwei Prediger Alopäus und Trefurt, deren Nachkommen besonders im diplomatischen Fache sich zu Excellenzen aufgeschwungen haben und damals einen Sachsen zum Rector, der Mattha hiess und dem ich unter seinen Cypressen noch einen tiefgefühlten Dank darbringe. Dieser Sächsisch-Narva'sche Ge-

lehrte zog mich dadurch bald an sich, dass er die Schönheiten des Horaz und Virgil mir an's Herz zu legen wusste; ich bat diesen prächtigen Mann, mir einige Stunden zu geben und in dem Elysium dieser Dichter herumzuführen, das that er und ich zog mit durstigen Zügen den stärkenden belebenden Nectar dieser Alten in mir ein. Der Zauber ihrer Worte belebte den Geist und die Einbildungskraft des jungen Mannes, der bei einer so müssigen und unbedeutenden Lebensweise wie die meinige, leicht erschlaffen musste. Mattha hatte zwei Pensionäre, Fitkau und Masing, welche sich auch auf die Universität vorbereiteten; mit diesen wurde manche Stunde getheilt, oder, wenn jene nur repetiren oder studiren mussten, dann ging ich zur Schwiegermutter des Rector Mattha, Madame Seydler, einer braven, rüstigen Hausfrau, und wenn der Schwiegersohn sich nun auch einfand, dann gab es ein lustiges l'hombre, eine ebenso frohe Abendmahlzeit, und mehrmals kam ich nach Mitternacht nach Hause, wo ich wegen zugemachter Pforte, an der ich nicht poltern durfte, über ein flaches Nebendach mit Hülfe einer Zofe stieg, die dem Musensohne, wofür sie mich wegen meiner Arbeiten angesehen haben mag, diese Unregelmässigkeit zu Gute hielt.

Die Frau Doctorin Sander, geborene Krumpein, eine sehr lebhaft, musikalische Frau, gab alle Donnerstage Concerte, wo alle Vornehme, alle Verwandte, Liebhaber und Bekannte sich einfanden. Ich hatte im Violinspiel so viel Uebung, dass ich in der Symphonie die Secunde spielen konnte und als reiner Liebhaber hatte ich mehr Dreistigkeit auf diesem so empfindsamen Instrument, wie ich als Professionist nicht hätte haben dürfen. So theilte ich Vergnügungen mit Beschäftigungen und fand das Vorzüglichste im menschlichen Leben, das *miscuit utile dulci*. Es war aber einem jungen Manne nicht genügend, seine Zeit grösstentheils den An-

nehmlichkeiten solcher Verhältnisse hinzugeben; man sehnt sich in dieser Periode nach Arbeit, nach Anstrengung, die einen weiter führen, man möchte immer weiter kommen, um mehr zu sein, oder was man heutigen Tages mit dem Worte eigene Ausbildung versteht. Ich füllte zwar einige Stunden des Tages nützlich aus, es blieben mir aber zu viele übrig, um nicht Langeweile zu fühlen und darüber nachzudenken, dass ich meine Zeit nicht so nützlich anwandte, wie es ein junger Mann thun soll. Also wandte ich mich nun an den wohlthätigen Grosspapa und an sein Versprechen, mich studiren zu lassen, und nach mehreren Schwierigkeiten, welche mit unseren heissen Wünschen so oft verbunden sind, und welche die gute Mutter durch ihre Vernunft bekämpfen half, ward meine Abreise beschlossen. Doch unternahm es der Vater, mich vorher nach St. Petersburg zu bringen, um mir die Residenz zu zeigen. So setzte er sein Vorhaben durch und bewährte den angenommenen Grundsatz, dass Reisen und die Welt kennen lernen mehr als alles Studiren sei. Er hatte Gelegenheit, 500 silberne Rubel von einem Darlehen zu entnehmen, und diese waren die besten Führer.

Wir reisten im Sommer mit der Post und blieben so lange in jener glänzenden Kaiserstadt, als diese Summe vorhielt, das heisst einige Wochen. Mein Vater führte mich zuerst in die ihm bekannten vornehmen Häuser, in die Paläste, Academie, Kunstkammern, Gärten und öffentlichen Vergnügungsplätze, auch sah ich den berühmten Peter Pauli-Tag und brachte die Nacht in Peterhof zu. Petersburg hatte noch lange nicht den Glanz und die Schönheit erreicht, die es jetzt besitzt. Es war aber auch damals schon ein herrlicher Ort. Das Winter-, das Marmor-Palais, der Quai, die schönen Canäle, die Academie, die Pracht des Hofes und besonders die Annehmlichkeiten der Gärten der Grossen, fesselten meine

Aufmerksamkeit und Einbildungskraft, so dass in den beiden Narischkin'schen Gärten, „Ha, ha“ und „Ba, ba“ genannt, ich an keine Rückkehr nach Hause dachte, und es meinem Vater viele Geduld gekostet haben mag, mich aus selbigen wieder hinausbringen zu können. Der erste „Ha, ha“ hatte seinen Namen von den Annehmlichkeiten, welche diese Gärten durch die schönen Bäche, Canäle, Wiesen, Wäldchen und Häuser, Brücken und Belustigungsplätze in der sinnreichsten Abwechslung gewährten; der zweite „Ba, ba“ führte seinen Namen mit Recht durch die Ueberraschungen: Cascaden, dunkle Waldstücke, grotesken Ansichten und durch eine Höhle, in welcher sich ein ausgestopfter Bär befand, der jedem Unbefangenen Schrecken einjagen konnte. So hatte ein jeder der reichen Brüder Narischkin, der eine die Idee des Vergnügens, der andere die Idee der Ueberraschung in diesen Gärten mit grossen Kosten ausgeführt, und der Zuschauer, der Freund der Natur und der Kunst hatte alles dieses umsonst.

Ebenso war der Anblick am Peter Pauli-Tag in Peterhof ein festliches Zauberstück; der ganze tiefgelegene Garten war mit allen Kunstgebäuden und Naturschönheiten illuminirt und der Simonslöwe warf aus seinem Rachen einen Wasserstrahl von seinem Standpunkte bis über die Spitze des auf einer Anhöhe stehenden Sommerpalastes hinweg, und die See prangte mit einer Menge illuminirter Schiffe. Die kaiserliche Familie und die gesternten Grossen fuhren unter den Tausenden von Menschen auf und ab, und eine auserwählte Musik liess sich dann und wann hören.

Die Wachtparaden, der Gottesdienst in den Tempeln, die Opern, die Ballete, die National-Jagdmusik, die Admiralität, die Ablassungen der Kriegsschiffe vom Stapel, die öffentlichen Anstalten, die Münze, das Findelhaus u. a. m. sind

bewundernswerthe Gegenstände einer Pracht und Grösse, wie man sie in wenigen Residenzen findet.

Der Aufenthalt in derselben war mir insofern vortheilhaft, als ich einen grossen prachtvollen Hof gesehen und Seltenheiten kennen gelernt, die mir nichts Bewundernswerthes mehr übrig liessen. Gewiss ist es nicht zwecklos, einen jungen Menschen, besonders in Russland, diese Kaiserstadt erst sehen zu lassen, und dann auf die Universität und in fremde Länder zu schicken. Sie lässt Ideen zurück, durch welche gewöhnliche Studenten-Ergötzungen Einem sehr kleinlich vorkommen, ebenso die fürstlichen Paläste und die Feierlichkeiten und öffentlichen Vergnügungen anderer Länder. Er wird einen Spaziergang bei Jena oder eine Sommerfahrt nach Rosenthal und Connewitz bei Leipzig nicht für eine der vorzüglichsten Lustpartien halten. Er wird in seinem Anzuge und seinen Sitten einen Kenner besserer Lebensart verrathen und Achtung für die sogenannten Grossen mitbringen, welche einem jungen Manne nicht nur geziemt, sondern da oft seine Lebens- oder Glückslaufbahn von der ersten Meinung abhängt, die der Grosse von ihm fassen lernt, ihm auch nützlich wird. Kurz, er wird eine Menschenkenntnis mit sich bringen, die ihn empfehlungswerther machen und seinen erworbenen Kenntnissen eine grössere Verwerthung giebt; denn auch die Gelehrten verkennen die guten Sitten nicht und stimmen in dem lateinischen Sprüchworte: *qui proficit in litteris et deficit in moribus* etc. überein.

Aber man lernt auch den Tand, den Zwang und die von der Natur so abweichende Lebensweise kennen und die eitle Ehrbegierde, sowie das Streben nach Dingen verachten, die so täuschend und so wenig beneidenswerth sind. Ich sah den mächtigen Fürsten Potemkin, vor dessen Grösse in physischer und politischer Hinsicht alles sich beugte, vor dessen Gewalt

alles zitterte, um dessen Gunst Alles, auch die Ordensmänner buhlten, und vor dessen wahren Verdienste doch Niemand Achtung haben konnte. Ich sah die Vorgänger und Nachfolger dieses Favoriten in ihrem Glanze, in ihrer Pracht, welche im gemeinen Sinne nichts als Menschliches an sich hatten. Ich sah Ordensleute, Vorsitzer und Glieder der höchsten Collegien, deren Lebensart mit ihren Pflichten in vollem Widerspruche stand. Nur hie und da glänzte ein in der That besternter Grosse durch seine Seele und seinen Kopf; schon sein Name ward vom Geringen wie vom Vornehmen mit Ehrfurcht ausgesprochen, sein Ruf war glänzender als seine Brillanten, und man hätte ihn am liebsten als einfachen Menschen im edlen Sinne gesehen. So hätte man auch gern ausser der Residenz die guten gebildeten Menschen kennen gelernt, die dort den innern Werth auch in ihrem Innern bescheiden zurückhalten mussten, weil sie noch nicht die Stufen herangestiegen waren, wo der Thron des Stolzes und der Pracht es ihnen vergönnt, sich zu verlautbaren und ihre selbst erworbenen Verdienste zeigen zu dürfen.

Jene Pracht, jener Luxus und jene Sittenverderbniss zeigen dem Beobachter auch bald die Blößen der grossen Stadt, und wer sie nicht nothwendig besuchen musste, der sehnte sich auch wieder nach seiner Heimath, und so machten wir es auch, da unser Geld zu Ende war, und wenn wir auch nicht völlig mit Rousseau sagen konnten: „*Adieu Paris, adieu ville du bruit, de fumée et de boue,*“ so waren wir doch wieder froh, nach unserm Städtchen zurückzukehren, und ich sehnte mich nach jenem Städtchen, wo die Musen ihren Tempel erbaut und die Wissenschaften ihren Sitz hatten, wo die Grösse der Männer in ihren Gaben und Mittheilungen bestand, wo Fleiss und Geistescultur in stiller Bescheidenheit glänzten, weil beide noch so hohe Regionen fanden, dass

sie den innern Werth eines Gegenstandes höher schätzten, als äussere Pracht. So dachte ich in jugendwarmem Enthusiasmus, war aber noch weit von meinem Himmelsgestirn, denn wir kamen für's erste nach Narva zurück. Nun ging es aber auch mit Ernst an die Vorbereitungen zur Reise nach Leipzig, und eben deswegen nach dieser gebildeten Musenstadt, weil andere zu sehr Studentenstädte sind und die dortigen Studenten ausser mit ihren Professoren nur mit sich selbst Umgang unterhalten, ferner weil Rector Mattha dort studirt und dem Horaz und Cicero die Zeichen seiner Verehrung gebracht hatte. Mein Vater gab mir 200 Silberrubel mit und das war viel, denn selten war er bei Casse, jedoch nahm ich auch diese nicht bedeutende Summe sehr gern, in der festen Absicht, wenn ich auch nichts mehr hätte, unter falschem Namen zu reisen, und wenn ich einmal mich dem Catheder genähert haben würde, mir durchzuhelfen wie ich könnte. Denn wie viele junge Leute enrollirten sich bei der Garde mit wenigen Rubeln, während so viele andere mit Tausenden nicht auskommen konnten. Mein Fels und meine Burg war aber der Grossvater, zu dem ich nun am 24. Mai 1780 von Mehntack aus reiste. Hier gab der alte Onkel Robert Rosen mir einige Pferde und bei der Riege tranken die gegenwärtigen Wirthe die Gesundheit des abreisenden Erbherrn, wozu der alte Arrendator den Branntwein hergegeben hatte. Ein Lebewohl winkte auch ich ihnen zu und setzte mich anstatt in die verdeckte Kibitke vorn auf den Rand mit meinem Bedienten. Im Taumel der frohen Abfahrt, welchen eine Pfeife Tabak mit langem Rohr noch vermehrte, fuhr der Junge an einen grossen Stein und das Pfeifenrohr glitschte längs dem Gesichte und den Augen so nah vorbei, dass es mir auf ein Haar wenigstens ein Auge hätte ausstechen können. Sehr betroffen setzte ich mich darauf in das Rogoschen-Gewölbe und

brachte nachdenkend eine grosse Strecke Weges zu. So begegnet uns in der glücklichsten Stimmung, unter den frohesten Erwartungen ein Stein des Anstosses, der nicht nur alle guten Aussichten raubt, sondern uns ein trauriges Andenken bis an unser Grab hinterlässt. Ich dankte dem Lenker aller Schicksale und bekam allmählig den frohen aber bescheidenen Muth wieder, und machte mich darauf gefasst, dass bei der ersehnten grossväterlichen Unterstützung wohl auch ein Hinderniss eintreten könnte.

Ich kam nach Kudding und eröffnete nun dem Greise den Endzweck meiner Fahrt. Drei Tage vergingen, ohne dass der Alte eine besondere Notiz davon nahm, und mir war wie einem Freier zu Muthe, dem die Bedenkzeit der Ansprache gewaltige Beklemmungen des Herzens verursacht. Ebenso schlaflos wie jenem, vergingen die Nächte mir, denn es war beim Abschiede meiner Eltern mir noch das Gebot mitgegeben, dass, wenn der Grossvater das Versprochene nicht hielte, ich wieder zurück nach Narva sollte. Am vierten Morgen rief der Alte mich nach seinem Schreibzimmer und hatte das Schreibzeug in Bereitschaft gelegt, welches ich mehrmals an seiner Stelle gebrauchen musste, weil er sehr schwache Augen hatte. Ich glaubte, es würde wieder einen Brief zu schreiben geben und näherte mich in stiller Ergebung dem Schreibtische, als der Alte mir ganz kalt sagte: „Eugen! hebe den Deckel von diesem Kasten auf, da liegt ein Sack mit 500 Silberrubel. Nimm ihn zu Deiner Reise. Diese Summe habe ich zu Deinen Studien versprochen und sollst sie alljährlich haben, so lange Du studiren wirst.“

Erstaunt, ja versteinert war ich, dem Alten drückte ich küssend die Hand und eilte wie ein geflügeltes, im dritten Himmel versetztes Glückskind durch alle Zimmer zu meinem Reisekoffer und warf den schwer klingenden Sack hinein.

Nachdem endlich die Minuten des Staunens und der plötzlichen Befriedigung traumhaft verschwunden waren, kam ich zum herzlichen Dank und begleitete die trockenen Worte mit warmen Thränen des Gefühls und der Erkenntlichkeit.

Nun erst waren meine liebsten Wünsche erfüllt, das Gebäude meines Glückes, meiner Wohlfahrt stand vollendet vor mir, und ich befand mich gleichsam in dem Eden der ersten Schöpfung, wo die Aussicht, ein gebildeter Mensch zu werden, mir das ganze Paradies vorzauberte, ich sah die Mittel schon für die Wirkung an, und in jenem Jünglingsalter des lebhaften Enthusiasmus war ich schon das, was ich noch erst werden sollte, ich war ein Sohn der ihm entgegenkommenden Musen, ein in das Heiligthum der Weisen Berufener, ich lebte nicht mehr mir selber, sondern den Göttern des Olymps und hatte das Ehnstische verlassen und vergessen.

Wer aber eine Universität bezieht, der muss auch vorbereitet sein, und Grundsätze und Grundkenntnisse mit sich nehmen. Ehe ich also meine Fahrt beginne und an das magere Reisejournal mich halte, will ich Euch, meine Lieben, den Gefallen erzeigen und Euch damit verschonen, und lieber einige Bemerkungen über öffentliche und häusliche Erziehung, besonders für den Studirenden, mittheilen. Es ist eine passende Abschweifung meiner Lebensgeschichte, da ich nach einer häuslichen Erziehung bis in's zwanzigste Jahr, bis zu meinem jetzigen sechzigsten mehrere öffentliche Lehranstalten kennen gelernt habe.

Der häusliche Unterricht ist eben sowohl der Grund aller Fortschritte in den Wissenschaften, als die häusliche Erziehung der Grund des moralischen Verhaltens. Welcher Hausvater es vermag und wem es von der Natur vergönnt ist, ein gutes Beispiel von Fleiss, Ordnung und Thätigkeit abzugeben, der halte seinen Sohn so lange zu Hause, bis er eine hohe Schule

beziehen kann. Er sei selbst der Lehrer, wenn seine übrigen Verhältnisse es so mit sich bringen, besser aber, er suche einen, der dieses Erziehungsgeschäft zu vollführen im Stande ist. Nur dann, wenn das Kind bemerken, auffassen und denken gelernt, wenn es mit diesen unentbehrlichen Attributen sich in den Vorhöfen der Sprachen, der Geschichte, der Zeit und des Raumes umgesehen, dann bringe man es an die Stufen, welche seine Fähigkeit erreichen kann. Man lehre es eine jede fest betreten, damit er keine übersteigen und also im Stande sei, sich weiter herauf zu begeben. Da dieser Stufen so viele sind, dass man kaum die höchste sich denken kann, so wisse man, bei welcher es Zeit wird, den Sohn in den offenen Tempel zu führen, und mit welchen Männern er bekannt sein muss, um dort aufgenommen werden zu können.

In einem jeden guten Hause, könnte man sagen, kann ein Kind gut erzogen werden, muss es das väterliche gerade sein? Wie viele sind nicht berühmt geworden, welche das Schicksal hatten, ihre Eltern frühe zu verlieren? Dieses ist ausgemacht, aber diese hatten das Glück, durch ihre Fähigkeiten und guten Anlagen Männer an sich zu ziehen, die väterlich dachten und den Zögling als Kind liebten. Ein jeder Hausvater fühlt das Verdienst, der erste Stifter der Bildung seines Kindes zu sein, und ein verwaistes ist daher immer der Gegenstand des Mitleidens und Bedauerns, obgleich diese vortreffliche Regung der Seele, aus einem Pflegevater oft einen besseren als den Naturvater schaffen kann. Der Hausvater ist mit seiner treuen Gattin, unter seinen Kindern, mit seinen zu ihren Pflichten angehaltenen Dienern ein schätzungswerther Mann; seine über Alles sich erstreckende Sorgfalt, das Gefühl der Liebe, sein Wohlwollen für die Seinigen erregt die kindliche Zuneigung und jene Anhänglichkeit an den Geburtsort und das älterliche

Haus. Hier, wo das zärtliche Auge, die sanftere Sprache der Mutter den Blick des Vaters und seine strenge Rede mildert, hier bleiben die Eindrücke des Guten fester; hier werden sie angenehmer und unvergesslich, hier werden auch die Vergehungen der Kinder nach den Geboten der Natur mehr oder weniger wichtig angesehen und behandelt. Wer weiss besser als Eltern, was Nachsicht, was strenge Ahndung verdient, oder wer könnte es wohl besser wissen, da sie sich selbst kennen gelernt und ihre lieben Kinder als Früchte ihres eigenen Stammes ansehen müssen. Ihre Bestrafungen sind die zweckmässigsten und bleibt die Ursache dem Schuldigen zu seinem Troste auch da verborgen, wo sie aus Liebe ertheilt werden. Ein in einer öffentlichen Anstalt bestraffter Schüler bleibt für immer ein schlecht bezeichneter und sein Muth wird sich nie dahin erheben können, wo ein der des verirrtten, von Eltern bestrafte Sohnes sich erheben kann. Glücklich bleibt also das Kind, das unter den Augen der Eltern, unter deren Leitung und Pflege bis dahin aufwachsen und gedeihen kann, wo, wie es bei Söhnen die Bestimmung ist, es das väterliche Haus verlassen muss, um sich für einen weiteren Kreis auszubilden.

Wo also das väterliche Haus im Wissen und in Bildung nichts mehr bietet, da ist es Zeit, das Kind einer guten Lehranstalt anzuvertrauen, und diese findet sich da, wo rechtliche, treue und erfahrene Lehrer angestellt sind, und wo diese auch für Einzelne etwas wirken und thun. Hat das Kind von Hause gute Anlagen mitgebracht, so wird es unter diesem Himmelsstriche des Lichts und der Wärme aufblühen und im Guten aufwachsen können; fehlt es ihm an Fähigkeiten, an Kenntnissen, so bleibt es auf den unteren Stufen zurück; fehlt es an Moralität, so müsste es abgewiesen werden, und so hart dieses in solchem Fall scheinen mag, so gerecht und

nützlich bleibt es für die sämmtlichen Schüler der Anstalt. Wie wichtig bleibt also den Eltern die Erziehung ihrer Kinder und wie nützlich wird sie unter ihren eigenen Augen, unter ihrer Autorität, denn letzteres bleibt ebenfalls ein häusliches Erforderniss, da es wohl unterrichtete, aber nicht zugleich gesittete Hofmeister giebt. Denn manche von ihnen lassen bei ihren guten Characterzügen auch Schwächen gewahr werden, welche indess die Hausfrau allein ihnen abgewöhnen kann, z. B. Reinlichkeits-, Ordnungs- und Anstandsverstösse. Ein verständiger Hausvater, ein rechtlicher Lehrer muss wissen, wann es Zeit ist, den Sohn aus der väterlichen Schule in eine andere zu versetzen. Eine öffentliche, besonders eine solche, die wie die Fürstenschulen in Sachsen, sich auszeichnet und nach welcher sich noch wohleingerichtete Schulen richten, ist die zweckmässigste; junge Leute oder Knaben lernen gründlich, lernen arbeiten und sind von allen Zerstreungen entfernt, welche letztere an so vielen Orten die guten Eindrücke verlöschen und das mühsam Gesammelte wieder verwehen lassen.

Unstreitig bleibt es indess, dass eine einheimische Schule besonders dem jungen Adel eine wahre Vaterlandsliebe einflössen muss. So wie das Kind sein väterliches Haus vorzugsweise lieben wird, so werden einem solchen die in einheimischen Schulen gemachten Bekanntschaften mit guten lebenswürdigen Zeitgenossen auch werther sein und es mehr an seine Heimath fesseln. Es hört die Urtheile und Schicksale seines Vaterlandes, die ihm interessanter sein müssen, als fremde Landesverfassungen, es wird in Gesinnungen auferzogen und bestärkt, die seinem Geburtsorte angehören und die es sich anzueignen versuchen muss. Dahingegen wird ein Kind, das einige Zeit im Auslande lebte und fremde Sitten angenommen, die von denen seiner Heimath abweichen, nicht für

voll angesehen. Wenn es erwachsen, wird es seinen Verwandten und Landsleuten fremd gegenüberstehen, wird oft verkannt und sich dann durch Verachtung desjenigen, was es nicht so wie im Auslande findet, zu rächen suchen.

Dem Adel, den Begüterten kömmt es zu, dahin zu wirken, dass die Jugend nicht durch chimärische fremde Cultur umgeschaffen und die noch übrig gebliebene schlichte, reelle Denkungsart gegen chimärische, pedantische Kenntnisse vertauscht wird, oder dass in Folge unrichtiger Auffassung eine freie Lebensweise überhand nimmt, die noch in keiner Staatsverfassung ihr Glück gemacht hat. Der Adel erhalte und vervollkomme die Schule, zu welcher er einen so guten Grund gelegt und welche unter der Leitung des Landraths Baron Ungern sich einen verdienten Ruhm erworben hat, der Adel suche seinen Kindern eine gute häusliche Erziehung zu geben und diese dann in die öffentliche Schule zu führen, wo sie gut beaufsichtigt werden. Er wird dann einen doppelten guten Zweck erreichen, seinem Vaterlande gute Mitbürger und gemeinnützige Menschen erziehen. Was hernach der Jüngling draussen beginnen mag und ob selbst der gereifere Mensch, wenn auch gerade nicht aus Neuheitsreiz und Nachahmungstrieb oder durch Naturphilosophie verleitet, andere Grundsätze annimmt, das bleibe dem unberechenbaren Schicksale überlassen. Bei dem Verständigen wird dieser Wechsel entschuldigt, weil er keinen schlechten Gebrauch davon machen wird und auch schwerlich machen kann.

Nach dieser Nebenbemerkung komme ich auf meine Reise nach Leipzig zurück. Mein Onkel, damaliger Landmarschall Rosenkampff, brachte mich in seiner Kutsche schnell nach Riga. Sein ehrenvolles Amt, sein Ansehen liess ihm überall eine grosse Zuvorkommenheit und Achtung erzeigen, was leider nach drei Jahren nicht mehr der Fall sein sollte. Ich

logirte mit ihm im Ritterhause und er bedang mir einen Königsberger Fuhrmann, der mich für 56 Ducaten bis Königsberg bringen sollte; ich schaffte mir noch einen Reisebegleiter, einen westphälischen Tuchhändler, Kaufmann Widenfels, an, der zugleich seinen Reisewagen hergab, und nun wurden drei Danziger Hengste vorgespannt. Wir machten nur acht Meilen täglich, aber die Zeit wurde mir nicht lang. Widenfels war schon viel als Kaufmann gereist, und auch das, was er von einer guten Tuchfabrik zu sagen wusste, hörte ich nicht ungerne. Nur das schien er übel zu nehmen, dass ich täglich an einem Reisejournal schrieb, und ich verdenke es ihm auch gegenwärtig nicht, da dieses Tagebuch, auf einem so kargen Boden und unter so wenig Veränderungen geschrieben, nicht anders als sehr mager ausfallen konnte. In Kurland sah ich in einem Wirthshause einen wohlgebildeten Mann, welcher dort Herr zu sein schien; dieser fragte mich nach meinem Namen und meiner Reise. Als er den Endzweck der letzteren erfuhr, sagte er mir sehr viel Gutes und Rühmensewerthes darüber. Es war ein Baron Ficks, mit dessen Vetter ich nachher Bekanntschaft auf der Universität machte. Um den Sand am Kurischen Haff etc. zu vermeiden, bestiegen wir ein Fahrzeug und hatten eine sehr stürmische und gefährliche Seefahrt bis nach Memel. Es vergingen noch mehrere Tage, ehe unser Fuhrmann uns bis Königsberg brachte. Hier besah ich die Bibliothek, von der ich bisher wenig gehört hatte. Der unsterbliche Professor war damals noch nicht berühmt, obgleich seine Kritiken schon bekannt waren. Von Königsberg fuhr mich die ordinäre Post bei Tag und Nacht nach Berlin, und die Reise konnte, von der Geldersparniss abgesehen, nur dadurch lehrreich werden, dass ich noch nie erfahrene Erschütterungen und einen derben Hunger ertragen lernte; denn der Wagen, der 12 Passagiere und die ganze

Post einnehmen kann, bestand aus Balken und Latten, und die Posthalter waren alle zu vornehm, um einem Passagier etwas zu reichen. Ich erinnere mich einer hellen Sommernacht, wo Müdigkeit und Nüchternheit mich auf den Einfall brachten, eine Pfeife Tabak hinter dem Wagen, der eben vor der Station verweilen musste, zu rauchen; aber mir ward übel; ich musste mich wieder arg rütteln lassen und litt gewaltig, ehe ich wieder ein Bett und eine Mahlzeit in Berlin antreffen konnte.

Es gab aber auch einige frohe Stunden in diesem Postwagen, wenn nämlich heitere, angenehme Menschen sich als Reisegefährten zu einem gesellten; auch unter den sogenannten blinden Passagieren (solchen, die sich ohne Wissen der Posthalter in den Wagen einschlichen und von der Gesellschaft und dem Postillon zugelassen werden) gab es einige mit hellen Augen und einnehmendem Wesen, wodurch die Unterhaltung einen anderen Anstrich gewann. Die ausländischen, eigentlich preussischen Bauern zeigten ohngeachtet ihrer Freiheit keinen ausserordentlichen Wohlstand, und man begegnete, wie in allen Winkeln unseres Erdballs vielen Armen, so hier wenig Zufriedenen dieses Standes. Unter der besseren und bürgerlichen Classe, welche durch die guten Lehranstalten so viel vor unserem Lande voraus hatte, waren häufig sehr unterrichtete Menschen, die um das liebe Brod grosse Besorgniss verriethen und sich auch mit den geringen Gehalten in ihrem Vaterlande begnügten. Von der letzten Station brachte mich der Postillon gerade nach Hôtel de Rome; der Wirth gab mir, nach meiner Equipage mich schätzend, ein kleines Zimmer, jedoch mit gutem Bett und des Morgens einen guten Kaffee. Welche neue Wohlthat waren diese entbehrten Genüsse; man muss so wie ich zehn Tage von Post zu Post zerrumpelt sein und so wenig zu beissen gehabt

haben, um diese Wohlthat so zu empfinden, wie ich sie empfand. Herr Petschke, so hiess der Wirth, hatte eine brave Frau, eine Tochter, welche zu Berlin's Schönheiten gerechnet ward, und einen Sohn, der ein angenehmer Mensch war. Der Wirth, nachdem er mich in meiner Ingenieur-Uniform gesehen, beeilte sich, mich gut zu empfangen und mir nicht zu viel abzufordern; die Mutter gab mir wohlmeinende Verhaltensregeln für Berlin. Die Tochter war zu hübsch und gebildet, als dass sie auf mich nicht den besten Eindruck hätte machen sollen, und der Sohn zeigte mir mehrere Merkwürdigkeiten der Stadt. So wurde mir diese Familie eine sehr liebe, und da an ihrer Table d'hôte sich auch angesehene Einwohner von Berlin einfanden, als z. B. Graf Göltz und andere Militärs von Range, so waren die Mahlzeiten auch unterhaltend und angenehm.

Das Theater, die Besuche der Lustschlösser von Charlottenthal, die Wachtparade übergehe ich, weil sich davon nicht besonders viel erzählen lässt, wenn man St. Petersburg gesehen hat. Aber der Berliner Academie der Wissenschaften muss ich erwähnen, und bei dem anerkannten Ansehen jener Gelehrten ein Beispiel meiner eigenen Schwachheit mittheilen. Professor Bernouilli, an den ich empfohlen, beredete mich, einer Sitzung in dieser Academie, deren Mitglied er war, beizuwohnen. Es war ein gewaltig heisser Tag und ich war den ganzen Morgen in Bewegung gewesen. Nun ging ich zu Bernouilli, dieser führte mich um die Mittagszeit in den grossen Königssaal, durch dessen grosse Fenster die Sonne gewaltig auf mich stach, denn man gab mir einen Stuhl in der Mitte dieses Saales. Um die grosse Tafel der Vierundzwanziger setzten sich mehrere Gelehrte und ihre Secretäre, auch Professor Formey, der einige achtzig Jahre alt war. Ich nahm mir vor, mich bei dieser Ehre sehr aufmerksam zu beweisen.

Zuerst ward ein echemische Discussion über die Bestuschew'schen Tropfen vorgenommen, welche mich schon ermüdete; als aber der Professor Gleditsch eine weitere Abhandlung über die Verbesserung des Sandbodens vorlas, kam von diesem Sande so viel in meine Augen, dass ich wirklich darüber — einschlieff. In einer Kirche hätte dieses weniger zu bedeuten gehabt, aber in diesem Königssaale der Einzige unter den stolzen Priestern zu sein, der einschlieff, war mir eine Tod-sünde oder vielmehr eine Todschande; ich nahm mich zu-sammen und hielt bei den heissen Sonnenstrahlen während des Vortrages über den zu verbessernden Sand in der Ucker-mark so lange aus, bis, dem Himmel sei Dank, die Sitzung endlich aufgehoben ward. In einer späteren Zeit und als ich Landmann geworden, hätte diese Abhandlung mich mehr ermuntern können, aber als angehender Student wollte ich mit dem Landbau überhaupt, am wenigsten aber mit den preussischen Sandwüsten zu schaffen haben. Ob mein Schlaf bemerkt und gerügt worden, kann nur Bernouilli wissen; ich liess mir nichts merken und kaufte ihm seine Reisebeschreibung in acht Bänden ab, die ich noch besitze.

Nachdem vierzehn Tage in Berlin mir sehr angenehm verstrichen waren, bat ich mir meine Rechnung aus, welche für meine ganze Zehrung, Theater und zwei Spazierritte nicht mehr als 18 Reichsthaler und 20 Groschen betrug; dabei bat mich Herr Petschke, sein Hotel allen meinen Landsleuten und allen vornehmen Russen zu empfehlen, welches ich gern versprach und noch lieber gehalten hätte, wenn meine Empfehlung so wirksam hätte sein können, als er sich vorstellte.

Von einer so bedeutenden Stadt müsste sich wohl noch Manches sagen lassen. Es sind aber vierzig Jahre her und es ist der Zweck dieser Zeilen, mehr von mir selbst, als von Städten und Ländern zu sprechen und zu schreiben.

Ausserdem machte ich eine Excursion nach Potsdam, um Friedrich den Greis noch zu sehen, ich gelangte aber nicht dazu, denn er war bettlägerig. Vor dem Thore ward ich so weitläufig vom wachthabenden Capitän ausgefragt, dass mir zuletzt alle Geduld verging. Nachdem ich von meiner werthen Person, meiner Reise und meinen Absichten, von letzteren mit Widerstreben, Mittheilungen gemacht, welche alle niedergeschrieben wurden, sagte der Capitän: „Entschuldigen Sie diese Genauigkeit, der König verlangt sie und ich bin verantwortlich.“ Also fragte er wieder, ob ich lange in Leipzig bleiben würde? Das weiss ich selbst noch nicht. Ob ich noch eine andere Universität besuchen würde als Leipzig? Das kann ich auch nicht voraussagen. Was ich studiren würde? Das werde ich erst nach einem halben Jahre mich selbst fragen. Hierauf wieder eine Ermahnung, dass alles auf königlichen Befehl geschehe. Endlich, da der Capitän darauf drang, niederzuschreiben, was ich studiren würde, sagte ich ihm: schreiben Sie Cometographie, und der Fragende machte darauf ärgerlich die Schreibtafel zu und liess mich gehen. In dem Hotel fand ich meinen vorigen Reisekameraden Widenfels wieder. Von Königsberg war er über Danzig gereist und holte mich nun hier in Potsdam ein. Wir assen den Mittag zusammen und waren im besten Gespräch begriffen, als ein junger Militär hereintrat, mich nach meinem Namen fragte und sagte, er sei Adjutant vom Könige, der mich fragen liess, ob ich ein Verwandter von einem Baron Rosen sei, der Commandant in Danzig gewesen wäre. Ich sagte ja, weil ich wusste, dass der selige General-Lieutenant Rosen von Kiekel dort Commandant gewesen war. Mir war nicht ganz wohl dabei zu Muthe, weil ich glaubte, der König könne mich vor sich kommen und mir die Cometographie vorrücken lassen. Es unterblieb aber glücklicher

Weise und den anderen Morgen gingen wir auf die Wachtparade, wo der damalige Kronprinz, Friedrich Wilhelm, zugegen war und der vierundachtzigjährige Husaren-General Ziethen in voller Uniform sich noch mit ihm unterhielt. Kurz vorher hatte dieser graue Held noch taufen lassen.

Von Potsdam fuhr ich direct nach Leipzig, Tag und Nacht, und ich erinnere mich nur, dass, als ich auf einem offenen Postwagen durch einen Wald fuhr und dabei einschlieff, ich vom Postillon gewarnt wurde, meinen Kopf in Acht zu nehmen, der einem Reisenden auf diese Weise schon abgefahren worden. Dieses ermunterte mich nicht wenig zur Wachsamkeit. Ich stieg in Leipzig im Hôtel de Bavière ab und miethete mir nach einigen Tagen in der Petersstrasse eine Wohnung bei Professor Eck.

Mehr als zwei Monate musste ich auf den Anfang der Herbst-Collegia warten; während dieser Zeit nahm ich Stunden im Französischen beim Sprachmeister Pasterre, auch etwas italienische Stunden. Ich machte Uebersetzungen und Tabellen, sowie Bekanntschaft mit einigen studirenden Landsleuten und wandte mich nun an Professor Clodius, der in früheren Zeiten ein ziemlich munterer Kopf gewesen war. Er hatte eine liebenswürdige, nicht mehr junge Gemahlin, Julie Clodius, und einen fähigen, guten, sechsjährigen Sohn, Gustel genannt. An seinem Tische hatten vor mir mehrere Livländer gegessen und bei ihm gewohnt. Ich bezahlte für Mittagstisch 20, für Abendtisch 10 Thaler monatlich, für Quartier 15 Thaler. Ausserdem war Doctor Seeger, ein gelehrter und feiner Mann, unser Tischgenosse, sowie ein Herr von Rothenburg, dessen Vater in Danzig zweimal das grosse Loos in der Hamburger Lotterie gewonnen hatte. Die Gastfreiheit wohnte in diesem Hause und die frohe Unterhaltung liess den bisweiligen Mangel an der Tafel nicht sehr bemerkbar werden. Die

Speisen waren leicht und wohlfeil, ebenso der Wein. Meine liebste Nahrung war die schöne Semmel und die wohl-schmeckende Butter. Früchte gab es im Sommer und Herbst in Fülle. Die von den weiten Feldern um Leipzig eingefangenen Lerchen gaben fette, wenn auch sehr kleine Braten. In einer Schachtel wurden 15 bis 60 Stück, an hölzerne Spiesse gereiht, bis nach Italien verschickt. In Clodius Hause, welchen mir Mattha durch seine Vorlesungen über den Horaz empfohlen hatte, gefiel es mir ganz wohl und fasste ich eine besondere Achtung und Neigung für Dr. Seeger, einen Schüler des durch Staatsschriften berühmten Mascows. Seeger hielt mehrere Vorlesungen, war Assessor im Reichshofrathe, ein Freund der Studenten und dabei doch ein feiner Weltmann, der bei den Damen sehr beliebt war. Seine Unterhaltung belustigte Alt und Jung, Gebildete und Ungebildete. Er wusste sich je nach der Gesellschaft, in der er war, zu dieser zu erheben oder herabzulassen, und ob er gleich nicht mehr jung und von den Blättern sehr entstellt war, so hörten und sahen die jungen Damen ihn ganz gern, und die älteren fanden ihn auch nicht übel. Die sächsischen Minister und Fremden von Rang unterhielten sich mit ihm und suchten seinen Rath; in Privatgesellschaften war er Theilnehmer an jedem Vergnügen und half Sprüchwörter und Spiele ausführen, bei denen er sich bis zum Verkleiden als Frauenzimmer herabliess. Er war es, der meinen juristischen Cursus einleitete und mich mit den Lehrern bekannt machte, die ich zu hören hatte. Ich konnte ihn erst spät benutzen, weil es mir an allen Vorkenntnissen fehlte, aber in meinem letzten Jahre hörte ich bei ihm den Process und hatte im Relatorium als Privatissimum bei ihm zu arbeiten. Dieser seltene Mann starb nach meiner Abreise. Er entzog sich die nächtliche Ruhe so sehr, eben um als Gelehrter, Staats-

und Weltmann überall zu wirken, dass er in Irrsinn verfiel und unter Aufsicht eines Freundes von der Welt abgeschlossen leben musste, bis er starb. Herr Klüber, von dem ich weiterhin reden werde, hat ihm durch eine kleine lateinische Schrift ein Denkmal gesetzt, das den Schüler und Lehrer gleich ehrt.

Mein erster Professor war Clodius, ich hörte seine Vorlesungen über den Cicero und Horaz. Beide alten Schriftsteller hatte er gut einstudirt, sein Vortrag war lebhaft, mit Satiren und Anspielungen auf die deutschen Dichter verwebt und den Schluss bildeten seine eigenen Uebersetzungen aus den Horazischen Oden, welche er sehr gut vortrug. Da er selbst Dichter, wenn auch nicht von besonderem Rufe, war, so erhob er diesen Liebling der Römer mit so viel Enthusiasmus und Ausdruck, dass ich oft mit Bewunderung und Hochachtung ihm meine Verehrung zollte.

Ferner hörte ich juristische Encyclopädie bei Professor Scott, Geschichte bei Hilscher, Philosophie bei Cesar und Plotner, Institutiones bei Dr. Pohl, Jus naturae bei Sammt, Pandecten und weiterhin Disputationes bei Dr. Biener, Physik bei Dr. Ludwig und einige andere mir nicht gleich beifallende Collegia. Ich repetirte, schrieb juristische Collegia wegen des darnach eingerichteten Vortrags nach, bereitete mich vor und galt für einen fleissigen Studenten. Einige Erholung und meinem schwächlichen Körper dienliche Stärkung verschaffte mir die Fecht- und Reitschule.

Gleich in den ersten Tagen meiner neuen Lebensweise unterwarf ich mich den Universitäts-Vorschriften und den studentischen Bräuchen, und mein ältliches Gesicht und meine Führung liessen mich für einen etwa von Göttingen herübergekommenen Studenten passiren. Im einundzwanzigsten Jahre, wenn man eine gute Erziehung genossen, wenn man St. Petersburg gesehen und Menschen von mehreren Ständen kennen

gelernt hat, dann kennt man keine Verlegenheit, keine Furcht unter jungen Leuten, mit denen man zu einem und denselben Endzwecke Bekanntschaft macht und mit denen man durch ein gemeinsames Interesse verbrüdert wird, das keinen Neid, keine von denjenigen Leidenschaften aufkommen lässt, welche das bürgerliche Leben so verleiden. Ich trug noch die Ingenieur-Uniform, hatte weder Studenten-Sucht, noch Studenten-Schwachheiten an mir, war dabei ein guter Compagnon und in verschiedenen Gesellschaften gern gesehen. Viele, die einige Jahre jünger als ich und noch keinen Bart hatten, konnten ihre Blödigkeit nicht verbergen und wären auf andern Universitäten so lange für ausgemachte Fuchse erklärt worden, bis sie sich ein oder mehrere Male duellirt hatten.

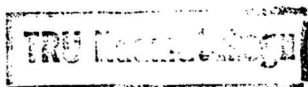
Ueberhaupt war in Leipzig der Studenten-Ton feiner und unverdorben; denn diese Stadt ist nicht bloß Musensitz. Ihre Lage als Handelsstadt, die Nähe von Dresden, der Besuch der Fremden, die Durchreise hochstehender Personen und die dort lebende geachtete sogenannte französische Kolonie (ehemals ausgewanderte Franzosen), hat diese kleine Stadt zu einer der cultivirtesten in Deutschland erhoben. Der beträchtliche, in ganz Europa bekannte Buchhandel, die Bibliothek, die Menge der Antiquaren, die vortrefflichen Dresdner Schauspieler, unter welchen ein Reincke und Opitz wenig Nachfolger haben werden, gaben Leipzig auch für den Gelehrten, Künstler und gebildeten Menschen einen Werth.

Alle diese Vorzüge und Mannigfaltigkeiten mussten natürlich auch auf den Studenten wirken und dieser Stadt einen Vorzug vor anderen Universitäten verschaffen, unter welchen einige nur in Dörfern, Kegelbahnen und Wirthshäusern Erholungen zuliessen.

In drei Jahren lernt man einen Ort, eine Menschenklasse, besonders das Studenten-Wesen kennen; für diejenigen, die

keine Universität besucht haben, finde ich es hier nicht unpassend, meine Gedanken über das Wesen eines Studenten mitzutheilen. Ein solcher ist eine augenscheinlich von sich eingenommene Person. Seine Verhältnisse berechtigen ihn, sich für eine respectable Person zu halten und er dünkt sich glücklicher als Staatsmann und Excellenz, weil er auf dem Wege ist, beide dereinst einholen zu können, obgleich mancher gar sehr das Uebergewicht derselben fühlen lernt, wenn er die Universität gegen deren Vorsäle vertauscht hat. Die Idee seiner Unabhängigkeit, die Freiheit, sich seine Lehrer, seine Studien zu wählen, nur sich selbst hierüber Rechenschaft schuldig zu sein, verbunden mit der allgemeinen übereinstimmenden Gesinnung aller seiner Cameraden, gibt ihm ein eigenes Ansehen, ein eigenes Wohlgefühl. In den schönsten, in den kräftigsten Jahren seines Lebens, wo sein Geist so viel Ausgesuchtes und Reichhaltiges in sich aufnehmen kann, ist er sich seines Glückes, seines Gewinnstes bewusst und zeigt einen freimüthigen Stolz, der, so lange er die Sittlichkeit nicht beleidigt, auch wohl verzeihlich ist. Man gönnt ihm eine kleine Portion Eitelkeit und seine Paraden, man weiss, dass sie nicht bleibend sind und dass bei Anstellungen zu Aemtern und Berufspflichten der Studenten-Nacken sich auch beugen und dass er sich seines ehemaligen Grossthuns sehr bescheiden erinnern muss. Je mehr er Student gewesen im allgemeinen Sinne des Wortes, je nachgiebiger muss er als Staatsbürger oder Lehrer oder als Candidat sich bezeigen, gleich dem stolzen Pferde, das im Freien sich so muthvoll zeigt, bis es unter der Stange oder dem Geschirre vor der es drückenden Last willig und gehorsam einerschreiten muss. Nur auffallend ist es, dass zu jetziger Zeit — ich schreibe 40 Jahre später — die Studenten einen ganz anderen Ton angenommen haben. Das Militairische, das Ritterliche hat

einem andern Ideale Platz gemacht. Die neuen Regierungssysteme, die neuere Philosophie, der Befreiungskrieg, ein allgemeiner Volkssinn machen aus dem ehemaligen braven Burschen, aus dem Renommisten einen Nationalisirten, einen Welthürger, einen Citoyen, einen deutschen Bauern, einen Demokraten. Ein jeder glaubt, das Vaterland retten zu müssen, und anstatt dass der ehemalige Student brav für seine Person, für seine Landsmannschaft war und deshalb einen guten Schläger, lange Sporen und Kasket trug, hat er nunmehr einen weiten, altmodischen Rock, herunterhängendes, oft unausgekämmtes Haar, eine schlafe Mütze und einen Wanderstab. Aber mit diesen sieht es nicht so unbefangen aus, sie wollen sich ihrer Bestimmung nicht gern unterziehen, sie möchten neue Bestimmungen lieber selbst einführen und zwar in der Mehrheit des Volkes. Dieses möchten sie gern bilden nach dem Maasstabe der neueren Professoren, ganz ausser der Sphäre ihres Berufes ihren Zuhörern gegenüber gross thun und sich wichtig machen. Wahrlich, da könnte man den Renommisten lieber zurückwünschen, als diesen vom jetzigen System angesteckten und von demselben nicht abzubringenden Musensohn so altbäuerisch einherwandeln zu sehen. Die vermeintlich besseren Ideen von Vaterland, Freiheit, Cultur ziehen so viele Menschen an und dieser Geist, die dahin zielenden Gesellschaften, Verbindungen und heimlichen Entwürfe führen zur Schwärmerei, zur Staatsumwälzung. Die übertriebene, so gemissbrauchte Pressfreiheit untergräbt die Ruhe der Regierung, und da man die Gewalt nicht für zweckmässig finden kann, so muss man sich bald derselben Waffen bedienen und zu den von sich eingenommenen Journalisten herablassen, die ihre aufgestellten politischen Lehren so anmassend und unkundig mit einem Geschrei vorbringen und ausrufen, dass, wenn Sittenlehre und gute Füh-



rung im Staate auch in Unterrichts-Classen abgetheilt wären, sie wahrlich noch in Quinta gehörten.

Wer frei denkt, der denkt wohl, sagte ein grosser Mann, aber dieses gilt doch nur von bewährten, wirklich grossen Männern. Dem Publikum seine Hirngespinnste ohne Kenntniss von Regierungsgeschäften in beleidigender Weise aufdringen, von seiner Studirstube aus durch seine Phantastereien und durch neu aufgestellte, jedoch bald wieder verworfene Systeme Regenten, Staatsmänner, Ministerien beschimpfen und verleumdern, heisst das offen und ehrlich gehandelt? Kann ein Zeitungsschreiber, ein Journalist, ein so beschränktes Ich, es sich anmassen wollen, Monarchen und Reiche umzustimmen. Wir haben Hume, Rousseau, Montesquieu, Herzberg, Stein, Metternich, Hardenberg kennen gelernt, aber mit dem Unterschiede, dass Letztere sich ungemein mehr Autorität geschaffen haben. Jene führten ihre schwache Feder, diese das Staatsruder grosser Länder.

Im siebenjährigen Kriege wurde Friedrich der Grosse von mehreren zum Theil gedungenen Journalisten angefallen, besonders wegen seines Einfalls in Sachsen. Friedrich liess dagegen schreiben, um dem Publikum zu zeigen, dass jene Sätze und Meinungen ebenso vertheidigt als verworfen werden könnten. Als aber ein Erlangischer satirischer Zeitungsschreiber die einer Majestät schuldige Würde vergass, sandte Friedrich einen Adjutanten, dessen Besuch nachstehenden Reim veranlasste:

„Es schrieb Herr Scribler mit einem groben Kiel,
Der König schickt mich mit dem groben Stiel;
Wir wollen liquidiren:
Hier hat er über 50 zu quittiren.“

Man rächt sich heute auch, aber man sucht durch eingeschränkte Pressfreiheiten auch die groben Ausfälle zu verhindern.

Den so benannten Burschen-Ton oder Comment muss man sich indess nicht so allgemein und auf jeder Universität als nothwendig denken. Es giebt 'gewiss auch musterhafte Ausnahmen von Studenten-Führung und ich erinnere mich noch einiger sehr guter Menschen, deren Betragen überall mustergültig gewesen wäre. Ein Herr von Guinget aus der Schweiz liess sich in unsere Landsmannschaft einladet. Seine Denkungsart, sein Betragen imponirte uns allen, man konnte in seiner Gegenwart nichts Läppisches, nichts Unsittliches unternehmen. Er wusste eine jede unpassende Aeusserung bald zurecht zu weisen und die Unterhaltung lehrreich und angenehm zu machen.

Dieser Mann, wenn er noch lebte, würde gewiss in seinem Vaterlande eine bedeutende Rolle bekleidet oder sich sehr verdient gemacht haben. Ein junger Mann Namens Erhardt, der ein Jahr nach meiner Ankunft Doctor wurde, erheiterte und belebte unsere Gesellschaft durch seinen guten Witz. Einer Namens Klüber, jetziger Preussischer Staatsrath, war mein Bekannter und Freund. Wie viele junge Männer, wie z. B. Exter, Graf Schönburg, Eggers, Nostitz liessen schon damals die Stellungen ahnen, welche sie in ihrem späteren Leben einnahmen.

Die Hauptbemühung eines die Universität besuchenden Mannes muss sein, sich eine gute Gesellschaft zu wählen. Daher muss er eine vernünftige Lebensart führen und ebenso viel Achtung gegen sich selbst, als Bescheidenheit gegen andere zeigen, damit er in gesittete Gesellschaft aufgenommen werden kann; ich glaube wohl, dass auch mancher Tölpel gern gute Gesellschaft frequentiren würde, wenn er nur Zutritt fände. Arme Studenten und auch solche von geringer Herkunft müssten durch Fleiss und durch Enthaltung von allem kleinlichen Studentenwesen sich bei ihren Lehrern

und Mitgenossen einigen Credit verschaffen, und wenn sie die Kunst verstehen, zu gefallen, dann können sie auch in den gebildeten Cirkeln Eingang finden. Es ist aber leider der Fall, dass viele, durch Beispiel und falschen Wahn hingerrissen, sich von den Bessern ihres Gleichen absondern und dem Laster und der Schwelgerei ergeben. Dennoch war in den drei Jahren, wo Leipzig zwischen 1500 und 1700 Studenten zählte, kein einziger wirklich schlechter Mensch zu bemerken, aber viele brave, gute und schöne Leute zeichneten sich unter dieser Menge Studirender aus.

Zu meiner Zeit bestand unsere Landsmannschaft aus etwa 30 Liv-, Esth- und Kurländern. Unter ersteren waren die Grafen Dunten, Graf Sievers, Blankenhagen, zwei Brüder Holst, von Gerstenmeyer, zwei Brüder Weitzenbreyer. Esthländer waren Engelhardt, Zur Mühlen, Hueck, Arvelius, Riesemann; Kurländer waren v. Nolde, Firks, Sievers, Prahe, Sänger und andere; die meisten von uns studirten Rechtswissenschaft. Wir hielten zusammen, doch ohne grosses Aufsehen zu erregen, bis Graf Sievers sich einfand, der als Gardelieutenant die Universität besuchte, um sich von einem angeknüpften Ehebündniss loszumachen und sich deshalb ein Jahr in Leipzig und ebensolange in Dresden und Berlin aufhielt. Dieser war locker und schwelgte gern. Er zog manche in seine Banquets, und da er mich einmal fast gewaltsam nöthigen wollte, ein Punsch- und Sauf-Gelage gegen Mitternacht zu geben, ich ihm aber sehr bestimmt und fest erklärte, dass ich mich nicht zwingen liesse, so forderte er mich und wir schlugen uns den andern Morgen in Apels Garten förmlich. Wir hieben uns lange ohne Erfolg, bis ich ihm einen Hieb auf seinen grossen Hut versetzte und er mich in die Finger schlug, so dass die Secundanten, unter welchen Herr v. Trausche der meinige war, die Affaire beendigten.

Graf Carl Sievers, Majoratsherr der Lagena'schen Güter, war in St. Petersburg erzogen. Dieser Ort und seine Wohlhabenheit hatten seinen guten Anlagen keine gute Richtung gegeben. Er liebte die Vergnügungen zu sehr, als dass er des Studirens nicht bald hätte überdrüssig werden müssen. Eine Actrice, Madam Spengler, fesselte ihn und raubte ihm seine Zeit und sein Geld. Er hatte Sprach-, Musik- und Zeichen-Lehrer, bei denen er nur die ersten Stunden nahm, sich aber von allen Zeugnisse geben liess, dass er regelmässig gearbeitet. Als vornehmer Student nahm er blos privatissima, die er kaum eine Woche besuchte und dann einen anderen armen Studenten für sich hingehen liess, welches der stolze Platner nicht wenig übel nahm. Uebrigens lebte er gesellig und gut, gab Concerte, in denen er nicht übel Clarinette und Violine spielte und suchte sich auf mannigfaltige Weise zu zerstreuen. Er strebte nach Genuss, aber da er nur den sinnlichen Genüssen ergeben, stellte sich bei ihm oft Langeweile oder Ueberdruß ein. Er war es, der uns zuerst zu einer Landsmannschaft in corpore verleitete. Wir hatten gewöhnlich Zusammenkünfte bei der Punsch-Schaale oder in der Maurer-Versammlung, in welcher er zu St. Petersburg sich zum 7ten Grade in die Höhe gearbeitet oder vielmehr eingekauft hatte.

Unsere von ihm gestiftete Uniform war scharlachroth mit grünsammetnen Kragen und grossen blanken Stahlknöpfen. Darin wurde Sonntags gegangen, gefahren oder geritten und so die Aufmerksamkeit der Stadt erregt; der Prorector machte ihm Vorstellungen hierüber, aber er wusste sich damit zu entschuldigen, dass ein solcher Rock nicht als Uniform anzusehen sei und dass die zufällig übereinstimmende Liebhaberei für dieselbe Farbe nicht für eine beabsichtigte Auszeichnung anzunehmen wäre. Man konnte uns doch nicht recht bekommen, so lange Sievers als Senior seinen rothen Rock in

Schutz nahm, bis es dem erwähnten Professor Platner gelang, uns auf eine ganz eigene Weise von dieser Kleidung abzubringen. Er berief uns einstmals zu einer ausserordentlichen Vorlesung. Wir fanden uns in seinem schönen, mit Büsten und Kunstsachen decorirten Hörsal ein und wunderten uns darüber, dass nur wir Landsleute die Gesellschaft ausmachten, noch mehr aber, als er uns in seiner beredten und anziehenden Sprache einen Vortrag über die Dankbarkeit hielt und damit schloss, dass es unseren Gesinnungen eine ausserordentliche Ehre machen würde, wenn wir viele arme Studenten mit unsern rothen Röcken beschenkten. Seine Zuhörer und Bewunderer, Sievers an der Spitze, willigten ein, ein Pedell kam den andern Morgen und die Meisten gaben ihre rothen Röcke den Armen. So wusste Platner eine Wohlthätigkeit zu stiften, indem er uns das Ansehen liess, diese freiwillig geübt und nicht einer Forderung nachgegeben zu haben, die doch nur um der guten Ordnung willen aufgestellt wurde.

Uebrigens war Platner ein Melanchthon im Aeussern, ein Plato im Reden und sein Hörsal ein festlicher, von seinem Stolze Zeugniss gebender Philosophen-Tempel, welcher wegen Platners Beredtsamkeit von durchreisenden Vornehmen und Fremden sehr besucht wurde. Besonders fand seine Moral mit ihrer Glückseligkeitslehre damals sehr vielen Beifall. Den Stolz eines jeden Standes stellte er sehr treffend und bilderreich vor, auch den gelehrten Stolz sehr unparteiisch, obgleich ihm dieser, ohngeachtet seiner Verstellung, sehr anklebte. Ein Streit mit Wezel erregte damals viel Aufmerksamkeit. Letzterer hatte einmal geäussert, dass in der Theodice des grossen Leibnitz, den unser Platner vergötterte, das Raisonnement nur wie ein Nachen auf dem grossen Meere der Gelehrsamkeit umhergetrieben würde, womit er auf die vielen Citate dieses grossen Philosophen zielte. Dieses wurde Platner

wieder erzählt, der jene Censur über seinen Helden nicht ungerügt vertragen konnte und daher in einer öffentlichen Vorlesung über Wezel sich ausliess, wie dieser sich habe einfallen lassen können, Leibnitz zu beurtheilen. Dieses kam nun Wezel wieder zu Ohren, denn unter den Musensöhnen gab es auch Wiedererzähler, und nun liess Letzterer ein Epigramm wider Platner mit der Ueberschrift „Doctor Pompelnuss“ drucken, indem er ihn mit dieser hohlen Frucht verglich. Platner schrieb einen ganzen Bogen dagegen, Wezel aber drohte ihn mit sammt seinen moralischen Aphorismen anzugreifen, so dass dem Weltweisen nun wirklich bange wurde und er es für unschicklich fand, sich mit einem kernigen, freidenkenden Schriftsteller in eine offene Fehde einzulassen; ich fand ihn deshalb einmal in einer sehr verlegenen Unterredung mit dem erwähnten Doctor Seeger, der ihm zu schweigen rieth. Als Leipzig sehr neugierig auf den Ausgang dieses Federkrieges zu werden begann, traf es sich, dass Wezel nach Wien reiste, und so verdankte Platner den Göttern wieder seine Ruhe und Sicherheit.

Unter meinen akademischen Lehrern muss ich eines alten Originals seiner Zeit erwähnen. Es war der Doctor Sammt, ehemaliger preussischer Unteroffizier, der wegen seiner juristischen Kenntnisse, sowie wegen seines derben und eigenen Vortrages sehr besucht wurde. Sein Jus naturae war es, worin er, wie ein Rousseau in seiner Art durch Paradoxe, sich durch die Anwendung seines Lieblingsschriftstellers Gundling auszeichnete. Brachte dieser Gundling einen Satz vor, den Sammt nicht billigte, dann hiess es: Komm' einmal her, Gundling! was hast Du gesagt? Nun widerlegte er selbst, Gundling antwortete und der Dialog endigte gewöhnlich damit, dass Gundling den Kürzeren zog und es dann öffentlich hören musste: „Das hast Du, Gundling,

schlecht gemacht, pfui, schäme Dich! ut ita dicam.“ Wegen seiner Derbheit und Grobheit im Disputiren war es ihm gerichtlich untersagt worden, bei öffentlichen Promotionen und akademischen Versammlungen, gleich anderen Professoren, öffentlich zu reden und zu disputiren, und dazu war die Veranlassung eine von einem Doctor Bachmann geschriebene Dissertation über das Pretium affectionis gewesen. Unser Sammt verurtheilte diesen selbstgeschaffenen Werth einer Sache ebenso wie Bachmann ihn vertheidigte. Es kam zu Vergleichen und zu persönlichen Anspielungen; Sammt meinte, auf Bachmann's Weise könne man auch in eine Nähnaedel einen besonderen Werth setzen (Bachmann's Vater war nämlich ein guter Schneider gewesen). „O ja“, erwiderte dieser, „so gut als wie in eine veraltete Patrontasche.“ Das Ende dieses harten Kampfes, in welchem der ehemalige preussische Unteroffizier, besonders durch den Beifall der gegenwärtigen Studenten, die Oberhand behielt, war, dass Bachmann, als er nach Hause kam, sich so angegriffen fühlte, dass er nach einigen Tagen seinen Geist aufgab: Nunmehr war es in der That Zeit geworden, dem Sieger ein öffentliches Stillschweigen aufzuerlegen. Man konnte indess diesem Alten seinen Werth nicht absprechen, er besass eine Menge eigener, sehr reifer Ideen, man hörte ihn gern seine im Verlaufe von 70 Jahren erworbenen Kenntnisse mit preussischer Festigkeit mittheilen. Dennoch ging er darin zu weit, dass er auch bei den rohen Studenten durch schlüpfrigen Vortrag Beifall suchte. Wenn er in seinem Jure Publico auf die Regenten kam, so erzählte er, wie die Kaiserin Catharina II. ihn zur Anfertigung eines neuen Gesetzbuches nach St. Petersburg berufen habe, dass er auch schon so zu sagen einen Fuss im Schlitten zu dieser Reise gehabt, dass aber der plötzlich eingetretene strenge Winter ihn wieder davon abgehalten habe. Schwerlich hätte

dieser eigensinnige Veteran sich mit seinen Vorgesetzten vertragen können und so that er wohl, in seinem grünen langen Talar auf dem Leipziger Catheder zu bleiben und lieber die Louisd'ors seiner Zuhörer, als einen sehr ungewissen und getheilten Beifall zu erwerben. Wenn es sich traf, dass irgend ein Professor die Stunde, in welcher er las, mit einem Publico (eine unentgeltliche Vorlesung) besetzte, dann schimpfte er nicht nur auf diesen Professor, sondern auch auf den Autor, über welchen dieser las, und so musste es auch Cicero sich gefallen lassen, dass er diesen für einen ausgemachten Windbeutel ausgab und alle Dichter für Narren erklärte, weil Clodius in der für Sammts Vortrag bestimmten Stunde über den Horaz Vorlesungen hielt. Ueber die sächsische Regierung und über die Advocaten ging es sehr hart her. Weil Dresden ein offener Ort war, so nannte er ganz Sachsen einen offenen Garten, wo der Feind nach Belieben hinein- und hinausspazieren könne, wie es ihm beliebte und wie es in gewissen öffentlichen Häusern zu geschehen pflege. Die Advocaten waren sächsische Mauerkröten. Seine publicistischen Grundsätze vertheidigte er wie ein preussischer Wachtmeister. „Wer mir meinen pacem externam (meinen äusseren Frieden) stört, den prügele ich quantum satis est in infinitum fort,“ sagte er vom Catheder. Aber Manches, was er vorbrachte, war wiederum durch seine Belesenheit, seine scharfe Beurteilungskraft und seinen noch sehr lebhaften Geist sehr schätzbar, und von allen meinen Universitätsheften bedauere ich namentlich den Verlust derjenigen, welche Sammt's Originalsprache und reichhaltige Bemerkungen enthielten. Denn er besass seltene Kenntnisse; ein Regent hätte diesen Mann mit Nutzen in seiner Umgebung gebrauchen können. Man mochte bei ihm eben so gern zuhören als nachschreiben, obgleich das Nachschreiben keine sehr grosse Empfehlung für

einen Studenten ist. Ausserdem war er ein jovialer, gelehrter Greis und in den kärglichen Abendgesellschaften und Concerten, die er nicht besser geben konnte, übertraf seine Laune und Unterhaltung alles, was man von einem jungen, geistvollen Manne erwarten konnte. Er trat einige Jahre später in den Ruhestand und die Regierung hatte ihm für diese Jahre eine Pension ausgesetzt und sich so edelmüthig für seinen Tadel gerächt.

Bei Erwähnung des Nachschreibens muss ich eine Ausnahme bei solchen Vorträgen machen, wo der Lehrer es darauf angelegt hat, dass man seine Worte zu Papier bringen muss; so z. B. las Doctor Biener über die Pandecten in folgender Weise: Erst ein Wort, dann zwei, dann beide, dann das dritte, dann alle drei und so fort, dass man in Folge dessen entweder gähnend den ganzen Satz abwarten oder so wie alle Uebrigen sein Heft vollschreiben musste. Es gab aber auch so geisterfrischende und fliessend gehaltene Vorlesungen, dass nur der Geist dabei in Thätigkeit versetzt wurde und man durchaus Mitleiden mit denjenigen haben musste, die ihr Papier und den ganzen Schreib-Apparat zum Nachschreiben herbeiholten. Man sieht es gleich einem Studenten an, ob er seinen Unterricht mit dem Verstande fassen oder mit seiner Feder verschlingen will. Die Nachschreiber schreiben gewöhnlich wieder ins Reine und repetiren Blatt für Blatt; wird ihnen aber eine Nebenfrage oder ein Einwurf gemacht, der nicht geschrieben ist, dann wissen sie sich nicht einmal aus dem Lehrbuche zu helfen und sind später am Besten in den Canzelleien zu gebrauchen, wo mehr zu schreiben als zu denken ist. Die sogenannten Brodwissenschaften wurden fast alle der Tinte anvertraut und ein guter Nachschreiber konnte den Ausbleibenden für gewisse Groschen völlig schadlos halten, wenn er ihm eine Abschrift seiner in dieser Zeit

geführten Hefte mittheilte. So bewährte sich aber auch die Brodwissenschaft schon an ihrer ersten Quelle und mag dem fleissigen Nachschreiber reichlichen Lohn gewährt haben. Die Meisten glaubten, man hätte eine Brodwissenschaft wie das liebe Brod selbst zu behandeln, es immer im Busen und in der Matte zu sammeln und umherzutragen, Abends und Morgens daran zu nagen und zu kauen, und wenn es endlich verdaut worden, ein Aemtchen zu erringen, welches endlich dem Magen Brod und, was Luther noch darunter begreift, zum Theil gewähren kann. Man kann diesen Ameisen-Fleiss im Allgemeinen nicht gerade tadeln, denn wie Wenigen ist äusserer oder innerer Reichthum beschieden und wer kann mit Schiller sich über Brodstudien so kühn und selbstbewusst erheben? Liest der Lehrer nach eigenen Heften, dann zwingt er gewissermassen den Zuhörer zum Nachschreiben, indem er ihm keinen andern Leitfaden anweisen kann, da er kein Lehrbuch für genügend hält, um darnach zu lesen. Als Landesherr würde ich solche Vorträge nicht zulassen, denn bei der vorhandenen Menge von Lehrbüchern wird der Docent doch eines seinem Unterrichte anpassen können, oder sind sie alle zu mangelhaft, so lasse er sein eigenes an das Licht treten und erleuchte damit die Welt; denn das immerwährende Nachschreiben stumpft den Geist ab, schadet dem Körper und wird endlich zur Angewohnheit. So habe ich in der Kirche Zollikofers Predigten nachschreiben sehen und es mag vielleicht Brauch gewesen sein, dass ein Theolog dem andern seinen Buckel anstatt eines Pultes zur Verfügung stellte.

So pedantisch Biener die Pandecten vordictirte, ebenso angenehm wusste der Doctor Wolle seine Institutiones vorzutragen. Er las sie lateinisch mit der Sprachgeläufigkeit eines Cicero und wusste durch Fragen seine Zuhörer aufzumuntern. Er erhielt manche treffende Antworten, jedoch verstand er auch

die Antworten selbst zu geben, wo sie nicht freiwillig gegeben wurden. Als ich ihm einige Mal nach dem Compendio antwortete, wünschte er eine freimüthige Definition, wodurch mir diese Stunde eine der schwierigsten wurde, mich aber auch zum Examinatorio am schicklichsten vorbereitete. Mit seiner Beredtsamkeit war eine edle Bescheidenheit verbunden, und es sprachen aus seinen Worten so viele Kenntnisse, so milde Beurtheilungen hervor, dass man diesen Mann zugleich lieben musste. Er war mir auch einer meiner liebsten Lehrer, und als ich wegen einer Erkältung einige Stunden ausblieb, besuchte er mich frühmorgens und bewies mir seine Theilnahme. Er selbst studirte so fleissig, dass er die Nacht, von seinen Folianten umgeben, sich mit ihnen laut unterredete, mit ihnen discutirte und mit seiner gewöhnlichen angenehmen Sprache unterhielt. Dies erzählte mir ein liebenswürdiger Augenzeuge, der mich selten besuchte, aber dessen Besuch ich um so höher schätzte. Dieser war einige Zeit bei Doctor Wolle gewesen und wir achteten diesen Mann und liebten ihn sehr.

Ein anderer, zwar noch junger, aber angenehmer Lehrer war Doctor Erhardt. In dem ersten Jahre war er noch Student mit mir zusammen; er disputirte öffentlich und ward Doctor, worauf er Collegia zu lesen anfang. Er hatte sich besonders dem Staatsrechte gewidmet und auf meinen Vorschlag fing er ein Collegium über das Gesandtschaftsrecht an; unter seinen sieben Zuhörern war auch ich, der während der Vorlesung auf dem weissen Tische, an welchem wir sassen, manche spasshafte Fragen und Einwürfe, welche die Person eines Gesandten betrafen, niederschrieb, was Veranlassung zu einer Auseinandersetzung in den nächsten Stunden geben sollte. Als der sächsische Staatsminister von Berlepsch, der auch Curator dieser Universität war, Leipzig besuchte und Erhardt

sich daher darauf gefasst machen musste, als angehender Lehrer mit dessen Besuche beehrt zu werden, bat er mich, ihm einige Zuhörer zur nächsten Stunde zu verschaffen. Ich wirkte bei allen meinen Bekannten dahin mit der Bitte, die ihrigen auch dazu aufzumuntern, Erhardt selbst aber davon nichts wissen zu lassen, um ihn mit unserer Theilnahme desto mehr zu überraschen. Als ich in den Hörsaal trat, fand ich ihn schon zur Hälfte mit Studenten angefüllt, welche sich so vermehrten, dass, als Erhardt erschien, der ganze Hörsaal angefüllt war. Es machte diess einen solchen Eindruck auf ihn, dass er, bis zu Thränen gerührt, die Regung seines Herzens in einem bewegten Danke aussprach. Nicht lange darauf erschien auch Berlepsch in seinem gestickten Kleide, sichtbar erstaunt, bei einem so jungen Docenten so viel Zuhörer anzutreffen. Noch mehr musste es ihn wundern, dass in Leipzig so viele sich auf das Gesandtschaftsrecht vorbereiteten, also, dass Doctor Erhardt ganz Europa mit Gesandten hätte versorgen können.

Erhardt hatte sich aus Dresden, wo er auf Beförderung hoffte, eine junge Frau erlesen. Er brachte dieses in jeder Beziehung gebildete Frauzimmer nach Leipzig. Beide Eheleute bezeigten sich ihren Werth ebenso wie ihre Liebe und lebten in den seligsten Flitterwochen. Als Erhardt's Freund verbrachte ich bei ihnen viele frohe Abendstunden und nahm auch an ihrer kleinen Tafel Theil. In diesen heiteren und ruhigen Stunden machte ich mir das erste Bild einer im höchsten Grade glücklichen Eheverbindung; ich setze zu dem Worte Ehe noch die Silben Verbindung hinzu, denn ohne das Band beider Eheleute, die gleich gut und liebeich gesinnt sein müssen, bleibt die Ehe mehr eine Kette, mehr ein Dornen- als Rosen-Gebinde. Der jungfräuliche Reiz dieser schlanken, braunäugigen Griechin ging bald in jenes ernste

Wesen über, wozu die Bestimmung sie berief, und als sie ihrem geliebten Erhardt das kostbarste Geschenk ihres Geschlechts zu bringen versprach, war die Sichel des Todes so unbarmherzig, diese holde, zur Frucht reife Pflanze plötzlich niederzuschmettern und ihren Gemahl in eine unbeschreibliche Trauer zu versetzen. So manche glückliche Stunde hatte ich mit ihm getheilt und vermochte ihn nun nicht einmal zu trösten. Meine Vorstellung einer glücklichen Eheverbindung war wie zerrissen und mit Schmerz musste ich auf die Ueberreste blicken, die keine menschliche Hand wieder zusammen bringen konnte. Hierbei prägten sich mir die Fragen ein: Was wünschst du, Thor? und: Was ist bleibend? Erhardt erlangte ein Amt und soll sich wieder verheirathet haben. Eine holdere Gattin konnte er jedoch schwerlich wieder finden.

Ein damals gelehrter und launiger Jurist war Doctor Hommel. Die Geschichte mit seinem Hunde Hesper ist vielleicht schon vergessen. Die Wittenberg'sche Universität pflegte nämlich damals auch einen Abwesenden zum Magister der sieben freien Künste zu stempeln, wenn dieser nur eine Abhandlung nebst bedeutendem Honorar einsandte. Hommel schrieb eine solche für seinen schwarzen Hesper und da er als ein sehr wohlhabender Mann bekannt war, erfolgte das Diplom an seine Adresse mit der auf einem grossen Pergamentbogen enthaltenen Ueberschrift: *Gratulamus Dominum Hesperum* etc. Hommel gab einen gewöhnlichen Magister-Schmauss und liess den Hesper obenan mit dem um seinen Hals gebundenen Diplome von Wittenberg auf einem Lehnstuhle sitzen. Es wurde gut aufgetischt und dem Hesper Gesundheit bei den besten Weinen ausgebracht. Der Wirth bekam, wie vorauszusehen, einen Injurien-Process, bezahlte aber gern die Geldstrafe, mit welcher er wegen des von ihm

erwiesenen Missbrauchs, den sich die Wittenberger zu Schulden kommen liessen, davonkam. In seinem hübschen Garten hatte er auf den grossen Schornstein seines Gartenhauses eine Statue, einen Schornsteinfeger in Lebensgrösse vorstellend, setzen lassen. Die Feuer- oder Rauch-Gesellschaft der Schornsteinfeger, welche in Leipzig besondere Vorrechte wegen der vielen hohen Häuser geniesst, fand sich darüber so beleidigt, dass sie beschloss, *in corpore* den Doctor Hommel darüber zur Rede zu stellen. Dieses geschah und Hommel ward von seinem Fenster gewahr, wie die Gesellschaft in sein Haus trat. Schnell legte er seine Staats-Perrücke und sein bestes Kleid an und begegnete ihnen mit der Frage: was diesen Herren zu Diensten stände? Der wortführende Brandmeister gab wichtig zu erkennen, wie er und seine Consorten durch jenen auf dem Schornsteine angebrachten Mann, der sammt seinem Besen seine Stelle nicht verliess, sehr beleidigt wären, und wie er als Professor und so hochgelehrter Mann sie so kränken könne. „Meine Herren,“ erwiderte er, „Sie irren sich sehr, wenn Sie mir eine solche Absicht zugemuthet haben, vielmehr muss ich Ihnen versichern, dass diese Statue als ein Merkmal der Achtung von mir aufgesetzt worden, welche der Staat Ihren Bemühungen und Gefahren schuldig ist, und dass ich, wenn ich nicht Hommel wäre, gleich selbst ein Schornsteinfeger werden möchte.“ Die schwarze Schaar fühlte sich durch diese artige Rede so geehrt, dass sie sich bückte und Hommel selbige mit vielen Gegenbücklingen wieder zur Thür hinaus begleitete. Den unbeweglichen Schornsteinfeger habe ich noch bei meiner Abreise an seiner Stelle gefunden.

Ein sehr reicher aber auch stolzer Docent war Doctor Behm, der Geschichte las. Er hatte eine reiche Frau geheirathet und war auf seinem Katheder immer in Seide gekleidet zu sehen. Von ihm und einem Herrn von Helmersen er-

zählt man sich folgende Geschichte. Dieser lustige, durch mehrere witzige Streiche bekannte Jüngling hatte als Student sich zwar zu einem Collegio bei Behm eingeschrieben, dasselbe aber dann seit langer Zeit nicht besucht. Ein so ehrsüchtiger Lehrer wie Behm nahm dieses sehr übel, und als Helmersen sich endlich einmal wieder einfand, nahm Behm die Gelegenheit wahr, ihn auf die Wichtigkeit der Geschichte aufmerksam zu machen, und sich zu ihm wendend zu sagen: dass diese Wissenschaft einen ununterbrochenen Fleiss erheische und auch die Bemerkungen aufgezeichnet zu werden verdienten, welche er vortrüge. Helmersen erschien den folgenden Tag mit einem Bleistifte auf der Schulter, von der Dicke eines Armes, setzte sich Behm gegenüber, spitzte voll scheinbarer Aufmerksamkeit diesen balkenförmigen Bleistift mit einem ganz kleinen Messerlein, wie man solches als Uhr-Berloque zu tragen pflegte, und bereitete sich zum Nachschreiben vor. Diese komische Vorbereitung, noch mehr des Herrn von Helmersen eigenes satirisches Gesicht, erregte ein allgemeines Lachen, so dass Behm selbst nichts anders übrig blieb, als Herrn von Helmersen zu ersuchen, nächstens einen kleineren Bleistift mitzubringen. Den andern Tag erschien er wieder auf diesem Platze, man sah nichts Auffallendes an ihm und Behm fing an zu dociren. Plötzlich zog Helmersen einen kleinen Bleistift aus dem Busen, aus seiner Seite aber ein Schwerdt von Messer aus der Scheide, und fing nun damit an, den Bleistift auf eine possirliche Art zu handhaben. Man konnte ebenso wenig sich des Lachens erwehren, und Behm fand es am rathsamsten, nichts mehr zu sagen. Ausser anderen lustigen Studenten-Streichen machte Helmersen noch einen letzten Streich, denn er musste deshalb Leipzig verlassen.

In der reformirten Kirche, wo der Gottesdienst feierlich durch Zollikofer geleitet wurde, sass unter dessen Kanzel ein

dicker Küster mit einer Brille, und man muss gestehen, dass dieser wie mehrere Küster etwas Lächerliches in seiner Figur an sich hatte. Helmersen hatte sich zu Hause den Brustknochen einer Gans mit einem Sprung-Faden zubereitet und als jener im besten Singen war, lies er seinen Knochen so geschickt los, dass er, über die Gemeinde wegfliegend, des Küsters Nase berührte, diesen aller Fassung beraubte und die Gemeinde aus ihrer Andacht brachte.

Dies war allerdings ein unanständiger Streich. Die gutgelaunten Studenten gehörten zu den amüsanten jungen Leuten, und manche verriethen ein wahres Genie, das sich später zu ihrem Vortheil entwickeln sollte. Nur der arge, gegen die Person gerichtete Witz ist der schlechteste und zugleich gefährlichste. Aber durch den wahren Witz, aus erfinderischem Kopfe und gutem Herzen entspringend, wurde mancher Lehrer, mancher Andere von seinen Schwachheiten zurückgerufen und mancher Missbrauch gehemmt. Ein kluger Vorgesetzter oder Lehrer weiss durch guten Einfall auch einem drohenden Studenten-Aufzuge zu begegnen und diese zur Ruhe zu bringen. Mehr als hundert Studenten verlangten einmal von dem alten Rector Bortz eine ungehörige Bewilligung. Dieser Alte sah sie von ferne kommen und setzte sich an einen Tisch, der mit Schreibzeug versehen war. Die Masse trat vor und an ihrer Spitze der Sprecher. Der Alte bat diesen letzteren ruhig, seine Forderung mit seinem Namen niederzuschreiben. Das erregte Bedenken. Der Sprecher fragte, ob die Anderen mit unterschreiben wollten, aber keiner machte den Anfang, und die Schaar zog davon, um von Neuem zu berathen.

Unter allen jungen Musen-Freunden meiner Zeit war Klüber mir der achtungswertheste. Ich lernte ihn als Famulus bei Seger kennen, wo er seiner Function gemäss, die Stuhl-

und die Tisch-Ordnung im Hörsaale besorgte. Er war ein schlanker aber wohlgewachsener Mann. Seine Kleidung verrieth, dass er keinen andern Reichthum als seinen Kopf und seine trefflichen Eigenschaften besass. Auch sah ich ihn wöchentlich einige Mal zu Clodius kommen, um seinem kleinen Sohne Unterricht in der Mathematik zu geben; sein Anzug war dabei eben so reinlich als einfach. Näher aber lernte ich ihn in der nahe bei Leipzig gelegenen Funkenburg kennen, wo ich einen Sommer die Nächte zubrachte, um mich Abends und Morgens gleich in dem dort fliessenden Arme der Pleisse baden zu können. Hier wurden Unterhaltungen mit ihm in vertraulicher Zurückgezogenheit gepflogen. Hier lernte ich einen Studenten kennen, der über Lehrer, Wissenschaft, Regenten und Staatsverhältnisse so unterrichtend, so anziehend sprach, dass ich wohl voraussehen konnte, dass er dereinst in Regierungs-Geschäften eine bedeutende Stelle einnehmen würde. Bei diesem Reichthume seiner statistischen Kenntnisse besass er eine Würde und Bescheidenheit, die ihn zugleich liebenswürdig machten. Bald wurde ich auf diese Bekanntschaft als auf eine Eroberung stolz, und bewahrte ihm wegen der mir ertheilten Belehrung und der stillschweigenden Uebereinstimmung mit meinen Gesinnungen eine Liebe und Achtung, die auch nach unserer Trennung und mit der Länge der Zeit immer zugenommen hat. Eines Tages, nachdem ich kurz zuvor geäussert, einige gute Bücher zu haben, trat er früh Morgens in mein Zimmer, als ich noch im Bette lag. Zwei Folianten hatte er unter dem Arm und ein Hausknecht brachte ihm noch einen ganzen grossen Haufen nach. Es waren Commentarien über Römische Rechte und andere enthielten Auszüge von Autoren, welche Bücher ich zum Theil noch besitze, aber nur als einen Luxusartikel, der nur wenig gebraucht wird. Alle diese hatte er sehr wohlfeil in einer

Auction für mich eingehandelt, um meinen Lieblings-Wunsch, der mit seiner Liebhaberei übereinstimmte, zu befriedigen.

Klüber verliess Leipzig bald und ging nach Westphalen. Von hier aus schrieb er an Seger einen Brief über die dortige Verfassung, voll Gehalt und Beobachtungsgeist. Dann erhielt er einen Ruf als Professor nach Erlangen und nach einigen Jahren las man seinen Namen in gelehrten Zeitschriften und in öffentlichen Zeitungen. Er war zu den Wahlcapitulationen der deutschen Kaiser zu Rathe gezogen worden, er wohnte dem Wiener Congresse bei und führte zuletzt das Protocoll bei der Conferenz der hohen gekrönten Häupter und war ein Mitarbeiter der beiden berühmten Staatsmänner Metternich und Hardenberg.

Vor fünf Jahren, als er mit Graf Hochberg eine Reise nach St. Petersburg unternahm, besuchte er mich auf seiner Rückreise in Mehntack. Er konnte sich wegen der Eile des Reise-Gefährten nur eine kurze Zeit bei mir aufhalten. In dieser Zeit hatte er mir aber so viel zu sagen, dass er die Wörter abkürzte und Silben wegliess, wie man es im Schreiben durch Abbreviaturen zu machen pflegt. Als ich ihn über die Anzahl seiner herausgegebenen Schriften befragte, bekannte er mit einer seltenen Bescheidenheit, dass er wohl ein halbes Hundert dieser seiner Sünden in Druck gegeben habe. Nuncmehr ist er Preussischer Staatsminister und es ist zu bedauern, dass dieser Mann nicht in russische Dienste getreten ist, welches ich anfänglich vermuthete, da er als ein Badenser ein Landsmann unserer regierenden Kaiserin ist. Als er mich besuchte, hatte er von dem Moissamaschen Krüger ein Pferd und Schlitten genommen und für diesen Abweg von $2\frac{1}{2}$ Werst 5 Rubel zahlen müssen. Ich stellte den alten Krüger Lewanti deshalb zur Rede, und sagte ihm beiläufig, dass er wohl schwerlich jemals die Ehre gehabt habe, einen solchen Deut-

schen, der 9 Sprachen kannte und 50 Bücher geschrieben habe, zu sehen. Dieser alte Russe antwortete aber: „Er kann doch kein Russisch,“ und hielt ihn deshalb wohl gar für einen Ignoranten. Es muss ein wohlthuendes Gefühl für einen solchen Unwissenden sein, wenn er findet, das jemand nicht das kennt, was er von Jugend an, nämlich seine Muttersprache, gekannt habe, und hier bewährt sich das französische Sprüchwort: *pour savoir tout il ne faut savoir rien*. Durch Klübern verschrieb ich einen Hofmeister für die Generalin Rehbinder, geborene Pattkull, einen gewissen Nenninger, der ein biederer und geschickter Mann war. Von Klübers schönen Briefen, die auch eine schöne Hand verriethen, habe ich leider keinen mehr aufzuweisen, sie waren in meinem Pulte, das mit unserem Hause verbrannte. Im Herzen aber trage ich das Andenken dieses Freundes und nehme es mit in's Grab.

Zu den Annehmlichkeiten Leipzig's gehörten, ausser der Sittlichkeit und Aufklärung der Einwohner, die Umgebungen, als das schöne Rosenthal, die Gärten, die Geselligkeit, die man überall antraf, das Theater, die Assembleen, Concerte und sowohl gelehrte als merkantilsche Versammlungen, die Schlittenfahrten etc. Clodius, obgleich ein armer Mann, war doch gastfrei und verfehlte nicht, Durchreisende von Stande und auswärtige Gelehrte, die ihn besuchten, zu sich einzuladen. Seine gute Laune und die Anmuth seiner Frau, sowie die Liebenswürdigkeit seines Sohnes, des 9jährigen Gustel, ersetzten den fehlenden Reichthum. Eines Tages bat er einen durchreisenden Chevalier aus Frankreich zu sich, der sehr viel von seinem Vaterlande sprach; als Clodius, der sich auf seine Musenstadt auch was zu Gute that, ihn fragte, wie ihm denn Leipzig gefiele? antwortete dieser Chevalier ganz gleichgültig: *mais c'est un petit trou assez ridicule.* Diese französische Hintansetzung einer der bekanntesten Städte Deutschlands

zeigt den Character dieser von sich und ihrem Lande eingenommenen Nation, und steht mit der ihr sonst eigenen Artigkeit im Widerspruche. So war der gute Clodius für seine Gastfreundschaft übel belohnt und während er wie geschlagen verstummte, mussten wir über dieses französische Impromptu laut lachen. Durch Clodius lernte ich manchen schätzbaren Mann näher kennen, als Gyarre, Zollikofer, Salis, Raynal. Eine sehr nützliche Einrichtung war seine kleine Société littéraire, deren Zweck die Bildung des Stils für höhere Geschäfte war.

Etwa zwanzig Liebhaber versammelten sich jeden Sonnabend um fünf Uhr Abends in seinem Hörsaale. An einem grossen grün bedeckten Tische präsidirte Clodius und gab verschiedene literarische oder politische Gegenstände zur mündlichen oder schriftlichen Behandlung auf. Es wurde darüber discutirt und am Schlusse der Versammlung, gewöhnlich um acht Uhr, wählte sich ein jeder Liebhaber eine ihm passende Materie. Als wir den Cäsar vorhatten, wählte einer seine Kriege, ein anderer seine Politik, ich wählte seine Gesetze etc. Ebenso war es mit Cicero und andern Mustern; der Secretair, dessen Amt mir zufiel, musste ein Journal über die Verhandlungen in Form eines Protocolles führen, und jedesmal vorlesen, was in der letzten Sitzung behandelt und bestimmt worden war. In dieser Gesellschaft gab es einige gute Köpfe, die extemporirten, andere, welche sich in ausgearbeiteten Reden übten, wieder andere, die durch Uebung ihren Stil zu verbessern suchten. Unter den damaligen Mitgliedern befanden sich ein Graf Schönburg-Roxburg, ein sächsischer Kammerherr von Wessenig, ein Mann von mehr als 30 Jahren, ein Baron de Villeneuve, Dr. Erhardt, Jänken, von meinen Landsleuten aber keiner. Späterhin sprach ich in Dresden einige in öffentlichen Aemtern und in Gesandtschafts-Geschäften

stehende Männer, welche dieser Société littéraire früher beige-wohnt hatten und derselben in Betreff ihrer jetzigen Stellung zu Dank verpflichtet waren. Zu dieser Gesellschaft zahlte jedes Mitglied 2 Louisd'or, womit zugleich die sechs Wachlichte bestritten wurden. Das Journal musste sauber geführt und jede Abhandlung gleichfalls gut geschrieben eingereicht werden. Dieser Uebung wohnte ich blos im letzten halben Jahre bei, indem ich gleichzeitig ein Disputatorium bei Biener und ein Relatorium bei Seger hatte. In jenem Collegio wurden Sätze juristischen Inhalts aufgegeben, welche der Empfänger vertheidigen musste, indem ein anderer solche zu bestreiten oder zu widerlegen hatte. Im Relatorio hingegen musste man aus Process-Acten Auszüge machen und zugleich über seine eigenen Bemerkungen urtheilen.

Bei Biener hatte ich einmal den Baron Nostiz-Jänkendorff zum Gegner. Er war ein aufgeweckter und guter Kopf, dabei gesellig und bieder, wir waren uns nicht fremd und ich hatte ihn gern zum Gegner. Es war auch in unserm Collegio ein Herr von der Mühlen, ein Sachse, dessen Ernst und Stille uns übrigen eine hohe Meinung von seinen Kenntnissen einflösste. Es traf sich so, dass er mein Contradictor war, und es ward mir schwül bei diesem Kampfe. Denn es ist immer ungleich schwerer, sich im Vertheidigen zu behaupten, als blos Einwürfe zu machen oder zu widersprechen. Auch musste Alles in lateinischer Sprache gesagt werden, welcher als einer todten Sprache diejenige Lebhaftigkeit und Gewandtheit abging, die in einer lebendigen Sprache erlangt werden kann. Nachdem ich die Anrede gehalten und meinen Satz vorgetragen hatte, erwiderte mir mein Gegner in aller Kürze: „Deine Theses sind unvollkommen.“ Da er sich weiter nicht hierüber ausliess, bemerkte ich, dass auf einen so allgemeinen Einwurf ich ihm nur antworten könne, „dass in

in dieser sublunaren Welt Alles unvollkommen sei und daher auch der Mensch und seine Ideen nicht immer vollkommen wären.“ Mein Gegner schwieg, und ich weiss nicht, war es Verlegenheit oder Empfindlichkeit, er sprach kein Wort weiter und kam auch nicht wieder in dieser Stunde. Wenn ich etwa eine befremdende Waffe in diesem Kampfe gebraucht, so hatte er doch Gelegenheit und Freiheit, zu antworten und ich hätte es ihm gern zugestanden, wenn er mich meines Unrechts überführt hätte, besonders da ich eine sehr gute Meinung von seiner Tapferkeit hegte. Sich aber gänzlich aus dem Felde schlagen zu lassen, hatte er gewiss nicht nöthig. Durch diese Uebung ward ich im Lateinisch-Reden immer dreister, besonders im juristischen Stil, der an sich immer der leichteste sein mag; und so liess ich mich in eine öffentliche Disputation insofern ein, dass ich öffentlich opponirte, als Doctor Stockmann sich zum Doctor der Rechte auf den Kampfplatz stellte. Er hatte eine Dissertation über die Vortrefflichkeit eines vom Kurfürsten bekannt gemachten Mandats (Gesetzes) geschrieben, nach welchem das Vermögen der Unmündigen in liegenden Gründen untergebracht werden sollte. Als Opponent nahm ich mir unter andern die Freiheit, mit aller dem Gesetzgeber gebührenden Erfurcht die Einwendung zu machen, dass durch dieses Gesetz die Unmündigen in die Lage gerathen könnten, dem Landesherrn von ihrem Vermögen Steuern zahlen zu müssen, weil alle Grundstücke Steuer entrichten müssten, und wenn die Unmündigen in die Verlegenheit kämen, ein Grundstück zu behalten, sie alsdann von ihrem Vermögen dem Fiscus Abgaben zahlen müssten, welches nicht der Fall wäre, wenn ihr Vermögen in sicheren Capitalien bestände. Folglich hätte der Landesherr in diesem Falle von dem Vermögen der Unmündigen Vortheile. Diesen Einwurf, noch weniger die Schlussfolgerung hätte kein Landeskind vor-

bringen dürfen. Mir war dies eher erlaubt und man hielt mich deshalb für einen braven Russen. Nachdem ich mich eine Weile in meiner Opposition gehalten hatte, und der Professor, welcher den Doctor unterstützte, das Wort nahm, gab ich natürlicherweise nach und lobte ein Gesetz, welches ich bloß getadelt hatte, um die Vorzüge desselben mehr hervorstechen zu lassen. Nun hatte ich die Ehre, nebst noch zwei Opponenten zu dem Herrn Doctor zu Mittag eingeladen und in einer Sänfte dahin getragen zu werden, denn der Opponent kann nicht anders, als gleichsam auf den Händen zum Schmause hingetragen werden. Es ging zwar etwas frugal dort her, weil die Eltern arm zu sein schienen, aber es kamen noch andere Studenten hinzu und wir verlebten einen fröhlichen Abend und eine schöne Sommernacht, indem wir aus einem Garten in den andern gingen, sangen und spielten.

Die gute Meinung vieler Studenten, besonders der Sachsen, von mir erkannte ich bei verschiedenen Ereignissen, besonders aber bei einem Aufzuge, den ich etwas genauer, wegen des mir bei dieser Gelegenheit bewiesenen Vertrauens, beschreiben werde.

Eines Tages, als ich in meinem Zimmer arbeitete, traten mehr als zwölf ausgezeichnete junge Leute zu mir ein. Kaum hatte ich einige von ihnen als sächsische Studenten erkannt, als einer von ihnen zu mir sagte: Er und seine Landsleute bäten mich, ich möchte ihnen zu einem Aufzuge die Hand bieten und ihr Anführer werden, indem sie die Absicht hätten, dem alten Doctor der Theologie und Rector Burscher für seine Wohlthätigkeit gegen so viele arme Studenten einen Beweis von Erkenntlichkeit und Achtung zu geben. Ich dankte für diesen schmeichelhaften Antrag und erklärte, gern Theil daran nehmen zu wollen, wenn sie einen andern und ältern Studenten als mich zum Anführer wählen würden. Diese Herren drangen

aber so ernstlich und mit so vieler Ueberredung in mich, dass ich endlich zusagte und erklärte, dass mich ihr Zutrauen sehr ehrte und ich auch alles aufbieten würde, um einen Aufzug zu veranstalten, der uns allen zur Ehre gereichte. Nun hat ich sie, mir einen Compagnon beizugeben, mit welchem ich theils vereint, theils in gewissen Geschäften getrennt den Auftrag übernehmen könnte, und so gaben sie mir gleich einen solchen in der Person des Herrn Mie, aus einem soliden Hause in Hamburg, und eines der ältesten und bravsten Studenten Leipzigs.

Wir entwarfen den Plan zum grossen Theil in militärischer Weise; wir bestimmten 3 Colonnen, in welche gegen 1500 Studenten vertheilt wurden. Ein jeder Anführer, unter welchen ich die erste Colonne hatte, war von 2 General-Adjutanten und 24 Flügel-Adjutanten begleitet, jede Colonne hatte ihr eigenes Musikcorps und einen Beschliesser in Uniform. Mit der ersten Colonne sollte ein Redner gehen, von zwölf schwarz gekleideten Marschällen begleitet, und gefolgt von dem Träger eines dem Doctor Burscher zu Ehren verfertigten Gedichts, welches ihm in dieser Procession überreicht und durch den Redner noch mit passenden Worten befürwortet werden sollte.

So war alles einmüthig und in Frieden verabredet und beschlossen worden, als Missgunst und Neid sich in unsere Absichten mischten und mit einer gewissen Schadenfreude alles zu vereiteln drohten. Ein anderer Professor gönnte dem alten Burscher diese Ehre nicht, es wurden mir anonyme Briefe durch das offene Fenster geworfen, in welchen man mich durch die Drohung abzuschrecken hoffte, dass man die Freude des Aufzuges öffentlich verderben würde. Ich liess mich nicht stören und die Bestellungen dazu wurden fortgesetzt. Nun aber wurde von der andern Seite nach Dresden

gemeldet; dass die Studenten ein grosses Vivat im Werke hätten, wodurch manche Unordnungen zu befürchten wären, und als ich eines Tages im Collegio bei dem alten Sammt ruhig zuhörte, brachte man mir eine Abschrift von einem aus Dresden ergangenen Rescripte, in welchem der beabsichtigte Studenten-Aufzug, mit Hinweis auf frühere Mandate, wegen zu vielen Vivat-Rufens, Schreiens und Lärmens gänzlich untersagt war. Hoch triumphirte die Gegenpartei; ein desto stärkerer Sporn war mir jetzt aber die Durchführung unserer guten Absicht. Ich ging nach Hause, nahm einen Bogen Papier, und berief alle Musen-Söhne Leipzig's, sich im schwarzen Brette Nachmittags um 3 Uhr einzufinden. Dieses Gebäude, der öffentliche Versammlungs-Ort, in welchem die Professoren Reden hielten und die Studenten zusammen beriefen, hatte daher den Namen, weil in der Halle die Publicationen und Mandate an schwarzen Brettern angenagelt und dadurch zur Kenntniss gebracht wurden. Hier nagelte ich auch eine Aufforderung an, die etwas kräftig und dem Interesse aller Studenten ganz entsprechend abgefasst war. Noch war ich zur bestimmten Stunde nicht dort angelangt, als ich die Studenten wie Ameisen von weitem dort wimmeln sah, meine Brust schlug wärmer und mein Enthusiasmus wuchs mit dem sich mehrenden Haufen. Mein erstes Wort war lauter Dank für ihr Erscheinen und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie meiner Einladung Folge geleistet. Nun bestieg ich das Katheder, umgeben von 1000 Studenten (so berechnete man den angefüllten Raum). Ohne mich zur Rede vorbereitet zu haben, stellte ich die gemeinsame Absicht warm vor, holte die anonymen Briefe heraus, provocirte deren Verfasser und sagte, dass, wenn sie brave und redliche Burschen wären, sie sich nunmehr als solche zeigen sollten, indem sie eine solche versteckte Angriffsweise, wie durch anonyme Briefe, für eine nie-

derträchtige Handlung erklärten. Natürlich meldete sich Niemand, ich bat aber die Anwesenden um ihr Urtheil und es erscholl ein Preat aus Hunderten von Stimmen, so gewaltig und erschütternd, dass unsern Gegnern hierbei nicht gerade wohl, mir aber derart zu Muthe ward, wie einem bei dem Donner der Kanonen durch die eroberte Festung ziehenden Sieger. Darauf rechtfertigte ich die unschuldige und wohlgemeinte Absicht, dem wohlthätigen und ehrwürdigen Doctor Burscher ein glänzendes Zeichen des Dankes und der Ehrfurcht zu bringen und rügte es derb, dass die Cabale und der Neid so weit gegangen wäre, dass man ein Mandat gegen uns bewirkt habe. Dieses Mandat las ich mit lauter Stimme vor und feuerte dazu an, einen Beweis abzulegen, dass wir einen ganz andern Aufzug im Werke hätten, als ein Vivat-Rufen mit Schreien und Lärmen. Ich legte einiges von unserem Plane vor und bat mir ihr Gehör zum Vortrage eines neuen Unternehmens wider dieses Mandat von ihnen aus. Fiat, fiat! (Es geschehe!) hiess es und nun schlug ich vor: „Da unsere Akademie ursprünglich eine Ritter-Akademie wäre und von so vielen Ausländern besucht würde, möge man zwei Deputirte wählen, welche sich mit einer Supplik gerade an den Kurfürsten selbst wenden und um die Bewilligung des geordneten feierlichen Aufzuges, zu welchem der Friedrichs-Tag gewählt sei, zu bitten.

Kaum war dieses ausgesprochen, so erscholl mit viel-töniger starker Stimme: „Vivat Rosen, unser Gesandter nach Dresden!“ Ich nahm dieses ohne alle Umschweife an und bat mir Herrn Mie als Compagnon aus, welches gleichfalls bewilligt wurde.

Mein Antrag war geschehen und ehrenvoll genehmigt, an die Kosten war nicht gedacht worden. Aber ein Herr v. Biel-feldt, Sohn des ehemaligen preussischen Gesandten, ein Mann

von mehr als 30 Jahren, stellte sich mit einem andern seiner Cameraden vor den Ausgang des schwarzen Bretts und sagte laut: „Es ist nicht billig, dass unsere Deputirten auf ihre Kosten reisen“, nahm seinen Hut vor sich und warf einen Louisd'or hinein; wer etwas bei sich hatte, warf auch hinein, Gulden und Groschenstücke, und Herr von Bielfeldt überreichte uns seinen Hut, in welchem über 60 Rubel sich befanden. Diese übergab ich Herrn Mie. Nun war die Rede davon, wie wir als Gesandte unsere Affaires machen sollten. Wir verfielen darauf, dass unser Creditiv in einer Supplik an den Kurfürsten, von allen Ausländern unterschrieben, bestehen solle.

Diese Art von Durchsetzung erregte grosse Sensation in Leipzig und Platner wunderte sich, wie ich am schwarzen Brette 1000 Studenten zusammenbringen könne, da Er selten mehr als 100 Studenten auf seine Einladung erscheinen sehe. Ueberall wünschte man mir Glück, doch zweifelte man sehr, dass wir durchdringen würden und Clodius sagte mir: „Hören Sie, Rosen! Sie haben viel unternommen und einen schweren Stand in Dresden.“ Sollte mir die Vertretung unserer guten Sache misslingen, sagte ich, dann sind Rosen und viele gute Männer nicht mehr in Leipzig! — Wie sollte nun aber die grosse Supplik gehörig abgefasst werden? Ich schlug vor, wegen Abfassung derselben unsern Dr. Seeger um Rath zu fragen und ging mit den Herren, die zuerst meine Wahl veranlasst hatten, zu Dr. Seeger; er nahm uns bei einer Tasse Chocolate freundlich auf, lehnte jedoch unsern Antrag mit den Worten ab: „Sie thun am Besten, meine Herren, wenn Sie Ihre Supplik selbst anfertigen, denn weder ich noch irgend ein in einem sächsischen Amte Stehender wird sich in eine solche Sache mengen.“ Wir gingen davon; unterwegs sagte ich: Seger hat Recht, ich setze die Supplik auf und da-

mit Holla! In meinem Zimmer nahm ich den Kalender zur Hand, fand den Friedrichstag sehr passend, da er als Namensfest des Churfürsten feierlicher war und uns zu unsern Vorbereitungen noch mehrere Wochen Zeit liess. Dieser Supplik, die nur zwei halbe Seiten einnahm, wurden nach Art der Englischen noch andere Bogen eingereiht und zu gewissen Stunden wurden in einer Restauration die Unterschriften eingesammelt; dazu fanden sich wohlweislich lauter Ausländer ein, meine Wenigkeit voran, dann mehrere Landsleute, Polen, Ungarn, Schweizer, Franzosen und ein lustiger Kopf, der zu einem wirklichen Namen noch einen selbstgemachten italienischen oder englischen hinzufügte und also recht viele und entfernte Länder und Städte lesen liess.

Ich setzte mit Herrn Mie einen Tag zu unserer Abreise nach Dresden fest und machten es mit unsern Landsleuten ab, dass wir ihnen den Erfolg derselben melden sollten. Im Fall eines Misslingens kämen wir nicht zurück, aber wenn es gut ginge, sollten sie uns, zum Aerger der Neider, mit 12 blasenden Postillonen vor dem Thore empfangen. Nun reisten wir beide mit Extrapost nach Dresden, logirten in einem anständigen Hôtel und liessen als Deputirte uns nichts abgehen. Den andern Morgen wurden die Visiten bei allen Ministern absolvirt und zugleich die Absicht unserer Sendung eröffnet. Diese Herren, nämlich Graf Marcolini, Baron Gutschmidt, Berlepsch etc. empfingen uns sehr artig, allein von unserer Ankunft überrascht, hiess es wie verabredet, gegen das ergangene kurfürstliche Mandat könne der Aufzug nicht gestattet werden. Meine Einwendung half und man überliess es uns, zu bedenken, ob der Landesherr seinen einmal gegebenen Befehl widerrufen könne. Wir verliessen die artigen aber gestrengen Herren Minister und ich bat mir mit einer ernsthaften und schmerzhaften Miene aus, noch einmal erscheinen und dann Abschied

nehmen zu dürfen. Als wir nach Hause kamen und die Köpfe schüttelten, sagte ich meinem Gefährten: Nun müssen wir andere Saiten aufziehen und unserer eingereichten Supplik grössere Wichtigkeit beilegen. Den andern Morgen fuhren wir zu seiner Excellenz, dem Premier-Minister und zu Berlepsch und versicherten im Namen aller Supplicanten, dass, da ihr jugendlicher Eifer und Enthusiasmus für diesen Aufzug ihnen nicht gestatte von ihrem Vorhaben abzustehen, um sich der Schadenfreude ihrer Gegner nicht preiszugeben, wohl nichts anderes übrig bleibe, als die gute Universität Leipzig zu verlassen.

Dieses wirkte mit so gutem Erfolge, dass die Herren nicht nur versprachen, diese Sache dem Kurfürsten nochmals zu unterbreiten, sondern dass man uns noch denselben Abend für den andern Morgen in's Consistorium bestellte. Denn da der Landesherr katholisch und die Universität protestantisch ist, so steht letztere in ähnlichen Fällen unter dem Consistorio. Unsere Hoffnung war nicht vergebens, denn man gab uns eine Abschrift von einem an den Rector der Universität erlassenen Rescripte, worin es unter anderen hiess: „dass der nachgesuchte mit Ordnung und Anstand vorzunehmende Aufzug der Studenten nachgelassen werden solle, da der Baron Rosen und Herr Mie für Ordnung und Ruhe aufzukommen sich verpflichtet hätten.“ So kitzlich dieses für uns ausfallen konnte, so fühlten wir uns doch geschmeichelt und sandten eine Estafette mit der fröhlichen Botschaft und dass wir in 24 Stunden in Leipzig eintreffen würden. Rasch fuhren wir davon und um 7 Uhr Abends waren wir vor dem Thore, wo die Postillone uns schon erwarteten. Es ging in vollem Lärm durch die Strassen der Stadt, diejenige nicht zu vergessen, wo der Professor wohnte, der auch in Dresden so eifrig wider uns cabalisirt hatte, bis wieder zu dem Hause am schwarzen

Brette. Hier ertönte bei unserem Eintritte von der zahllosen Versammlung unserer Musensöhne ein ununterbrochenes Vivat! Ich bestieg das Katheder, legte einen kurzen Bericht unseres Geschäftes ab, las das Rescript vor und schloss mit der Versicherung unseres Vertrauens, dass die Herren insgesamt unserer Verantwortlichkeit Ehre machen würden.

Unsere Vorbereitungen wurden nun noch grösser und lebhafter; alle Beschreibungen solcher Aufzüge, die wir aus Göttingen und Jena uns kommen liessen, waren uns nicht genügend. Ein neuer Umstand half uns, obgleich er mich in Verlegenheit bringen konnte. Meine Landsleute nämlich waren bei Vertheilung der Aemter übergangen worden, theils weil ich möglichst vermied, mich damit zu befassen, theils weil sie mich während dieser Zeit wenig besuchten und ich sie auch nicht. Als ich einmal zu dem Grafen Dunten ging und dort die meisten Livländer antraf, machten sie mir gewaltige Vorwürfe, dass sie ganz von mir vergessen und alle Ehrenämter schon vertheilt wären. Wie so, sagte ich! Die wichtigsten sind ja noch aufbewahrt. Sie horchten auf und nun erzählte ich ihnen, dass Leipzig ursprünglich eine Ritter-Akademie sei und aus drei Nationen, nämlich der sächsischen, polnischen und meissnischen bestände und dass sie die Wappen dieser Nationen vor jeder der 3 Colonnen, in schöner Kleidung und von Adjutanten begleitet, vortragen sollten. Als ich ihnen dieses näher beschrieb und die Wahl der Kleidung selbst überliess, waren sie völlig versöhnt und versprachen ihre Theilnahme. Es wurden die Wappen dieser Nationen auf grosse, weisseidene Fahnen gemalt und mit grünen Franzen besetzt. Die Fahnen selbst waren hoch und nahmen sich mit ihrer Malerei sehr gut aus. Der Fahnenträger vor meiner Colonne war zur Mühlen, seine Adjutanten Sänger und Graf Dunten.

Nun wurden Musterungen erst im schwarzen Brette gehalten, die Studenten stellten sich wie Soldaten und überliessen ihren Anführern die Ordnung der Colonne, — ich kann es nicht vergessen, wie willfährig sie waren und wie dieses Betragen Höflichkeit und Behutsamkeit mir zur Pflicht machte. — Die längsten und wohlgebildetsten wählte ich zu den vordersten Gliedern, ausserdem kamen vier und baten in die erste Reihe versetzt zu werden, weil sie sich vorgenommen, sich egal blau mit Gold kleiden zu lassen. Auf freiem Felde machten wir Proben von Evolutionen, damit die Colonnen, nach einem berechneten Marsch durch mehrere Strassen, sich gleichzeitig auf dem Markte in einem halben Zirkel stellen konnten. Alles ging militärisch und mit einem solchen esprit de corps, dass ich ohne Widerspruch commandiren durfte.

Da unsere Widersacher in der Hauptsache uns nicht mehr schaden konnten, nahmen sie zur Satire ihre Zuflucht. So hatte ein junger Doctor Gehler unter unsern Landsleuten verlauten lassen, dass die vorzutragenden Fahnen sich ebenso lächerlich ausnehmen würden, als die Fähnlein der Schlosser-Gesellen, welche jährlich einmal mit einer solchen in der Stadt herumzögen und selbige in die Luft würfen und wiederfangen, dabei eine kleine Musik machten und so auch ihren Aufzug hielten. Meine Landsleute, durch den witzigen Gehler aufgereizt, stellten mich auf dem Fechtboden darüber zur Rede. Wer hat Euch so etwas sagen und diese Vergleichung wagen dürfen? sagte ich laut, ist der Mann hier? und es musste sich treffen, dass auch er dort war, weil er gern focht. In meiner Hitze, die an keine Mässigung dachte, nahm ich die ersten besten Rappiere, präsentirte sie dem Dr. Gehler, und sagte: Mein Herr! Auf den Hieb, für Ihre Einfälle! Kaum war ich in der Stellung, als ich ritterlich darauf los-hieb, es setzte Staub und Schläge, Gehler hielt sich auch

brav, bis der Fechtmeister kam, uns auseinander brachte und sagte: Meine Herren, hier schlägt man sich nicht in solcher Weise. Die Fahnen wurden nun noch höher und ansehnlicher gemacht, und dabei blieb es.

Nun ging es an die Einrichtung des sogenannten Stabes, das waren der Redner mit ihren zwölf Marschällen und der Gedicht- oder Kissen-Träger. Zu ersterem wählten wir den längsten Mann mit der besten Bassstimme, einen Theologen Lischke aus Meissen. Dieser Mann imponirte wirklich durch seine Gestalt und Stimme, die im Namen der 1000 Zungen sich donnernd und pathetisch konnte vernehmen lassen. Zu einem Gedicht- oder Kissen-Träger wählten wir einen feinen, artigen Mann, einen Herrn v. Exter aus Hamburg, der das Gedicht, den Emil, von Clodius genannt und gemacht, auf einem mit reichen goldenen Fransen besetzten, rothsamtnen Kissen trug; jenes Gedicht war sauber auf Silber-Glacé gedruckt. Herr v. Exter liess sich ein scharlachnes, feines Kleid mit Gold besetzt dazu machen und vergass nicht, einen etwas langen Degen dazu anzuschaffen. Der Inhalt des aus der poetischen Feder unseres Clodius geschaffenen Emil war eine moralische Erzählung, wie dieser Emil, durch jugendlichen Leichtsinn und Leidenschaft verführt, seinen ihn warnenden Lehrer, einen Greis, mit dem blossen Degen umbringen wollte. Dies war freilich etwas stark erfunden, allein, da der greise Mentor sich nicht irre machen liess, vielmehr für den Verirrten betete, so kam dieser zur Reue und fiel seinem Lehrer weinend und büssend um den Hals. Darauf hiess es am Schlusse: „so, Burscher, hast Du für uns gebetet und gewacht und so viel Gutes gethan, dass wir Dir einmüthig ein Opfer des Dankes und der Empfindung bringen!“ Der Emil selbst hätte meines Erachtens hierbei ganz zu Hause bleiben können; denn hätte der Genfer Philosoph es erfahren, dass der

Emil des Clodius sich so unartig gegen Greise benahm, so würde er dem seinigen wohl lieber einen andern Namen gegeben haben. Aber unser Emil war nun einmal nicht anders gerathen und wurde dafür mit grossem Pomp in Leipzig herumgetragen.

Endlich erschien der entscheidende Friedrichs - Tag im November 1782. Nachmittags um zwei Uhr holten die zwei Adjutanten ihren Fahnenträger, zu diesem gesellten sich die 24 Adjutanten der Colonne und diese gingen in Reihe und Glied mit entblössten Degen zu ihrem Colonnen - Führer, der die Ehre genoss, sich so abgeholt zu sehen und, in voller Uniform auf diese Ehren - Männer wartend, sie mit einem Glase Rhein - Wein empfing und sich nun an ihre Spitze stellte, um sie auf den grossen Musterungs - Platz zu führen, wo alle versammelt sein mussten. Auf dem freien Platze der Thomas - Kirche versammelte sich alles, das heisst Studenten, Musik - Chöre, Fackeln, Redner, Marschälle und der weitglänzende Kissen - Träger. Bis gegen sechs Uhr dauerten die Stellungen und Eintheilungen der Masse, wozu die 24 Flügel - Adjutanten besonders nützlich waren. Diese waren auch dazu bestimmt, mit blossen Degen in der rechten Hand, neben der Colonne den Respect der Zuschauer zu erhalten; in der linken Hand auf die Schulter gelehnt trug ein jeder dieser Adjutanten eine Wachs - und Pech - Fackel von sechs Fuss Höhe. Noch muss angeführt werden, dass die bekannte gute Polizei Leipzig's den Befehl erhalten hatte, überall behülflich und wachsam zu sein.

Die Häscher standen in gewissen Entfernungen, an allen Ecken der Strassen waren grosse gefüllte Wasser - Behälter postirt und dem Zudringen des Haufens von Pöbel wurde von Weitem vorgebeugt.

Nach geschehener Aufstellung und Anordnung begann der Zug. Das Chor der Musik voran, dann der Redner, ihm

folgten zwölf Marschälle, schwarz gekleidet, in Strümpfen und Schuhen, dann der Kissen-Träger mit seinen zwei Adjutanten, alsdann der Colonnen-Anführer mit zwei General- und 24 Flügel-Adjutanten, erstere beiden folgten ihm mit blanken Degen, letztere gingen neben der Colonne, 12 auf jeder Seite in abgemessener Weite, und hielten möglichst die Distanzen. Die zweite Colonne ging links, die dritte einen andern Weg durch die Strassen und die Musik-Chöre gaben das Signal zu einer auf dem grossen Markte dergestalt geordneten Parade, dass die zweite und dritte Colonne einen grossen halben Zirkel, der Stab aber mit der ersten Colonne eine gerade Linie oder den Diameter vor dem Hause des Commandanten Graf Vitzthum bildeten. Der Zug ging langsam, feierlich; die Musik rührte das Herz und die hochbrennenden Fackeln, die Alles beleuchteten und das Feierliche und Glänzende hoben, machten grossen erhebenden Eindruck auf die Studenten, sowie auf die Zuschauer, welche aus allen Fenstern und Dächern herausblickten. In keinem Hause, wo der Zug vorbeiging, war ein brennendes Licht; alles wurde nur durch unsere Fackeln beleuchtet.

Sowie es oft geschieht, dass unter das Feierliche auch etwas Komisches sich mengt, so ging es uns, da wir eben auf dem Markte den halben Bogen formirten. Unser langer Redner, Herr Lischke, stolperte über einen Stein und fiel seiner ganzen Länge nach so zur Erde, das wir einen kleinen Halt machen mussten, bis er sich wieder aufraffen konnte. Wenn nur die Rede nicht erschüttert oder gar auf dem Glatt-eis geblieben ist, hiess es; aber, als er wie ein Baum sich wieder emporgerichtet und mit seinem Gipfel uns überragte, ordneten wir uns aufs Beste. Nun gingen die Herren vom Stabe, die Anführer und General-Adjutanten, alle in ihren Uniformen und von mehreren sich brav ausnehmenden Studenten begleitet, zuerst zum Commandanten Graf Vitzthum.

Im grossen, hellen Saale befanden sich er, seine Familie, mehrere aus Dresden zu dieser Feier erschienene Personen vom Range, einige General-Obristen und mehrere aufmerksame Damen. Die ersten Honneurs machte ich mit Herrn Mie und dankte dem alten Grafen für seine Beihülfe und Antheil an unserer Versammlung, denn unter ihm stand die Ober-Polizei und das Militär. Ein grosser Tisch mit blinkenden Gläsern war in Bereitschaft, doch wurde nur aus einigen Gläsern gekostet. Die erwähnten Herren Militairs spendeten vielen unserer wohlgewachsenen Musen-Söhne ihren Beifall und bemerkten, dass sie sich zu fertigen Cavallerie-Officieren qualificirten; denn Alle hatten bei ihren mit Gold oder Silber besetzten Collets grosse schwarzglänzende Stiefel mit klirrenden silbernen Sporen und man konnte auf viele dieser feurigen und jungen Ritter mit Wohlgefallen sehen. Von da ging der ganze Zug zum ersten Bürgermeister, dem wir als dem Zweiten in Rom unser Compliment machten, das ihm vermöge seines Amtes und Einflusses auch gebührte. Es war der damalige Kriegsath Müller, ein gelehrter, stolzer Mann.

Nach Beobachtung dieser unserer Aufmerksamkeit gingen wir nun im langen Zuge, in voller Musik, mit guter Vocal-Musik begleitet, zu unserem Helden des Stücks, zu Dr. Burscher. Leider wohnte er tief am Ende der langen, schmal zulaufenden Gasse, Brühl genannt, auch war seine Wohnung nicht sehr geräumig. Vor seiner Thür machten wir Halt, schwenkten die Fahnen und lehnten sie alle drei in seinem Vorhause an die Wand, jedoch schräg vom Erdboden bis zur Decke, weil dieses Vorhaus nicht hoch genug war, um diese Wappen aufrecht hinzustellen. Nun gingen die Anführer voran, präsentirten den Redner, den Kissenträger, den Stab und ihre Begleiter, ich winkte Herrn Lischke, der nun als Riese in der etwas niedrigen Stube auftrat und seine Rede

mit dem aufgerolltem Papiere, wie eine Donnerkeule des Jupiter auf Burscher und aus den Fenstern so herabschleuderte, dass solche einen grossen Theil der Strasse entlang auf unsere Colonne herabtönte.

Darauf erschien Herr von Exter und überreichte Gedicht und Kissen in seiner Pracht dem alten Mentor, der kaum wusste, was der Emil mit ihm zu thun hatte. Die Fahnen-Träger äusserten, dass sie ihre Ehren-Zeichen bei ihm niedergelegt hätten, und empfahlen sich und die drei Nationen seiner ferneren Liebe. — Ich und Mie sagten ihm mehr gerührt als gewählt, es wäre uns ein erfreulicher Tag, ihm mit diesen äusserlichen Bezeugungen der Achtung und des Vorzugs, den seine Menschenliebe verdiente, den Dank der Universität zu übermitteln.

Der alte Burscher war betroffen, erschüttert und bewegt, er drückte seine Dankbarkeit aus der Fülle seines Herzens aus und schloss mit der Versicherung: Die Begebenheiten dieses Tages würden in den Annalen Leipzigs ein unvergessliches Andenken zu unserem Ruhme sein.

Es wurden einige, doch nur wenige Gesundheitigen getrunken, die Behausung war eng und die Zeit verfloss; wir empfahlen uns und gingen zu unseren Cameraden, diese hatten sich bei ihrem Fackelschein beinahe langweilen mögen, wir fanden sie aber bereit, einen Labetrunk aus eigener Flasche zu nehmen, froh und meist guter Laune. Es ging mit Musik doch ohne grosse Parade zum St. Thomas-Platze. Hier wurde beschlossen, unsere sämtlichen Fackeln, die nur etwas über die Hälfte abgebrannt waren, in einem Haufen vor der Kirche verbrennen zu lassen. Diese jugendliche, rasche, aber gefährliche Idee ward auch sogleich ausgeführt und in einigen Minuten stieg eine helle Flamme empor, die mit der Höhe des Kirchthurmes zu wetteifern schien, bald sich beugte

und schwarzen Dampf in die Luft sandte, bald sich wieder pracht- und gluthvoll in die Höhe schlang. Dieses erhabene Schauspiel brachte einige wackere Sänger um die Flammen zusammen, welche ein Lied sangen, worin die Strophen: „Unser Leben vergeht wie ein Rauch,“ oft vorkamen und die Stimmen waren so wohlklingend, so rührend, dass man im Lichtstrahle der Flammen die feuchten Augen gewahrte und nicht umhin konnte, eine Zähre beizusteuern. Mittlerweile wurde die Flamme kleiner, der Haufen fiel in Asche zusammen und erinnerte uns an das Ende dieses Tages.

Bei dem letzten Fackelscheine eilte ich zu den Sängern, drückte ihnen die Hand, durchlief die Reihen und Haufen der übrigen, dankte und bat um ihre Freundschaft, um fernere Ruhe und Ordnung, die wir verbürgt hätten und die sie so rühmlich erhalten. Es möge sich ein Jeder nunmehr nach Hause begeben und dadurch die allgemeine Weihe des Tages befördern. Neid und Schadenfreude könne nicht besser und stärker beschämt werden. Das geschah — und in einer Viertelstunde waren alle Strassen leerer und stiller als gewöhnlich, es war etwa halb elf Uhr Abends, als ich froh wie ein König nach Hause kam; ich besah meine Rüstung im Spiegel, leider war vom Fackel-Dampf alles, sogar das Gesicht, geschwärzt und alle unsere Kleidungen taugten zu nichts mehr.

Ich glaube gewiss, dass unsere Feuer-Säule mit dem herzerhebenden und rührenden Gesange der braven, edlen Männer und ihr feuchtes Auge die allgemeine Ruhe und innere Stille hervorbrachten. Wie wäre es möglich gewesen, bei so edlen Gefühlen an Vivats, Lärmen und Schreien zu denken. Nein! die grosse Zahl der Studenten war unserer Denkungsart sympathisch. Du herrliche Musik, deren Instrument Herz und Menschenstimme war, was vermagst Du nicht mit Deinem Zauber!

Herr Mie hatte indess viele Mühe bei der Bestreitung des Kosten-Aufwandes gehabt und es ergab sich noch ein Defect von einigen hundert Reichsthalern. Wir machten eine Handels-Speculation, die wir dem Orte selbst abgelernt hatten; wir schafften nämlich gegen 2000 Exemplare der gedruckten Beschreibung dieses Aufzugs an und brachten dieselben zu vier Groschen pro Stück an den Mann. Das half; nach einigen Wochen war alles vergriffen und Herr Mie versicherte mir, er wäre mit allen Unkosten ins Reine.

Einige Tage nach diesem Aufzuge fand ich eine Darstellung desselben auf dem Markt, in Kupfer gestochen, und bald mich selbst als Anführer in allen Kramläden. Der grosse Prospect kostete sechs, mein Costüm-Bild, illuminirt, kaum zwei Groschen. Die Beschreibung und den gedruckten Emil habe ich noch, aber keine Kupferstiche; auch finde ich nicht die mir dedicirte Musik meines Chores in der ersten Colonne. Noch vor ein paar Jahren erzählte Obrist Peter Rosen, man hätte, als er 1815 in Leipzig war, sich dieses Aufzuges und meiner Wenigkeit noch lebhaft erinnert.

Es war der letzte Winter, den ich in Leipzig zu bleiben beschloss, denn mein Vater liess mir durch Major Peril, der mit dem ältesten Herrn von Schwebs durchreiste, sagen: ich möchte an meine Zurückkunft denken, und diese Erinnerung war mir ein ernstes Gebot. Ich nahm, wie gesagt, die letzten practischen Lehrstunden der Rechtsgelehrsamkeit und sah mich dieses letzte halbe Jahr als einen Wanderer an, der seine Herberge verlassen und sich gefasst machen müsse, wieder vor den Seinigen zu erscheinen und Rechenschaft von seiner Abwesenheit abzulegen.

Ich war fleissig, wurde aber auf eine sonderbare Art einige Tage in meiner Emsigkeit unterbrochen und zwar durch die famose Herzogin von Kingston. Sie reiste gewöhnlich alle

Jahre einmal über Leipzig nach Calais, um von England, wo sie in Person nicht erscheinen durfte, ihre Einkünfte zu empfangen und abzuholen; denn in Folge ihrer bekannten Parlaments-Sache wegen ihrer zwei Männer war sie auf immer in fremde Länder verbannt. Zufällig hatte ich eine kleine französische Broschüre über ihr Leben gelesen und erfahren, dass sie sich im Jewe'schen die Choudleigh'schen Güter in der Nachbarschaft meines Vaters angekauft und im Sommer sich dort niedergelassen habe. Während einer Vorlesung des Professors Clodius trat ein Bedienter in den Hörsaal und sagte ganz laut: die Herzogin von Kingston, die vor diesem Hause anhielte, wünsche den Baron Rosen gleich zu sprechen. Wir hatten draussen ein starkes Wagengerassel gehört und als ich vor der Hausthür erschien, siehe, da reichte aus der grossen Reise-Kutsche die kleine Hand einer ältlichen Dame mir einen Brief aus dem Kutschenfenster und sagte: „Mein Herr! Ihr Vater hat mir diesen Brief an Sie anvertraut und es ist mein erstes Geschäft, Ihnen denselben bei meiner Ankunft in Leipzig eigenhändig zuzustellen.“ Ich dankte für diese besondere unverdiente Ehre und fragte, wo sie einkehren würde. Sie nannte das Hôtel, sagte, dass sie meine Eltern wohl kenne und sich einige Tage in Leipzig aufzuhalten gedenke. Hierauf liess sie sich und ihre ganze Suite zu ihrem Quartiere hinfahren.

Nun erbrach ich meinen Brief, vorher schon fühlend, ob nicht ein anderes Papierchen drin verborgen sei. Allein es war nichts als eine Aufforderung, der Herzogin von Kingston, welche sich gegen meine Eltern so gütig bewiesen habe, gefällig zu werden. Ich veränderte schnell, aber nicht gern, meine Kleidung und begab mich in das Hôtel, wo Ihre Durchlaucht die ganze Bell-Etage eingenommen hatte und einen herzoglichen Aufwand, aber zugleich eine Laune und einen

Character wahrnehmen liess, den man mit dem Wetter im April und mit der Wetterfahne selbst füglich vergleichen konnte. Nie habe ich eine wunderlichere, auf ihre vormalige Schönheit und verblichenen Reize sich noch etwas einbildende alte Frau, eigentlich tolleres Weib, gesehn, als diese Herzogin. Ich habe drei Tage der Vernunft und den Wissenschaften Abbruch gethan, um, da ich einmal angefangen hatte, auch damit zu endigen, die von dem Vater Anempfohlene zu honoren, und ich fülle einige Seiten meiner Lebensbeschreibung mit der Erzählung aus von demjenigen, was ich selbst an dieser Heldin in ihrer Art wahrgenommen habe.

In ihrem Gefolge befand sich ein Obrister und Ritter de Cocove, ein langer, schöner, doch nicht ganz junger Mann; eine Madame Parquet, eine noch ziemlich angenehme Engländerin, ein Arzt, ein Secretair und mehrere Bedienungen; unter letzteren war ein aus Petersburg gemietheter sogenannter Rasnoschtchik. Dieser wandte sich zuerst an mich und beklagte sich darüber, dass die Duchesse, ohngeachtet sie ihm zehn Ducaten monatlich gebe, ihm doch so das Leben mit ihren Grillen verbittere, dass er lieber für zehn Kopeken täglich wieder Früchte in Petersburg herumtragen möchte, wobei er leicht und froh gesungen und getanzt habe, bei ihr aber seinen dicken Bauch und die beste Kost verwünsche. Seine Gebieterin hinwiederum beschwerte sich über die Undankbarkeit dieses Menschen, den sie von seiner Last von Rehbrod und Wurzeln befreit und mit Wohlthaten überhäuft habe. Ich musste Vermittler sein, denn der Russe wollte der Engländerin den Dienst aufsagen; es gelang mir, erstern damit zu beruhigen, dass ich ihm anrieth, während der Reise die Duchesse ehrlich zu bedienen, und während dieser Zeit die Ducaten wie seinen dicken Bauch zu conserviren, bis er wieder nach Russland käme. Doch sie zankte nicht allein mit dem

Russen, sie führte Krieg mit allen ihren Begleitern, am heftigsten mit ihrem Landsmann, einem englischen Bedienten, und zwar bei Tische, weil dieser nur hinter ihrem Stuhle seine Functionen hatte. Dieser Mensch kannte mehrere Sprachen und vereinigte mit vieler Reise-Kenntniß auch seinen National-Eigensinn. Er gab der Frau Herzogin selten nach, diese aber, um in unserer Gegenwart ihrerseits ihre Würde zu behaupten, sagte zu ihm: sie wolle ihn nächstens hängen lassen. Dieser erwiderte ganz laut: Madame, das können Sie nicht, denn ich habe Ihnen nichts entwendet und ich bin ein freier Mensch! *Monsieur le Baron*, sagte sie mir mit einem plötzlich angenommenen frommen Blick, *Vous etudiez tous les droits de l'Europe, n'est ce pas qu'on peut faire pendre un tel homme? Oui*, erwiderte ich, *Madame la Duchesse, quand il a mérité la corde, et en Angleterre cela se fait assez aisement, en Allemagne la justice est trainante*. Wir assen um 4 Uhr zu Mittag, um 8 oder 9 Uhr tranken wir den Thee und gegen Mitternacht assen wir zu Abend. Aber immer war etwas nicht recht, und ihre Gesellschaft bekam mehr Vorwürfe und Unzufriedenheit zu hören als ruhige Bissen zu verzehren. Eine Abendmahlzeit war günstiger und nachdem die Speisen abgetragen waren, befahl sie ihrem Kammerdiener, Punsch zu bringen. Dieser wurde in einer schönen rauchenden Porzellan-Bowle hineingetragen, aber auch gleich wieder abgewiesen, indem sie mit kreischender Stimme sagte, nein, nein, ich sehe, er ist nicht gut. Der Kammerdiener trug diese Opfer-Schale zu meinem Leidwesen gleich wieder fort. Aber in der halb offen gelassenen Thür sah ich, wie er den Punsch vor sich auf den Tisch setzte, ihn einige Zeit mit halb lächelnder, halb ärgerlicher Miene ansah und nach einigen Minuten wieder hineinrug. Ha, sagte sie, nun ist er gut, und nun schmeckte er auch Ihrer Erlaucht. Wir

wurden alle geweckter und wärmer und es sollte nun gesungen werden, ich wurde dazu von ihr aufgefordert, und da ein Studentenlied sich zu diesem herzoglichen Punsche nicht recht ziemte und ich überhaupt wenig gesungen hatte, so holte ich mein altes Bonnen-Lied hervor und sang: *Si le roi m'avoit donné Paris, sa grande ville, et s'il me falloit quitter l'amour de ma mie; je dirois au roi Louis: gardez votre Paris, j'aime mieux ma mie.* Letzteres zweimal, ich hatte es aber kaum einmal gesungen, als sie mit einer Raben-Stimme mich unterbrach und auf diese Weise belehrte, wie man diese Melodie singen müsse. Nun sang Madame Parquet, ihr ging's nicht besser und ein jeder wurde unterbrochen und deckte mit dem Glase den zum Gelächter verzogenen Mund. Die Musik musste sodann der Erzählung ihrer *avantures* weichen. Sie erwähnte ihres seligen Herzogs, weinte schöne, glänzende Thränen, sie erwähnte ihres Hoflebens, ihrer Eroberungen und lächelte; bald leise, bald durchdringend erscholl die Stimme, ihr Blick war bald sanft, bald coquett, bald hexenartig. Noch nie habe ich eine schnellere Abwechslung von Affecten in Gesichtszügen und launischen Aeusserungen mir denken können, als ich bei diesem Weibe erblickte. Und doch musste ich in den Ruinen ihrer Schönheit, in ihren grossen, hellen, blauen Augen Züge bewundern, welche ein ausserordentliches Frauenzimmer verriethen.

Sie fragte mich einmal: *avez vous lu mon histoire?* Ich sagte frei heraus: ein Buch über ihr Leben sei in meinen Händen, ich stände aber noch im Begriffe, es zu lesen. *O! mon cher Baron,* sagte sie: *on a dit bien des choses de moi; tout ce qui est bon, est vrai, mais tout ce qui est mal, n'est pas vrai.* Ich versicherte, dass ich beim Lesen des Lebens berühmter Menschen dieser Warnung immer eingedenk sein würde.

Unter mancherlei mir ertheilten chikaneusen Aufträgen bat sie mich, ihr die Kunsthandlung des Herrn Rost, welche in Leipzig sehr berühmt und ansehnlich war, zu zeigen. Auf einen ihm gegebenen Wink lud Herr Rost uns zum Abend zu sich ein. Sein „doppelte Burg“ genanntes Local im Auerbachshofe war geschmackvoll erleuchtet und die Schönheiten der Kunst und des Luxus leuchteten noch verführerischer hinter diesen Lichtern hervor. Die Herzogin erschien mit ihrer Begleitung, liess sich die kostbarsten Sachen und grössten Seltenheiten zeigen, kritisirte mit vieler Kenntniss und in Vergleichung dessen, was Paris und London darin aufzuweisen hatten, kaufte jedoch nichts. Schon ward Herr Rost etwas verdriesslich und ich befand mich mit meiner Bestellung in einiger Verlegenheit. Da bemerkte die Herzogin unvermuthet ein Band, an welchem mehrere Petschafte von schwarzem Stein, in Tomback eingefasst, an einander gereiht an der Thür hingen, und wofür ärmere Studenten einen Thaler pro Stück baar erlegten. *Ah, que cela est beau!* sagte sie und nahm deren gleich ein halbes Dutzend, um sie unter uns zu vertheilen. Sehr vornehm fragte sie, was ein jedes Stück kosten würde, und ganz kalt erwiderte Herr Rost: Vier Ducaten. Gleich wurden 24 geränderte durch den Chevalier ausgezahlt und mit vieler Höflichkeit übergeben. Guter Herr Rost, dachte ich, Sie verstehen es besser als unsereiner trotz allen Studirens, und ich brauche wegen vergeblich angezündeter Wachslichter und herzoglicher Credite nicht mehr um Entschuldigung zu bitten.

Wegen einiger Groschen konnte sie zanken, ja sogar heftig schreien und armen Menschen Vorwürfe machen, aber wenn es auf Grossthun ankam, so achtete sie die Ducaten wenig. Für eine Loge im Theater bezahlte sie den doppelten Preis, weil sie nicht hineinging, sondern mich mit der Madame

Parquet in einer Kutsche dahin fahren liess; für die Besichtigung des Winkler'schen Gemälde-Cabinets, das sie zu sehen wünschte, und doch nicht hineinging, liess sie dem Cicerone, der es uns zeigte, vier Louisd'or von Cocove zahlen. Auf einer Ingermannländischen Station hatte sie einer Post-Commissairs-Tochter, welche ihr Tag und Nacht aufgewartet hatte, eine dicke, schwere Rolle mit grösster Freundlichkeit beim Abschiede gegeben und diese Rolle enthielt zehn kupferne Fünfer. Auf einer andern Station hatte man einige Rubel mehr als gewöhnlich verlangt, deshalb machte sie auf der hellen Landstrasse mit ihrer ganzen Equipage Halt und lagerte sich auf dem Grase, liess kochen und zehrte von dem, was sie mitgenommen hatte. Sie trug damals ihren ganzen Schmuck von Juwelen und Perlen bei sich und unter letztern befanden sich ein Paar orientalische röthliche Ohrgehänge, welche Catharina II. bewundert und nicht so gut aufzuweisen hatte. Sie kämpfte mit einem schweren Dampf auf der Brust und konnte nicht genug Luft erhalten. Sie ging sehr leicht gekleidet in dünnen weissen Taffet und mit grossem Hut, sah es gern, wenn der Wind alles aufblies und sass am liebsten zwischen offenen Fenstern und Thüren. Ein polnischer General mit blauem Bande besuchte sie und sprach unerschöpft 8 Stunden ein sehr angenehmes Französisch, mehrentheils politischen Inhalts, und am Ende schien er ihre zurückgelassene Gemälde-Sammlung besitzen zu wollen, aber la Duchesse wusste auf Alles sehr klug und fein zu antworten und den vornehmen Herrn leer ausgehen zu lassen. Der Banquier Frege sandte einen Commis, der einen ganzen kleinen Tisch mit Louisd'or-Häufchen anfüllte, dagegen schnitt sie zu ihrer Quittung von einem grossen Bogen nur einen kleinen Bruchtheil ab und verwahrte den Rest in ihrem Schmuck-Kästchen.

Endlich reiste sie frühmorgens davon und ich nahm meine

Bücher wieder unter den Arm; das Versäumte in den Collegien konnte ich mit Nachgeschriebenem für einige Groschen erkaufen, meine Menschen-Kenntniss hatte um Vieles sich erweitert und mehr als von den Herren Professoren habe ich in dieser Zeit von der Herzogin im Gedächtniss zurückbehalten.

Mit dem erwachenden Frühlinge näherte sich meine Abreise. Die Studenten liessen mir sagen, sie wollten mich feierlich begleiten. Wieder Neid. Ein Professor Namens Eck liess mich zu sich bitten und ermahnte mich freundschaftlich, ich möchte meiner Eitelkeit keine solche Nahrung geben. Ich stand übrigens mit diesem Eck auf gutem Fusse und sagte ihm, ich hätte diese Auszeichnung einer Ehren-Begleitung bereits abgelehnt und wäre nichts weniger als anmassend; wer mich für eitel halte, sei weit entfernt, mich zu kennen. Eines schönen Morgens im Mai ganz früh verliess ich in Gesellschaft einiger älteren Freunde die Stadt. Recht wehmüthig war es mir um's Herz, die Reihen bekannter Häuser, die Strassen, die ich so oft betreten, noch einmal und dann wahrscheinlich nie wieder zu sehen, die Stadt, wo ich mit so vielen guten Menschen zusammengetroffen war, zu verlassen, von den Alleen mit ihren schönen Linden und Maulbeerbäumen Abschied zu nehmen. Die Mauern und Thürme neigten sich, als wenn es mit ihnen zu Ende gehe, auf Nimmer-Wiedersehen und der freundliche Himmel Leipzig's war in einer Stunde meinem Blicke entschwunden.

Wie mancher Student hat nicht ähnliche Empfindungen, wenn er den Ort, wo Geist und Herz genährt, Fleiss, Eifer und Sinn für Ruhm und Auszeichnung angeregt wurden, verlässt und von den classischen Mauern, von edlen Jünglingen, vortrefflichen Lehrern und harmlosen, gebildeten Leuten auf immer sich trennen muss.

Doch kehrt er wohlgemuth in seine Heimath zurück, wenn er die Universität mit Nutzen besucht hat und keine Reue ihn verfolgt. Auf meiner Reise traf ich mit Einigen zusammen, welche leider den Leidenschaften und rohen Vergnügungen mehr als den Wissenschaften gefröhnt hatten, und daher mehr bittere als süsse Früchte nach Hause brachten; ich sah blasse, traurige Gesichter, aus welchen man den Gedanken lesen konnte: „Wie wirst Du es zu Hause verantworten können!“ Einer hatte fünf Jahre studirt, weil er nach den drei ersten seinen Eltern offen bekennen musste, nichts an Kenntnissen gewonnen zu haben. Diese armen Eltern darbteten sich's noch zwei Jahre ab, um sich und dem Sohne zu helfen, und dieser gestand mir, um seine Zukunft bange, er habe von der einmal angefangenen Lebensart sich zu sehr hinreissen lassen und schäme sich, um irgend eine Anstellung sich zu bewerben. So giebt es wohl manche Beispiele getäuschter Erwartungen armer oder eitler Eltern, gegenüber den wohlthuenden Gefühlen solcher Eltern, Freunde und Verwandte, deren junge Leute mit Nutzen und Gewinn für Kopf und Herz den Keim edler Früchte genährt und gepflegt haben und dem Staate Männer liefern, die er gebrauchen und zum Muster aufstellen kann. Es sind freilich gar seltene Erscheinungen, einen grossen Staatsmann, einen um Erziehung und Bildung verdienten Humanisten, einen Gelehrten im weiten Sinn, einen grossen Rechtsgelehrten, Cameralisten, Arzt, Dichter oder Künstler hervorleuchten zu sehen. Allein kein Staat kann solche Männer entbehren und muss, wenn sie aus eigenem Schoosse nicht hervorgehen, wenigstens die Vorbereitungen dazu treffen. Denn nur demjenigen Staate verspricht die Zukunft Gewinn, welcher die benachbarten in trefflichen Schul- und Universitäts-Einrichtungen mindestens zu erreichen strebt.

An Generälen fehlt es einer zahlreichen Armee zwar nicht, aber ein befähigter Heerführer ist desto seltener zu finden; denn dieser setzt einen grossen Geist und in der Taktik kenntnissreichen Mann voraus, wenn er seinen Namen mit Recht behaupten will. Er muss, unter grossen Feldmarschällen oder in bedeutenden Schlachten gedient und in verwickelten und bedrängten Verhältnissen sich auszuhelfen gelernt haben. So muss auch die Universität den Kopf des werdenden Staatsmannes erhellen und seine Talente müssen sein Land bereichern helfen. Könnte die Universität in jedem Jahrzehnt auch nur einen solchen zur Reife bringen, so wäre dem ganzen Reiche geholfen und die Kosten einer solchen Musen-Stadt wären dem Stifter auf immer entschädigt.

Man könnte mit scheinbarem Rechte die Einwendung machen, dass die Universität, besonders in neueren Zeiten, vielen jungen Leuten Kopf und Sinn verdrehe und Grundsätze grossziehe, die dem Staate mehr gefährlich als nützlich werden. Die gegenwärtige verfassungs-selige Zeit, welcher eine der grössten Revolutionen vorausging, und der Befreiungskrieg haben auf viele Gemüther, besonders auf öffentliche Lehrer, gewirkt und es herrscht ein ansteckendes Constitutions-Fieber, in welchem die Phantasie der mit dieser Krankheit Behafteten sie zu Volksbeglückern, zu Regierungs-Schöpfern und zu Gesetzgebern der Nation zu erheben strebt. Die sich dazu berufen Fühlenden suchen Anhang und finden ihn unter andern in jungen, raschen Gemüthern, welche unter dem Schirme der Wissenschaften sich aufgehellter und fähiger dazu dünken, als Leute aus andern Ständen und Classen. Mit Recht muss daher die Regierung auf verleitende Lehrer und geheime Verbindungen aufmerksam sein; ersetzt sie die allzu politischen durch vernünftige, moralische, so werden die jungen Leute sich nicht mehr erlauben, als ihnen verstattet ist und unter

besonnenen Lehrern bald zur Vernunft gelangen; denn ein junger Student hat noch zu wenig Einfluss in der Welt und bleibt noch immer ein Lernender. Wenn er unterrichten und Schaden thun kann, ist er schon aus der Reihe der Studenten herausgetreten; dann aber wird der Schwindelnde auch schon beobachtet und nicht leicht an die Spitze von Geschäften gestellt, in denen er gefährlich werden kann. Was der Student von fremden Grundsätzen, von Freiheits-Systemen und dergleichen mit sich trägt oder bringt, verliert sich oder bleibt in ihm verschlossen, wenn er eine thätige Laufbahn betritt und wenn er unter ältere Verwandte und Vorgesetzte kömmt, welche ihm sagen: „Wir dachten anfänglich eben so, aber Arbeit und Heimatsliebe lehrten uns so sein, wie auch Du bald werden sollst.“ Daher glaube ich, es wäre nicht so nöthig gewesen, dem verunglückten Student Sand so weit auf der Spur nachzugehen; er wäre früher vergessen und erlöst worden.

Von Leipzig gelangte ich bald nach Dresden, wo ich mich 14 Tage aufhielt und diese Zeit zu interessant verlebte, um derselben nicht mit einigen Worten zu gedenken.

Fürst Belaselsky, an den ich empfohlen und der damals russischer Gesandter in Dresden war, brachte mich an einem Sonntage in seiner prächtigen Carosse nach Hofe und stellte mich an diesem Cour-Tage dem damaligen Kurfürsten und jetzigem Könige vor. Der Hof war weder üppig, noch glänzend oder steif, sondern flösste Wohlbehagen und Achtung ein. Die Unterthanen nannten ihr Oberhaupt: „Unsern Allergnädigsten Herrn.“ Mit einem jeden der in einem Halbkreise stehenden Gesandten unterhielt sich der Kurfürst mehr oder weniger und zwar mit den vornehmsten auf französisch. Den russischen, in dessen Nähe ich stand, fragte er nach den Speisen der eingetretenen Fasten, und als ich ihm vorgestellt

ward, fragte er, wo und wie lange ich studirt hätte und ob ich von hier in mein Vaterland zurückreisen würde. In der That wurde ich hier weniger ausgefragt, als vor dem Potsdamer Thore von jenem Hauptmann, der mir noch jetzt unverdaulich vorkömmt.

Die damalige Kurfürstin Amalie führte ihren Namen mit vollem Rechte, nur hatte die Präsentation bei ihr das Eigenthümliche, dass man den Augenblick, wenn sie sich zur Tafel führen liess, dazu benutzte. Man stand zu diesem Zwecke im Speise-Saal an der langen Wand in Bereitschaft, an welcher sie vorbeiging und sagte ihr: *»c'est monsieur N.,«* worauf sie ein paar Worte sprach und dann ihren Platz einnahm; dann war man entlassen. Man hatte viele Speisen gesehen und gerochen und musste zu Hause, wo die Mittagszeit lange schon vorüber war, sich damit begnügen.

Dresden war keine prunkvolle, keine stolze Residenz, aber eine angesehene, so manches Merkwürdige und Schätzbare enthaltende Fürstenstadt. Die Elbe-Brücke ist gross und solid, die Fussgänger gehen längs den Seiten-Mauern, die Kommenden rechts, die Gehenden links. Die Aussicht über den hohen Bogen dieser Brücke ist unterhaltend. Die Schlosskirche, eine katholische, ist nicht gross, aber sehr geschmückt; die Frauenkirche, deren gewölbte Kuppel Friedrichs Bomben widerstand, erregt die Aufmerksamkeit der Bauverständigen. Das grüne Gewölbe enthielt viel Sehenswürdigkeiten und Kostbares. Man findet darin eine chinesische Kaiserkrönung, alles von Gold, auf einer Tafel so gross, wie ein ordinärer Spiel-Tisch; der Kaiser und alle darauf befindlichen Personen sind kaum einen Zoll gross, eine von ihnen bringt ein Geschenk von einer Uhr, die etwa eine Erbse gross und vormals auch gegangen ist, wegen eines Fehlers aber nicht mehr hat reparirt werden können. Dieses Werk ist das Produkt des 20 jährigen

mühsamen Fleisses eines sehr geschickten Künstlers. Unter den verschiedenen Zimmern dieses Gebäudes waren ein Porzellan-, ein Spiegel-, ein Elfenbein- und ein Diamanten-Zimmer. Vorletztes enthielt ausser einem von Peter dem Grossen eigenhändig gedrechselten Elfenbein-Becher eine schöne Gruppe, Abrahams Opfer darstellend, und war ein wahres Meisterstück des Ausdrucks und der Kunst. Die Figuren, etwa 15 Zoll lang, waren so sprechend und zart dargestellt, dass man dem Patriarchen und seinem Sohne Isaak die fromme Ergebung in ihrer Stellung ansehen und dieser Gruppe das Mitleid nicht versagen konnte, welches Vater und Sohn erregten. In letzterem Zimmer befanden sich ausser mehreren kostbaren Juwelen der grüne Brillant, welcher dem ganzen Gebäude den Namen gab. Dieser Edelstein ist von irregulärer Form und etwas länglich, aber von einer herrlichen hellgrünen Farbe; zum Beweise seiner Aechtheit wurde ihm ein Carniol untergelegt, auch andere bunte Folien, und immer behielt er seine eigenthümliche Farbe.

Mit Recht gebührt einem solchen Steine der Zusatz Edel, denn er bleibt sich immer gleich in seiner Schönheit und kein falscher Schimmer vermag eine Nachahmung bei ihm hervorzubringen. An der kurfürstlichen Krone sah man auch einige sehr bedeutende Brillanten, auch zeichnete sich eine ganze Garnitur grosser Rockknöpfe aus, deren jeder ein schöner Topas war.

Die Gemälde-Gallerie stritt damals mit mehreren andern in Europa um den Vorzug. Das Kostbarste war die berühmte Nacht von Corregio, welche König August für hunderttausend Thaler gekauft hatte, die aber auch in Venedig zu sehen sein soll. Man sah in Dresden die ganze Schule dieses grossen Meisters, auch sein erstes Stück, eine Maria, die mir aber, unter uns gesagt, sehr ledern vorkam. Sie verrieth, nach dem

Urtheile der Kenner, die ersten noch rohen Anlagen des Künstlers, der sich in den andern Stücken immer vervollkommnete, bis seine berühmte Nacht, die nur wenige Figuren, aber eine herrliche Abwechslung von Lichtstrahlen und Schatten enthält, ihn unsterblich machten.

Die Umgebungen Dresdens, nämlich der Plauensche Grund, oder die anmuthigen Ufer der Elbe mit ihren Felsen-Einfassungen, der Schoner Grund, der Thiergarten sind reizende, jedem Reisenden willkommene Partien.

Doch vorzüglich ist der Charakter, der Sinn, die Bildung der Einwohner. Die Sachsen sind oder waren zu meiner Zeit ein ächt deutscher, biederer Menschenschlag; ihr Adel edler Handlungen fähig, ihre Vornehmen nicht stolz, aber ihres Werthes sich bewusst, ihre Gelehrten, ungeachtet des Reichthums ihrer Kenntnisse, bescheiden, der Kaufmann weder kleinlich noch üppig, der Bürgersmann gut und treu gesinnt: nur der häufig mit seinem Herrn processirende Bauer schien über seine Sphäre sich nur wenig zu erheben. In mehreren gebildeten Gesellschaften fand man immer denselben, von Sittlichkeit und Bildung nie abweichenden Charakter, und die geweihten Versammlungen, welche ich in Sachsen besucht habe, liessen ein so achtungsvolles Andenken in mir zurück, dass ich keine hiesigen weiter besuchen mochte, vielmehr nach dem, was ich gehört und bemerkt habe, ihnen fremd geblieben bin.

Von dem schönen Geschlechte Sachsens kann ich nur so viel sagen, dass ich nur die Liebenswürdigkeit desselben kennen lernte.

Als Studenten geziemte es mir nicht, den Tempel des Apollo mit dem der Venus zu verwechseln, aber nirgend habe ich schönere Priesterinnen der letzteren, besonders im Bürger- und niedern Stande gesehen, als um Leipzig und zum Theil

in Dresden. Die Achtung, welche ich diesem schöneren Theile der Schöpfung von jeher zollte, belohnte mich zwar mit einem gewissen Zutrauen. Aber gerade weil dieses mir gefährlich werden konnte, blieb ich zurückhaltend und dieser Festigkeit eines rechtschaffenen Willens verdanke ich die Freiheit, die ich in mein Vaterland zurückbrachte, und welche mir nachher durch den Besitz meiner Gattin belohnt wurde. Entnervte Schwächlinge sah man jedoch in Dresden und Leipzig ebenfalls. Unter den vielen Aepfeln waren viele der verbotenen und die Menge der Evaen verleiteten die Adamskinder zu oft, anzubeissen. In meinem gesetzteren Alter und bei den mir eingepägten festen Grundsätzen konnte ich sowohl einzelne als auch Gruppen derselben beobachten, ohne dass sie mir etwas anderes als Mitleiden eingeflösst hätten. Denn es war wirklich traurig, so schöne jugendliche Früchte von hässlichen Raupen angenagt zu sehen. Bei den gebildeten Frauenzimmern glich die Jugend-Schönheit den bald verwelkenden Rosen, und um sich von diesen nicht hinreissen zu lassen, war es wohl gut, Rousseaus Emil und was er über Schönheit sagt, gelesen zu haben.

Von Dresden machte ich mit einem Kurländer, der bei der Garde du corps diente, einen Spaziergang nach dem kurfürstlichen Schlosse Pillnitz und übersah von dem dasigen Borsberge einen grossen Theil Sachsens; die Elbe glich einem sich krümmenden blauen Faden, dessen Ufer mit Dörfern besät waren. Es war mir die erste Fussreise, denn wir gingen Morgens fünf Uhr heraus und kamen erst nach Mitternacht zurück, ohngeachtet wir nur einige Stunden in Pillnitz zugebracht hatten. Es waren vier Stunden hin, vier Stunden zurück, der hohe Berg und das Herumwandern daselbst hatten mich sehr fühlen lassen, dass es mehr als ein gewöhnlicher Fussgang war, und so gerne ich gehe, möchte ich doch nicht

wieder vier deutsche Meilen Weges in einem Tage so fort-schreiten, wie unter der Anführung dieses Kurländers, der ein langer Mann war und bei der Rückkehr sehr lange und schnelle Schritte machte.

In Gesellschaft eines gewissen Arnold und seines Bruders besuchten wir darauf die sächsischen Silber-Bergwerke bei Freiberg. Morgens um sieben Uhr stiegen wir längs an einander befestigten Leitern senkrecht viele hundert Klafter in die untern Schachte, gingen viele Seitenwände durch; längs fließenden Gewässern, Felsengrüften und Abgründen, sahen, wie die Bergleute arbeiteten, das heisst aus den Felsenwänden diejenigen Stücke aushauen, welche Silber enthielten, auch wurde einiges mit Pulver gesprengt, welches einen hundertfachen, das Ohr erschütternden Schall verursachte. Erst Nachmittags um fünf Uhr kamen wir, eine halbe Stunde von unserer Einfahrt wieder in die freie sonnenhelle Region, welche uns in unserer tiefen vierkantigen Grube wie ein Gestirn am Himmel entgegen leuchtete, und welcher wir nur mühsam und mit vieler Anstrengung uns nähern konnten; denn wir kletterten unzählige Stufen ohne anzuhalten hinauf weil wir aus den unterirdischen Dunkelheiten nach Licht und frischer Luft uns sehnten. Welch' ein Labsal war es, wieder frei athmen und die schöne Welt wiedersehen zu können! Wir nahmen uns vor, diese Unterwelt nie wieder zu besuchen, die für denkende Menschen nicht gemacht zu sein scheint, und die nur Habsucht und Neugierde auszugraben und sich in selbige zu vertiefen befaß. Die sächsischen Bergwerke wurden mit schonender Klugheit behandelt und mit kenntnissreicher Berechnung an die Schachtmeister verpachtet; so dass ein solcher sein Auskommen dabei, ohne reich zu werden, hatte, und der Staat die Ausbeute aus denselben nie erschöpfte, daher die ergiebigsten Stellen dieser Bergwerke zu Kriegs-

und andern theuren Zeiten aufbehalten wurden. Der Schachtmeister zeigte uns ein Stück Quarz, ohngefähr einen Fuss lang und halb so dick, worin er eine Mark Silber, das heisst zehn Thaler, vermuthete; das war aber auch eine Seltenheit und man gräbt wohl ein ganzes Fuder und mehr heraus, das nicht die Hälfte davon giebt. Uebrigens sind die Silberbergwerke noch die gesundesten und die Bergleute sehen frisch und munter aus. Sie sind religiös und besteigen nie, ohne vorher zu beten, die Schachte, welches wir gleichfalls beim Hereinsteigen beobachteten, denn es hat wohl Fälle gegeben, dass einer bei der Arbeit verschüttet worden. Die vielen Gänge, die wir passirten, waren alle gestützt und seit Jahrhunderten unzählige Pfähle dazu hineingelassen. Alle vier Stunden wechseln sich die Arbeiter ab. Der Schachtmeister hat eine grosse Autorität über die Bergleute, jedoch sind seine Strafen wohl berechnet, denn der Schuldige muss nach Verhältniss seines Vergehens eine, auch mehrere Stunden länger arbeiten, als er es nöthig gehabt hätte. Zu ihrer Erholung singen oder musiciren die Bergleute und beides nicht übel.

Die sächsische Staatsökonomie war damals in der That musterhaft; den einleuchtendsten Beweis davon gaben die sämmtlich eingelösten Steuer-Scheine, denn zu des Minister Brühl's Zeiten, welchen Friedrich der Grosse nicht unpassend für einen emporgekommenen Kammerdiener hielt, waren durch Erschöpfung der baaren Geldquellen diese Steuer-Scheine so im Werthe gesunken, dass die Besitzer derselben sie schon für unnütze Papiere ansahen und nur wie verlegene Waare aufbewahrten. Unter Friedrich August's Regierung wurden sie auf ihren vollen Werth zurückgebracht und alle eingelöst. So viel vermögen aber nur wohldenkende Regenten mit weisen Ministern, denn nur beide zusammen können einem solchen Staatsübel abhelfen, das einem krebstartigen Schaden ähnlich

immer weiter um sich greift, wenn die Heilmittel nicht zeitig und mit Festigkeit angewandt werden. So etwas vermag nur ein Land wie Sachsen, das in zwanzig Jahren sich aus einer Papier-Schuld von vielen Millionen herausarbeitete, ohne seiner Würde, seiner Stärke, seiner Mildthätigkeit zu entsagen.

Dieses gute, redliche, aufgeklärte Land verliess ich im Mai 1783 und nahm meinen Weg nach Hamburg und Lübeck, um von dort wohlfeiler zur See nach meinem Vaterlande zurückzukehren, denn mein wohlthätiger Grossvater hatte die letzte Rimesse von 500 R. S. M. nicht geschickt und ich musste mit den 36 übrig gebliebenen Ducaten schon haushalten. Ein Postwagen brachte mich durch die Lüneburger Haide am dritten Tage nach Hamburg.

Auf dieser Reise genoss ich einen unerwarteten Beweis von Zutrauen; ich fuhr mit mehrentheils jungen, lustigen Gefährten, gleich nach der ersten Station trat ein ältlicher Mann mit seiner jungen Tochter zu unserm Wagen, denn er hatte es mit dem Postmeister abgemacht, dass ihr ein Platz unter uns frei stehen könne, um ebenfalls nach Hamburg zu gelangen. Der Vater schien wegen seiner Tochter verlegen, da er nichts als junge Leute unter uns erblickte. Er besann sich, sah uns allen mit Bedacht in's Gesicht, wandte sich plötzlich zu mir und sagte: Ihnen, mein Herr, vertraue ich meine Tochter an. Ich war betroffen, gab aber dem jungen blöden Mädchen die Hand und erwiderte: Ihre Tochter soll in guten Händen sein. Dieser verliess uns ohne scheinbare Unruhe, sie setzte sich an meine Seite und ich schützte sie in der That gegen manche Neckereien und kleine Versuchungen, bis ich sie so, wie ich sie empfangen hatte, ihren Verwandten überliefern konnte. Dem Vater dankte ich für sein Vertrauen und ich setze einen nicht unbedeutenden Werth in die Ehre, die er mir erwies.

Hamburg ist ein eigenthümlicher Sammelplatz von vielen mehrentheils kaufmännisch denkenden Menschen. Es herrschte zugleich eine achtbare Freiheit in dieser am Gestade der Nord-Meere sich nährenden stolzen Handelsstadt. Es ist eine andere Freiheit als die auf einer Universität, denn jene gründet sich auf die Moneten und wird mehr anerkannt, ja gesucht und verehrt, als die Freiheit des Studenten. Der Grosshändler geht freilich dem Renommisten gern aus dem Wege, mag sich auch nicht mit ihm schlagen, weil dieser gemeiniglich nicht viel zu verlieren hat. Uebrigens besitzen beide einen eigenthümlichen Stolz und es lässt sich so Manches darüber sagen, wer mehr ein Thor ist, der Diener Mercurus oder Minervens Anhänger! So viel ist wohl ausgemacht, dass letztere freigebiger und gutmüthiger im Herzen sind als jene. Der Umgang in diesen Häusern ist nicht unangenehm, auch kann man seinem Gaumen in Hamburg völlig Genüge leisten, denn dieser Ort bietet von allen Küsten so Vieles an, was das Wohlleben und den Geschmack ausmacht. Das Eigenthümliche sind die schönen Fische, welche man dort auch so wohlschmeckend aufzutischen versteht; jedoch war es eine eigene Sitte, schon um zwölf Uhr zu Mittag zu essen. Mein Gastwirth fragte mich eines Tages, als ich um zwölf Uhr ausgebeten war und diese Sitte noch nicht kannte, ob ich den Mittag zu Hause speisen wollte? Ich sagte: nein; denn ich wäre schon ausgebeten. Er sah mich bedenklich an, ich aber wollte die Zeit von zwölf bis zwei Uhr durch Spaziergänge in der Stadt, insbesondere längs des Jungferstieges, mir verkürzen und fand mich um zwei Uhr, beinahe verhungert, bei Doctor Mumsen ein. Diesem Hause war ich durch Clodius, einem Schwager, empfohlen worden. Seine Frau, eine heitere Wirthin und liebevolle Gattin und Mutter, nahm mich sehr gütig auf und unterhielt mich eine ganze Zeit, doch hörte ich

keinen Teller klappern und der Herr Gemahl kam auch nicht. Endlich erschien eine Magd mit einem Präsentir-Teller und auf selbigem zu meinem Erstaunen eine Tasse Kaffee und etwas Zwieback. Diese ergriff ich mit verstohlenem Heiss-hunger und zerdrückte sie mit Wolfsklauen in die Tasse hinein, um sie dem raubgierigen Gaumen zuzuführen. Meine Wirthin mochte mir etwas davon angemerkt haben und sagte rein heraus: Gewiss haben Sie noch nicht zu Mittag gegessen, schon mancher Fremde, der noch unbekannt mit unserer Sitte ist, hat sich hier getäuscht gefunden. Ihre Offenherzigkeit erleichterte die meinige und ich bat mir nur noch einige Zwiebäcke aus, die auch hinreichten, um das Abendessen erwarten zu können. Gegen 8 Uhr ward in Gesellschaft mehrerer guter Menschen auch wirklich schon soupirt und die schönen Fische lohnten meine Ausdauer und stillten meine Sehnsucht nach dieser Lieblings-Speise. Beim Weggehen kam einem die Köchin bei der Hausthür entgegen und, nach dem Beispiele der andern mich richtend, musste ich einen blanken Thaler ihr in die Hand drücken. Diese Sitte gefiel mir eben nicht besonders.

An öffentlichen Orten waren Wein, Früchte und Tabak in Fülle vorhanden, zu letzterem die reinsten Kalkpfeifen. In grossen Häusern bin ich nicht gewesen. Die Gärten, die ich besuchte, waren noch alle in altem holländischen Geschmack angelegt, aber von freien, an der Väter Geschmacksrichtung fest haltenden Menschen belebt.

Der erwähnte Doctor Mumsen war so gefällig, mich mit Klopstock und Asmuth bekannt machen zu wollen. Der Umstand, dass die Frau des Letzteren eben in den Wochen lag, hinderte uns nicht. Klopstock war eingeladen, die Fahrt nach dem gräflich Schimmelmann'schen Garten in Wandsbeck, wo Asmuth wohnte, mit uns zusammen zu machen.

Eines schönen Morgens fuhr ich mit Mumsens Familie in einem offenen Wagen heraus. Klopstock schloss sich vor seinem Hause uns an, indem er auf einem schönen Engländer, in einem rothen Kleide mit Gold, schönen Stiefeln und Sporen neben uns ritt. Er sass nicht nur sehr gut zu Pferde, sondern ritt auch kunstmässig; ich beobachtete diesen deutschen Pindar, diesen erhabenen Dichter als Reiter sehr genau. Wol Tausende hatte ich schon vorher gesehen, die ebenfalls schöne Pferde besaßen und sie zu lenken wussten, bei diesem, dem einzigen seiner Art, fiel mir der alte Vers ein:

Ich sah einmal ein' Reiter,
 Der hatt' ein schönes Pferd; —
 Und nun, was war's denn weiter,
 Er selber war nichts werth.

Es ist nicht immer schicklich, eine so starke Parodie anzuwenden. Denn nicht ohne Ehrfurcht und Bewunderung sah ich diesen Reiter, dem man sein schönes Pferd, auch die elegante Kleidung nehmen konnte, immer blieb Klopstock, was er war und ist, ein Mann, mit der himmlischen Kunst begabt, mit einem edlen Herzen, hoch an Geist und gefühlvoll gegen die Menschen. Wir langten vor dem Schimmelmann'schen Schlosse im Garten an, wo Asmuth mit seiner Familie das untere Geschoss bewohnte. Ein ältlicher, schlichter, deutscher Mann, im groben, grauen Rocke, grauen Strümpfen und altdeutschen Schuhen, empfing uns sehr freundlich. Es war Asmuth selbst, der uns ohne Umstände, dass heisst ohne auf mich Fremden Rücksicht zu nehmen, in das Zimmer der Wöchnerin brachte.

Hier sah es aber sehr hell und geräumig aus, in einer Ecke stand ein einfaches Bett mit einer weissen Gardine, diese that sich auf und liess uns eine Mutter wahrnehmen, die in jungfräulicher Röthe und Heiterkeit uns anlächelte. Man

hätte den Gemahl um sie beneiden mögen, wenn man bedachte, dass Asmuth, mit vielen muntern Kindern, in dieser blühenden, gesunden Frau einen vorzüglichen und seltenen Reichtum besass. Die Fragen nach ihrem Befinden konnte sie so herzlich und freundlich beantworten und der alte Gemahl bedachte sich nicht lange, aus der nahen Commode eine Schublade mit Confect herauszuziehen und uns mit dieser ganz frischen Waare und mit einem Glase alten Wein zu tractiren; er gab es mit sichtbarem guten Willen, obgleich er es nicht angeschafft, sondern zum Geschenk erhalten hatte, denn es ist bekannt, dass seine Einkünfte mit seinen Talenten nicht übereinstimmten, und erstere ihm sehr karg zugeschnitten waren, so dass seine Freunde, zu denen auch Klopstock und Mumsen gehörten, seine Bedürfnisse und seinen Tisch besorgen mussten, jedoch nicht eher und nicht anders als er selbst darum ansuchte.

Er gehörte, wie Rousseau, zu den Sonderlingen von Genie, die sich in keine Verbindlichkeiten einlassen und dem Gelde seinen Vorzug nicht zugestehen wollen, ihre Quelle ist der Verleger und sie hadern und vergleichen sich mit diesem lieber, als dass sie vertragsmässig arbeiten wollen. Gott und Freiheit hielt Voltaire für das höchste Gut, womit er den vor ihm knieenden Sohn Washingtons einsegnete, und man kann es kaum fassen, wie grosse Männer die Lebensbedürfnisse so wenig achten.

In dem Gespräche unter diesen Männern kamen herrliche Gedanken vor, doch wollte unser Wirth das Ohr besonders ergötzen, — er führte uns in ein Nebenzimmer und spielte uns einige Sachen und Fugen vor, welche C. E. Bach erst kürzlich componirt hatte, denn dieser alte Meister liess sich von Niemand seine Sachen lieber vorspielen als von Asmuth, und schon dieses Talent, wenn man auch seine Schriften nicht

gelesen hatte, flössten Achtung für ihn ein. Dieser Mann, dessen Kleidung ein verwöhnter Bedienter oder ein grossbesoldeter Reval'scher Kutscher nicht anlegen würde, bewies Züge von Edelmuth, die man bei Reichen und Grossen oft vergeblich suchen möchte.

Es gehört dahin folgende ihn in seiner Asche als unvergesslichen Menschenfreund bezeichnende Begebenheit. Asmuth hatte erfahren, dass in Wien ein Organist gestorben und dadurch eine Stelle, die ihn und seine Familie ernähren könnte, offen stünde. Er geht zu Fuss dahin mit einer von ihm aufgesetzten Kirchenmusik. Er begiebt sich zum Capellmeister und wünscht, gehört zu werden. Dieser, da er ihn nicht kennt, lässt sich einiges vorspielen, und kann es ihm nicht versagen, sich öffentlich hören zu lassen. Asmuth giebt ein Concert, das so viel Beifall findet, dass für die gewünschte Organisten-Stelle niemand würdiger befunden wird. Bald darauf erfährt er, dass der verstorbene Organist einen Sohn hinterlassen hat, der, um seiner Mutter und sich fortzuhelfen, sich auch um die Stelle bewerben würde. Augenblicklich geht er zu dem jungen Manne, erkundigt sich nach seinen Verhältnissen, thut Fürbitte für ihn bei dem Capellmeister und begiebt sich zu Fuss mit seinen Noten wieder nach Hause zurück. Aus Wien erst erfuhr man, warum Asmuth nicht Organist daselbst geworden sei.

Wir empfahlen uns diesem grossmüthigen Sonderlinge, nachdem Geist, Herz und Sinne eine Aufnahme bei ihm genossen, welche die Reichen selten so bieten können.

Mit drei solchen biedereren vortrefflichen Deutschen bin ich nie wieder zusammengekommen. Wenn wir Tausend herrliche Gelage und Gesellschaften besucht haben, so bringen wir doch nicht das heraus, noch in unser Gedächtniss hinein, was dieses Triumvirat mittheilen und zurücklassen konnte.

Geistes-Nahrung, edle Menschenhandlungen sind eine stärkende Speise für die Seele und wirksam bis an's Ende dieser bedürfnissvollen irdischen Wallfahrt. Die köstlichsten Speisen für den Gaumen, die lockendsten Weine lassen nur einen Reiz zum wiederholten Genuss mit Anfechtungen und Beschwerden des Körpers zurück; unser Geist bleibt dabei ungenährt und verfällt, von Stufe zu Stufe sinkend, einer Existenz, die der Wollüstling noch geschwächt und verkürzt zu haben befürchten muss.

Ehe ich Hamburg verliess, machte ich dem russischen Residenten Baron Gross meine Aufwartung; er war ein Mann in den besten Jahren und von der besten Gesundheit, auf welche letztere er viel zu halten schien. Denn bei einem Mittagmahle, wozu er mich einlud, behauptete er, dass viele Butter- und Mehlspeise die Gesundheit schwäche und dass er daher verhüten müsse, das Wohlbefinden seiner Gäste zu stören. Der Tisch war frugal, aber alles mit Bouillon statt Butter sehr schmackhaft zugerichtet; dabei wurde sehr guter Rhein-Wein, und gleich nach dem Essen Kaffee servirt, aber ohne Schmand, denn auch dieser passte nicht zu seiner Diät. Ich kann nicht leugnen, von des Residenten Tafel sehr gesund aufgestanden zu sein und glaube auch, dass er bei den ihm gewünschten gesegneten Mahlzeiten ein hohes Alter erreicht hat. Dieser Mann erwarb sich das Verdienst, seinen Gästen in einer Art wohl zu wollen, woran die meisten, ja fast alle Wirthe, kaum denken. Man giebt das Kostbarste und alles reichlich und wenn sich der Gast auf mehrere Tage den Magen verdorben oder viele Weine getrunken hat, welche ihm Kopfschmerzen verursachen, soll er dafür seinen Wirth auch noch verherrlichen! Mein lieber Herr Resident, Sie verdienen meinen und eines jeden Ihrer Gäste aufrichtigen Dank. Ihres Gleichen wird mir wohl so leicht nicht wieder vorkommen

und ich halte Sie nicht allein für einen guten, sondern auch für einen menschenfreundlichen Wirth.

Von Hamburg war ich, nach meinem Aufenthalte von sechs Tagen, bald in Lübeck, einer unserer Seestadt Narva sehr ähnlichen Empore. Ich hatte hier nichts weiter zu thun, als nach Travemünde zu fahren und mir ein Schiffelein zu suchen, das mich nach meinem Vaterlande zurückbrächte. Ich fand hier ein kleines Flensburgisches, das nach Riga ging; ein besseres gab es nicht, daher contrahirte ich mit demselben für mich und meinen aus Leipzig mitgebrachten Kammerdiener und zahlte einschliesslich Kost wöchentlich zwei Ducaten. Das war billig, aber Wohnung und Kost dem entsprechend: ich hatte meinem Beutel, nicht aber mir und meinem Magen wohlgewollt. Zum erstenmale bestieg ich eine solche schwimmende Behausung. Es war Anfangs Juni an einem heiteren Morgen, das Schiff hatte ein einladendes, doch Bedenklichkeit erregendes Ansehen. Die Masten, Segel und Taue deuteten auf die Kunst, mit der man sich auf die Wellen des Meeres hinauswagen darf. Die Schiffsleute und ein Student aus Göttingen schienen uns zu erwarten; denn kaum waren wir auf dem Verdeck, als alle die Hüte abnahmen und wir vom festen Lande uns ins ferne Blaue begaben.

Man legt die Reise von Lübeck nach Riga oder Reval oft in fünf oder sechs Tagen zurück. Wir konnten uns dessen nicht rühmen; denn erst nach drei Wochen landete unser Schiffelein in Riga. Während dieser langen Zeit habe ich manche Erfahrungen machen müssen. Der Steuermann trat mir zwar sein Nachtlager oder seine Koje für einen Ducaten ab, in diesem schrankähnlichen Behälter aber, in welchen ich mich jedesmal hineinschieben musste, war es kaum möglich zu schlafen; der enge Raum, die Bewegung des Schiffes, das Knarren, das Arbeiten der Schiffsleute und der Gedanke beim

jedesmaligen Erwachen, dass ich mich auf offenem Meere und über den Abgründen desselben schwebend befände, benahmen mir diejenige Ruhe, die man auf dem festen Lande in seinem Bette genießt. Es ereigneten sich aber noch ganz andere Schicksale, die auch den Tag bald furchtbar, bald langweilig machten. Schon einige Meilen vom deutschen Ufer hatten wir mit widrigen Winden zu kämpfen, mussten mit halbem Winde segeln, laviren und Wendungen machen. Auf diese conträren Winde folgte nach einigen Tagen ein heftiger Sturm mit Gewitter, welcher zweimal 24 Stunden anhielt. Dieser brachte uns dem Abgrunde so nahe, dass ich wohl nie so andächtig und herzlich gebetet habe als damals; ich suchte Schutz in meiner Koje, aber die Wellen drangen bis in dieselbe; ich musste heraus, um freier athmen zu können, das Schiff wurde durch die hohen uns entgegenströmenden Wogen bald hoch in die Höhe gehoben, bald tief hinabgeschleudert, es knackte und knisterte gewaltig, die arbeitenden Matrosen schrieen und beteten bei ihren Laternen abwechselnd, man sah keinen Himmel, keine Erde, nur das grosse Element in seiner Wuth, schäumend und mit jeder Minute den nahen Untergang drohend.

Mein Schiffer, ein Greis von mehr als 70 Jahren, sagte mir zum Troste: dieses Schiff ist schon sehr alt und wenn der liebe Gott mir nur diese Fahrt noch überstehen hilft, so will ich es auch nicht mehr gebrauchen. Um bei der starken Bewegung, zumal während der Nacht, nicht seekrank zu werden, setzte ich mich reitend auf den Schnabel und umklammerte mit meinen Händen den Balken desselben; dabei befand ich mich besser, als meine Cameraden, welche seekrank darnieder lagen. Selbst der Steuermann blieb nicht verschont; der alte Schiffer selbst musste inzwischen seine Stelle vertreten. Wie verwünschte jener Steuermann, der bisher auf

dem Süd-See gedient zu haben vorgab, diese Ost-See, und der alte Schiffer die Weichlichkeit seines Steuermanns!

Am Morgen endlich liess der heftige Sturm nach; wir waren viele Meilen zurückgetrieben worden. Es ward still und heiter bis zur völligen Windstille, welche mehrere Tage hindurch fortwährte und uns gewaltig langweilte.

Schon fing unsere Schiffs-Provision an schmaler zu werden, daher liefen wir mit unserm Bote die dänische Insel Falster an, wo wir eine magere Mahlzeit genossen und etwas Milch, Eier und Fische mitnahmen. Denn der Schiffer erhielt uns immer bei gutem Appetit, indem er wenig hergab. Wir hatten dreimal wöchentlich Wassersuppe mit grobem Zwieback, an zwei Tagen Erbsen mit Speck und zwei Tage Stockfisch mit Butter und Pfeffer. Letzteres Gericht wurde schon früh Morgens mit einem Beile gehämmert, kam aber sehr weiss und wohlschmeckend auf den Tisch.

Auf dem Schiffe lernte ich mancher Bequemlichkeit entsagen und mich in manche Anordnungen fügen, welchen man auf dem Lande nicht Folge leisten möchte. Das Früh-Aufstehen, der Anblick des Aufganges der Sonne auf dem Spiegel des Meeres, das rasche Vorwärtskommen bei günstigem Winde, sind Sachen, die man bald gewohnt wird und keinen Vergleich mit den auf dem Festlande sich anbietenden Genüssen aushalten. Aber ungleich mehr Standhaftigkeit, Geduld, Ueberwindung, Ernst und Kraft-Anstrengung lernt man auf dem Meere, daher der Seemann auch unternehmender, fester und unerschütterlicher ist als der Landmann.

Die Windstille, während welcher das Meer wie Milch aussah und welches der Schiffer für dessen Blüthe ausgab, ward uns fast unerträglicher als der schon vergessene Sturm; immer schien das Schiff fortzugehen, allein es kam nicht von der Stelle. Bis endlich in einer Nacht ein günstiger Wind

aufsprang, der uns in 24 Stunden Livlands Ufer und bald darauf die Thürme von Riga erblicken liess. Der Schiffer aber hielt uns auf, um einen Theil Ballast auswerfen zu lassen und weil wir die Lootsen erwarteten, welche uns in den Hafen oder bis an die Düna-Brücke bringen mussten. Als sie erschienen, stiegen wir mittelst unseres Schiffsbotes an's Land.

Welch' ein angenehmes Gefühl, nach einer peniblen See-Reise wieder festes Land zu betreten und Gottes mannichfaltige Schöpfungen ausserhalb des Wassers zu sehen! Jede Pflanze, jeder Stein, jeder Baum erscheint dem Auge als Seltenheit, als Natur-Schönheit. Wie erquickend ist da der Duft und wie freut man sich jedes Einem begegnenden Menschen! So wanderten wir in die Stadt hinein und meine erste Frage war: Wo wohnet Bürgermeister Erdmann?



Zweiter Theil.



Soll ich in dem Getümmel dieser Welt wählen — schlau oder einfältig zu sein, meine Wahl ist gethan, ich segne mein Erbtheil — Gott! lass mich einfältig, aber gerecht, und weise sein. —

Kennen Sie mich noch? war meine erste Frage, als ich in Erdmann's Stube vor ihn trat — ich musste meine Frage bald selbst auflösen, denn nicht nur die Abwesenheit von mehreren Jahren, sondern auch der längere Aufenthalt zu Schiffe mochten mich wohl sehr unkenntlich gemacht haben. — Ich fand an ihm den Freund, den Lehrer, den Mentor wieder, der mein Herz und meine Seele von Jugend auf an sich gezogen hatte — und zugleich eine wahrhaft liebevolle Aufnahme.

Als Gouvernements-Procurator hatte er beim damaligen General-Gouverneur Geschäfte — ich musste mir eine Landes-Uniform, blau und weiss, machen lassen und den dritten Tag stellte er mich vor. — Der Alte fing gleich von der Publication des Rosenkampff'schen Kriminal-Urtheils zu sprechen an und mich durchlief ein kalter Schauer, als ich den Sachverhalt erfuhr; wir beurlaubten uns und Erdmann fragte mich: Wollen Sie nicht das Urtheil mit anhören? es wird heute um 12 Uhr im Oberhofgerichte öffentlich und in seiner Gegenwart publicirt.

Es war Aufsehen erregend und niederschlagend zugleich, dass dieser mir als Mutterbruder so nahe Landesmarschall, dieser in seinem Wirkungskreise so viel geltende Mann, der, noch vor drei Jahren hochangesehen mich in seiner Kutsche von Ludenhoff nach Riga gebracht und im Ritterhause beherbergt hatte, dass dieser so verständige, so ehrgeizige Mann als Verbrecher hinter den Schranken stehen und das Urtheil anhören musste, welches ihn zeitlebens auf die Festung verbannte. — Unter einer grossen Menschenzahl erblickte ich

ihn in einiger Entfernung in einen rothen Mantel eingehüllt, nachdem ihm die Fussketten abgelöst waren. Er hatte ein männliches, festes Ansehen und seine Physiognomie schien Unwillen zu verrathen. — Seine Anklage war sehr hart und sein Vertheidiger konnte ihn nicht mehr retten. Nach der geschehenen Vorlesung des Urtheils legte er sich seine Fesseln selbst wieder an und ging nur in Begleitung seiner Wache in seinen Kerker. Hier verblieb er einige Jahre, bis der Tod seinem Leben ein Ende machte. — Seitdem hat der Strom der Zeit das Andenken seiner Schmach mit sich fortgerissen.

Leider hatte der Ehrgeiz auch diesen Unglücklichen einem tragischen Ende entgegengetrieben. Bis zu seinem 50sten Jahre hatte er ein glückliches häusliches Leben geführt, war von seinen Nachbarn geehrt und geliebt; daher erhob ihn eine Adelswahl plötzlich zu ihrem Aeltesten, in welcher Würde er oft nach St. Petersburg gesandt wurde, um Landesgeschäfte zu machen und Adelsvorrechte zu behaupten. Der Umgang mit den Grossen, der Glanz der Kaiserstadt und sein natürlicher so aufgeregter Ehrgeiz hatten ihn verleitet, nach höheren Aemtern zu streben. — Er glaubte durch Geldopfer und den Schein eines sehr reichen Mannes seinen Endzweck zu erreichen. Er ging so weit, die Geliebte des Reichskanzlers durch Geschenke gewinnen und durch ihren Einfluss eine Präsidentenstelle eringen zu wollen, mittelst welcher er sich zum Senator empor schwingen könnte. Als sein Vermögen nicht hinreichte, vergass er sich so weit, fremde Gelder anzugreifen und Verbindlichkeiten auf kurze Zeit in der Residenz einzugehen. Die Zahlungstermine verstrichen und als er nur noch gegen Caution sich dort aufhalten durfte, beging er die Unvorsichtigkeit, in der Nacht zu entweichen. Nachdem er sich bei meinen Eltern in Narwa einige Tage aufgehalten hatte, wurde ihm nachgesetzt. Sein Gläubiger, der den ersten Arrest

bewirkt hatte, wurde zwar befriedigt, indem mein Grossvater es sich eine grosse Summe und die Ruhe seiner letzten Tage kosten liess, aber gleich darauf meldeten sich andere Creditoren und sowohl in Folge des Mangels an Berechnung der vorhandenen Hilfsmittel, als auch der auf's Spiel gesetzten Moralität fiel die Sache so schlecht aus, als eben erwähnt worden ist.

So betrat ich mein Vaterland angesichts der Verurtheilung meines nächsten Verwandten — ich fand den Mann, dem ich Ehrfurcht schuldig zu sein gedachte, der mir und seinen Kindern als ein Muster der Rechtschaffenheit und Vaterlandstreue hätte voranleuchten sollen, entehrt! Verzeihung dem Gesunkenen; das, was er vor dem Falle war: der rechtschaffene, gute Hausvater, verbleibe ihm in seiner trüben Asche.

In Erdmann's Hause genoss ich noch einige heitere Tage; ein junger Ehemann, Freund des Hauses, verbreitete seine Empfindungen über die Glückseligkeit seines neuen Zustandes über uns alle und schien das Gemüth des ernsteren, vielbeschäftigten Erdmann aufzuheitern. Mir wurden seine Spässe und das Spiel der vergänglichen Flitterwochen doch schon lästig, zumal da es schien, als habe dieser so unablässig spassende und küssende Mann nur wenig zu thun gehabt.

Meinen alten Lehrer verliess ich nun, um meine einzige Schwester mit ihrem Mann in Laubern aufzusuchen. Dieses kleine Kronsgut, welches 10 Meilen von Riga lag, hatten sie in Arende, obwohl meinem Schwager das Majorat von Lennewaden gehörte und die Eltern nur zwei Söhne und vier Güter im Dörpt'schen besassen. — Aber leider hatte der Neid, den diese Erbschaft erregte, nicht nur die Eltern unter sich, sondern auch den Sohn in einen unglücklichen Process mit dem begünstigten jüngeren Sohne verwickelt.

Anrep, mein Schwager, hatte sich den Eltern entzogen

und dieses kleine Gut Laubern arendirt. Hier lebte er in einem altväterischen kleinen Häuschen froh und zufrieden. Ueber der niedrigen Thür der Stube las man die hier so recht passende Inschrift: „Glücklich ist, der vergisst das, was nicht zu ändern ist.“ Keine philosophischere Sentenz auf einem griechischen oder römischen Gebäude konnte seine friedlichen Bewohner mehr beruhigen, als diese Laubern'sche kurze Thürinschrift. Anrep liebte die Jagd und wir machten uns das Vergnügen, in den schattigen Umgebungen dieses Gutes die Hasen aufzusuchen und zu schiessen. Er hatte nur drei Jagdhunde, nämlich eine alte aber erfahrene Hündin, die kaum mehr bellen konnte, einen jungen Hund, aber lahm, und einen dritten noch ganz jungen Hund, der nur dann, [wenn die Alte anschlug, auch nachkeifte. Dieses unvollkommene Trio war indess ganz dazu geschaffen, uns die Hasen nicht zu verscheuchen; sie horchten mehr als dass sie flohen und in den coupirten Buschländern setzte sich mancher Hase nieder, um diese schwachen Feinde sich erst annähern zu lassen — so hatten aber die Jäger Gelegenheit, ihr Wild zu belauschen und es glückte mir an einem Nachmittage ihrer fünf, mehrentheils sitzend, zu erlegen. — Mein alter Schwager, ein berühmter Jäger, war über mein versprechendes Talent so erfreut und fast gerührt, dass er mir seine Flinte, das dermalige Werkzeug meines Jagdglücks, zum ewigen Andenken verehrte und seine Namen H. G. v. A., d. i. Heinrich Goswin von Anrep, darauf einbrennen liess. Diese Flinte hatte ich viele Jahre aufbehalten und vergebens gesucht, solche Meisterschüsse damit zu wiederholen. Zur Zeit der Miliz schenkte ich sie einem Stubenbedienten, der aber, wie alle seine Landsleute, dieses Gewehr bald verdarb.

Bei einer guten Schwester in ihrer glücklichen Wohnung zur schönsten Sommerzeit, verlobt ein junger Bruder gewiss

die glücklichsten Tage — zumal wenn er nach längerer Abwesenheit sein Vaterland wieder betritt und nicht lange erst den Sturm auf dem Meere und dessen drohende Wellen hinter sich hat. — Meine Schwester hatte für ihren lieben kleinen Heinrich eine sehr muntere Amme — diese gehörten zu unserer heiteren Gesellschaft und wer zweifelt daran, dass in einem so engen häuslichen Cirkel wahre Freude und Genuss des Lebens stattfinden kann? Nach einigen Wochen wurde nun beschlossen, dass meine Schwester mit ihrem Söhnchen mich bis nach Mehntack zu meinen Eltern begleiten sollten. — Der Schwager reiste nicht mit, gab aber seinen Wagen und sechs gute braune Klepper dazu her, und so nahmen wir unsern Weg durch's Land, das heisst über Tricaten, Wenden, Wolmar bis Dorpat und von hier nach Kudling. Meinem grossväterlichen Wohlthäter, der, wie gesagt, mich hatte studiren lassen, diesem wohlmeinenden Greise musste ich das Opfer meines Dankes, meiner Erkenntlichkeit bringen. Der graue Staar hatte schon früher seine Augen geschwächt und nun konnte er kaum mich wieder erkennen. Der eben erzählte Vorfall mit seinem Sohne Landrath Rosenkampff, für den er gut gesagt hatte, nagte zugleich an seinem Leben. Der Cavent, ein gewisser Inlander, war in jener kritischen Lage aus St. Petersburg zu meinem Grossvater gekommen und verlangte zu einer mitgebrachten Urkunde, in welcher er für seinen arretirten Sohn 30 Tausend Rubel sicher stellen sollte, dessen Unterschrift. Der das Elend seines Sohnes voraussehende Alte wollte anfangs nicht unterschreiben, sondern den so tief Gesunkenen seinem verschuldeten Schicksal überlassen, in welchem Falle er auch wirklich klüger gehandelt hätte. Endlich aber überwogen die Thränen und stürmischen Bitten der Schwiegertochter, Schwester, Grosskinder und der Vorwurf, den einzigen Sohn,

der eine ehrenvolle Stelle bekleidete, der Schande zu überlassen, seine Bedenklichkeit. Er schickte zwar nach einem Konsulenten, Namens Cappel, einem alten Rechtskundigen, der es mit dem Cepolla hätte aufnehmen können und liess durch denselben in der erwähnten Urkunde die Clausel einschalten: „zur gänzlichen Befreiung meines Sohnes aus seinem Arreste zahle ich eine Summe von p. p. ...“; allein kaum hatte Inlander seine Befriedigung angezeigt und seinen Schuldner vom Arreste befreit, als die anderen Creditoren ihn wieder setzen liessen. Es kam zum Process. Darüber starb auch Inlander, die Seinigen in einem Concourse hinterlassend, und die 30 tausend Rubel blieben verloren. Jene Clausel, so einfach wie sie abgefasst war, enthielt eine Bedingung oder Zumuthung, die Inlander nicht erfüllen und also dazu auch nicht angehalten werden konnte. Der alte Cappel hätte anders rathen und lieber die St. Petersburger Creditoren durch die Polizei auffordern sollen, sich zu melden; dadurch hätte man das sich bald ergebende grosse Deficit früher kennen und einsehen gelernt, dass es am Gerathensten sei, den Creditoren lieber gleich das Vermögen des Schuldners, welches in den drei Gütern Ludenhoff, Kersel und Wissust bestand, zu überlassen und dadurch der Familie 30 Tausend Rubel gerettet. — Allein die Folgen der ganzen Handlung waren nicht reiflich überlegt; der Alte wurde, wie man sagt, theils überrumpelt, theils überredet. So geriethen diese Güter und Ludenhoff, wo ich so viele, viele frohe, glückliche Tage erlebt hatte, in fremde Hände; meine Jugendfreunde verloren die glückliche Wohnung ihrer Väter und ich habe diesen Ort nachher nie wieder besucht. So verändert eine einzige, unselige Handlung eines Familienvaters alle angestammten und theuren Verhältnisse; auch die liebsten Wohnungen und Gegenden aus früherer Zeit werden dadurch für uns auf immer verödet.

Von Kudding reisten wir nach der väterlichen Heimath, wo ich mich vorher angemeldet hatte und erwartet wurde. Von meiner Schwester und dem kleinen Heinrich hatte ich aber nichts geschrieben, um meinen Eltern eine Ueberraschung zu bereiten; schon bei Moisama verliess ich mit meinem Bedienten die Kutsche, um den nächsten Weg über den grossen Heuschlag voraus nach dem Gute zu gehen. Ich trat allein in's Haus und fand meinen alten Vater beschäftigt, in den Zimmern etwas anzuordnen. Tiefbewegt küsste ich ihm die Hand, als die alte Mutter hinzu kam und ihre Freude des Wiedersehens nach dreijähriger Trennung durch Freudenthränen äusserte. Dann erwähnte ich scherzend, dass ich nicht allein gekommen wäre, sondern eine Frau und einen Sohn mitgebracht hätte. Mittlerweile langte der Wagen mit meiner Schwester und ihrem kleinen Heinrich auch schon an und die wohlerwogene, aber vorübergehend etwas peinliche Ueberraschung löste sich alsbald in Wohlgefallen auf.

In späteren Jahren habe ich diese Art zu überraschen nicht gebilligt. Man glaubt, wenn man Jemandem eine Freude machen will, dieselbe durch vorausgeschickten Schrecken vergrössern zu können, und erregt erst eine unangenehme und beklemmende Empfindung, um das Gegentheil desto fühlbarer zu machen — und anstatt sofort die ganze und volle Freude walten zu lassen, maskirt man sie vorher. Es ist, als wenn ich Jemand mit ganz vorzüglichem Wein tractiren will, vorher aber ihm Kubaldrum einschenke, und erst, nachdem er diesen herben Trank gekostet, mit meinem herrlichen Nectar angestiegen komme. Surprisen sollten niemals durch entgegenesetzt wirkende Mittheilungen eingeleitet werden. Die beabsichtigte Ueberraschung muss mit Verstand vorbereitet und mit guten Empfindungen begleitet sein. Man muss dem Erfinder der Surprise mehr danken als vorwerfen können.

So befand ich mich nun wieder in den väterlichen bunten Wänden, die mein Pinsel geschaffen hatte. Das Gut war noch auf zwei Jahre an Lagus verarendirt und ich hätte wohl eigentlich nicht gleich gewusst, was ich mit meiner Rechtswissenschaft nun anfangen sollte, wenn nicht die Einführung der Statthalterschaft so nahe bevorgestanden hätte, dass man sich mit der Reise nach Reval schon voll beschäftigte.

Im Herbst 1783 nämlich wurde die Statthalterschaft-Anordnung auch in Reval eingeführt und mir dadurch Gelegenheit und Aussicht geboten, eine Anstellung bei derselben zu erhalten. Dieses war mir um so erwünschter, da Mehntack noch auf zwei Jahre verarendirt war und ich weder Anlagen noch Beruf zur Landwirthschaft fühlte. Ehe wir nach Reval reisten und so lange ich mich noch ungebunden glaubte, benutzte ich die gesellige und angenehme Nachbarschaft des Kiekel'schen Hauses — der dortige Lehrer Arvelius, nachmaliger Professor am Gymnasium, hatte vor mir ebenfalls in Leipzig studirt, war ein offener Kopf und ein redlicher, einsichtsvoller Mensch; dabei besass er alle die Geselligkeit nährenden und fördernden Eigenschaften. Er und dieses gesellige Haus waren daher öfter das Ziel meiner Ausgänge zu Fuss. Ein Freundschaftsband ward bald geknüpft, seine Unterhaltungs-gabe gewährte manche Aufheiterung und seine gute Laune verbreitete sich über uns alle. Kiekel selbst war der Schauplatz des Vergnügens und der Musen, es wurden dramatische Stücke, Concerte und Tanzgesellschaften gegeben; Kotzebue hielt sich dort ganze Wochen auf. Aus Reval kamen Besuche, welche diese Vergnügungen theilten und beseelten. Unser Wirth, nachmaliger Regierungsrath von Rosen, war ein geselliger Mann, von der Natur mit Genie und Frohsinn ausgesteuert. Er hatte durch Lectüre und Fleiss sich selbst gebildet, denn sein Lehrer war ein Kammerdiener gewesen,

der etwas Französisch reden und die Violine ein wenig streichen konnte und schliesslich als Postcommissair in Purro fungirte. Der Eleve aber war allgemein bekannt und geliebt, hatte in preussischen und anderen Campagnen brav gedient und mit mir zugleich die Aussicht, einen Posten, nur einen höhern als ich, bei der neuen Statthalterschaft zu erlangen. Wir machten im Anfange des Octobers die Reise nach Reval zusammen. Es war zum ersten Male, dass ich diese Vaterlandsstadt besuchte, — liessen uns in die „Gesellschaft der Schwarzen Häupter“ daselbst aufnehmen, welcher viele Mitglieder von Adel angehörten, und machten mehrere Besuche und durch dieselben ganz neue Bekanntschaften; denn die meisten Familien um Reval waren mir noch fremd. Nach 14 Tagen ging der Landtag auseinander und erst zum Winter wurden wir wieder nach Reval beschieden.

In dieser Zeit wurden die langen Herbst- und Winterabende in Mehntack mit Lesen und *grand patience* verkürzt, weiter reichen meine Erinnerungen, was ich mit meiner damaligen Musse angefangen habe, nicht. Als aber die Winterzeit erschien, reisten wir mit F. Rosen wieder nach Reval. Wir fanden es diesmal viel lebhafter und besuchter. Die gute Bahn, die hellere Zeit, das Wahlgeschäft, die Feierlichkeit der Einweihung der Statthalterschaft, — alles dieses hatte eine Menge von Adel und Candidaten zu Kanzlei-Stellen hineingelockt.

Aus den Wahlen des Landtags ging der verdienstvolle Herr von Kussell als Gouvernements-Marschall hervor. Die Herren Landräthe wurden als wirkliche Etats-Räthe verabschiedet, an ihrer Stelle Assessoren im Oberlandgerichte erwählt — und die für das ganze Russische Reich abgefasste Statthalterschafts-Regierung nun auch in Esthland eingeführt. F. Rosen wurde Regierungsrath an Pahlens Stelle, Salza

wurde Kreisgerichts-Assessor und ich mit Wrangel von Uechten Niederlandgerichts-Assessoren im Wesenberg'schen Kreise mit je 300 Rbl. jährlichem Gehalt.

So besass ich nun ein Amt mit Besoldung — freilich nicht dasjenige, das ich wünschte und erhoffte. Es ging mir wie den Neulingen im Felddienste, die lieber gleich General, als Fähnrich werden möchten. Indess war ich bemüht, wenigstens keine unnütze Rolle zu debutiren. Mein Ordnungsrichter, jetziger Graf Rehbindler, gab mir einen Secretair und die Kanzlei zu leiten — denn der gute Mann hatte zwar eine Brille, vermochte aber weder Protocolle noch andere Kanzlei-Arbeiten anzufertigen, bis ich ihn in Gang gebracht hatte.

Doch nicht nur ein Amt, sondern auch eine viel gefühlvollere Versorgung sollte ich in Reval finden und dazu verhalf mir die damals so gesuchte und liebenswürdige Gastfreundschaft des Löwenstern'schen Hauses in der Breitenstrasse. In seinem heiteren und geselligen Hause lernte ich ein Fräulein Barbara von Stael von Holstein kennen. Zum ersten Mal sah ich sie im Hause des Landraths Baranoff, dieses angesehenen, freundlichen und wohlhabenden Alten, dessen Haus immer von seiner zahlreichen Familie angefüllt war. An einem Abende, da ich unter seinen liebenswürdigen Gross-töchtern die Unterhaltung zu beleben suchte, sah ich ein junges Frauenzimmer hereintreten. Was für ein unerklärlicher, elektrischer Blick war es doch, der damals durch mein ganzes Wesen fuhr! Wie viele Frauenzimmer, erwartete und unerwartete, hatte ich vorher schon erscheinen gesehen, betrachtet, bewundert — aber noch nie war durch einen einzigen Blick solch eine Verwandlung in mir bewirkt worden, die mich zu einem nachdenkenden, liebes-kranken Menschen umschuf! Dahin waren mit Einem Male Laune und Frohsinn, Lebenslust

und alle Hoffnungen! Von meinem Gehirn und von meinem Herzen hatte Etwas Besitz ergriffen, das mich absorbirte und fesselte. Schon nach einer unruhigen halben Stunde konnte ich es mir nicht versagen, von meiner Tante Rosen zu erforschen, wer das junge, nicht längst eingetretene Frauenzimmer sei?

Nicht ohne Befremden antwortete sie: „Das ist ja meiner Schwester Tochter, Barbchen Stael, ein recht gutes Mädchen!“ Ich hatte durch meine Frage die Mutter einer ebenfalls guten Tochter, meiner leiblichen Cousine, beunruhigt, aber jene neue Erscheinung hatte sich meiner schon zu sehr bemeistert und verfolgte mich so, dass die Ruhe gewichen war und schon F. Rosen, mein Schlaf-Kamerad, die Veränderung an mir bemerkte.

Ich suchte, was mich quälte, überall auf — fand sie aber in Baranoffs Hause nicht mehr. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich aber glücklicher Weise meinen Vetter, der mir den Vorschlag machte, den Abend bei Löwensterns zuzubringen, wo es mir gefallen würde. Weil ich sie dort nicht ahnte und keine menschliche Gesellschaft mir ohne sie mehr gefallen konnte, so willigte ich schwermüthig ein. Löwenstern und seine Gattin, ein gegen alle ihre Gäste sehr liebenswürdiges Paar, empfingen uns freundlich; F. Rosen war bei ihnen immer gern gesehen, mir aber war es nicht wohl zu Muthe. Aus einem vollen Gesellschaftszimmer führte man uns in einen Saal und an einem Clavier sassen zwei Frauenzimmer, unter denen zu meiner grössten Ueberraschung und Freude mein Barbchen sich befand. Um meine Empfindungen zu verbergen, wand ich mich zuerst an die Gesellschafterin; diese war eine Gelehrte und schoss mit Schillers Pfeilen auf mein krankes Herz, hatte jedoch keine Ahnung, dass die besten Pfeile ihres Köchers mich nicht mehr treffen konnten,

ich sah nur auf die stille, sittsame, wahre Siegerin, und dieser glückliche Abend zählte mit noch einigen anderen zu den unvergesslichsten meines Aufenthalts in Reval.

Als wir bald darauf wieder einmal nach Hause reisten, konnte ich's meiner Mutter nicht lange bergen, dass mein Herz nicht mehr frei war. Sie kannte die Stael'sche Familie gar nicht und als sie hörte, dass diese aus acht Schwestern und vier Brüdern bestände, so konnte sie den Wunsch nicht unterdrücken, dass lieber eine unserer nur aus zweien bestehenden Nachbars-Töchter, deren Papa bemittelt war, mir zu Theil werden möchte, wozu jedoch weder Aussicht noch Neigung vorhanden war. Mein alter guter Vater entschied, als ich gestehen musste, dass meiner Auserwählten nur 4000 Rbl. Mitgabe zu Theil würde, kurz und bündig: „Ist es nicht gescheffelt, so ist es doch gelöffelt,“ und somit hatte ich die Einwilligung meiner guten Eltern, denen ich noch im Grabe dafür danke, dass sie mir freien Willen liessen, und nicht wie so oft geschieht, die Ehen ihrer Kinder im Voraus wohlbedächtig verabredeten und Beschluss darüber fassten. Denn mit solchen sogenannten Vernunft-Heirathen geht es in der Regel wie mit manchen Contracten, die zwar eingegangen werden, aber für einen oder beide Theile sehr misslich ausfallen.

Nur in Fällen, wo nur sinnliche Neigungen unüberlegt zur Ehe drängen, mag die reifere Erfahrung der Eltern, ihre bessere Einsicht und auch ihre Autorität bei den Töchtern ihren entscheidenden Einfluss behaupten. Man sage dem Freier, den man nicht wünscht, mit aller Schonung seine Meinung ganz offen oder man verweise ihn an die Tochter, nachdem man sie vorher belehrt und überzeugt, dass sie mit diesem Bewerber nicht glücklich sein werde. Dem Sohne lege man kurz und liebevoll diejenigen Hindernisse an's Herz,

welche sein Fortkommen, sein Glück stören können, und beide, sowohl Sohn als Tochter, werden bei einer guten sittlichen Erziehung, dem treuherzigen Rathe und der guten Absicht der Eltern sich wohl fügen. Nur despotische Erziehung, Nebenabsichten und überwiegender Eigennutz der Väter oder Mütter, erwecken Misstrauen gegen ihre Rathschläge, und man zieht es dann vor, sich dem blinden Schicksale zu überliefern, als Gesetzen, die weder auf wahre Liebe noch Vernunft gegründet sind.

Mir fehlte indess noch die Hauptsache, das ist die Braut selbst. Ich musste Schritte unternehmen, um zu erfahren, ob ich mehr als ein bezauberter Liebhaber, ob ich auch ein glücklicher Besitzer werden könnte — und bald erschien auch die Göttin Vernunft mit ihren kalten, doch ernstesten Vorstellungen. „Dein väterliches Erbe ist verschuldet, was vermagst Du zur Erleichterung, zum angenehmen Leben deiner künftigen Gattin beizutragen? oder wird das, was ihre Mitgabe sein soll, auch dazu dienen können, das Gut von einem Theile seiner Schuldenlast zu befreien?“ Noch manch andere Frage an mich selbst, an sie selbst und an Verhältnisse und Eindrücke, welche mehr auf das Herz wirken als Grundsätze, unterdrückte die Liebe unter ihren geheimnissvollen Schwingen.

Ein junges Mädchen wünscht nicht nur geliebt zu sein, sondern auch im Ehestande es nicht schlechter zu haben als bei ihren Eltern. Es ist nur zu oft in dem Wahn, dass ein Ehemann verpflichtet sei, die üblichen Reizungen und Neigungen zu einem anständigen, heitern und geselligen Leben zu befriedigen; wenigstens an allen Aeusserlichkeiten, besonders an Pferden und Equipagen, Bedienung und Kleidung dürfe er es nicht fehlen lassen. Was wird — dachte ich — in dieser Beziehung dein Loos sein? Wirst du sie mit dem besten

Willen, mit dem empfindsamsten Herzen vielleicht doch nicht glücklich machen? — Wie oft auch diese und ähnliche Erwägungen an mich herangetreten sein mochten — Rechen schaft darüber weiss ich nicht mehr abzulegen — genug, es reifte in mir der kampfvolle Entschluss, zuerst an Herrn von Loewenstern zu schreiben und mich nach den Verhältnissen des Fräuleins von Stael zu erkundigen. Das geschah; ich entwarf einen Brief an ihn voll Vertrauen, voll Dank für die in seinem Hause genossene Aufnahme und schloss mit der Entdeckung meiner Wünsche. Der Brief war den Abend geschrieben. Mit tausend Gedanken über die Wichtigkeit dieser Unternehmung, mit Zweifeln und Besorgnissen aller Art, endlich mit Ventilirung der Frage, ob es nicht besser sei, meinen Brief den andern Morgen wieder zu vernichten, legte ich mich zur Ruhe.

Beim Erwachen fiel mein erster Blick auf den fertigen Brief, welcher in einer Stunde seinen Weg antreten sollte. Mein Muth war nicht sehr gewachsen; ich las das Schreiben nochmals durch und gleich einem Richter, der ein schweres Urtheil unterzeichnen soll, entschloss ich mich, es in Gottes Namen abgehen zu lassen. Der Vorsehung, welche über alle Ehen im Himmel beschliesst, überliess ich den Erfolg.

Sehr bald bekam ich eine freundliche Antwort und genauere Mittheilungen über die Vermögens-Umstände und persönlichen Verhältnisse meiner Geliebten. Nun also, nachdem man meine Absichten kennen gelernt, musste die förmliche Bewerbung folgen. Ich meldete mich erst schriftlich beim damaligen Kreismarschall von Brevern, auf dessen Gute sie als Waise und Kind Aufnahme gefunden. Auch seine Antwort lautete mir günstig und so fuhr ich im Winter nach Reval, wohin ich von der Familie beschieden war. —

Diese Reise machte ich von Wessenberg aus mit meinem Collegen, Assessor von Wrangell. Nachdem ich erfahren hatte, dass Herr von Brevern von Kostfer mit seiner Familie in der Stadt sei, suchte ich, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ihn auf. Ich wurde von diesem würdigen Manne gütig aufgenommen, über meine Vermögens-Umstände befragt und wegen meiner Herzens-Angelegenheit an seine Pflegetochter selbst verwiesen. Er entfernte sich mit seiner Gemahlin deshalb und liess mich mit ihr allein im Vorzimmer. Sie stand am Ofen gelehnt und ich trat hinzu. „Sie haben mich durch Ihre erste Erscheinung gefesselt — ich liebe, ich achte Sie unaussprechlich — und ich bitte Sie, mich zum Glücklichsten der Menschen zu machen. Mein Leben und Alles biete ich Ihnen aus Dankbarkeit an.“ Obgleich vorbereitet, war sie doch verlegen und antwortete nur: „Wenn meine Grosseltern damit zufrieden sind.“ „O bezaubernde Worte!“ rief ich aus und küsste ihr dankend die Hände; „nun bin ich meines Glückes sicher; denn dieser ehrwürdige Grossvater ist gütig gegen mich und ich eile, von ihm die Bestätigung zu erbitten.“

Ich ging hinaus — er wohnte oben auf dem Dohm. Um schneller hinzugelangen, nahm ich einen kleinen Fuhrmantis-Schlitten für 25 Kopeken, fuhr rasch hinauf und holte mit des Alten liebevolle, mit einer Umarmung besiegelte Einwilligung.

So war mein dermaliges Glück gemacht — ich gelangte zu dem Liebsten, Kostbarsten, was ich mir in dieser Welt gedacht und auserwählt hatte.

Es waren keine eitlen, kostspieligen Vorbereitungen, kein Aufwand, den der Freier oft nachher bereut, vorausgegangen. Für ein silbernes 25 Kopeken-Stück brachte ein Lohngeschrift den Bewerber in das Paradies seiner Wünsche. Er hatte

Willen, mit dem empfindsamsten Herzen vielleicht doch nicht glücklich machen? — Wie oft auch diese und ähnliche Erwägungen an mich herangetreten sein mochten — Rechen schaft darüber weiss ich nicht mehr abzulegen — genug, es reifte in mir der kampfvolle Entschluss, zuerst an Herrn von Löwenstern zu schreiben und mich nach den Verhältnissen des Fräuleins von Stael zu erkundigen. Das geschah; ich entwarf einen Brief an ihn voll Vertrauen, voll Dank für die in seinem Hause genossene Aufnahme und schloss mit der Entdeckung meiner Wünsche. Der Brief war den Abend geschrieben. Mit tausend Gedanken über die Wichtigkeit dieser Unternehmung, mit Zweifeln und Besorgnissen aller Art, endlich mit Ventilirung der Frage, ob es nicht besser sei, meinen Brief den andern Morgen wieder zu vernichten, legte ich mich zur Ruhe.

Beim Erwachen fiel mein erster Blick auf den fertigen Brief, welcher in einer Stunde seinen Weg antreten sollte. Mein Muth war nicht sehr gewachsen; ich las das Schreiben nochmals durch und gleich einem Richter, der ein schweres Urtheil unterzeichnen soll, entschloss ich mich, es in Gottes Namen abgehen zu lassen. Der Vorsehung, welche über alle Ehen im Himmel beschliesst, überliess ich den Erfolg.

Sehr bald bekam ich eine freundliche Antwort und genauere Mittheilungen über die Vermögens-Umstände und persönlichen Verhältnisse meiner Geliebten. Nun also, nachdem man meine Absichten kennen gelernt, musste die förmliche Bewerbung folgen. Ich meldete mich erst schriftlich beim damaligen Kreismarschall von Brevern, auf dessen Gute sie als Waise und Kind Aufnahme gefunden. Auch seine Antwort lautete mir günstig und so fuhr ich im Winter nach Reval, wohin ich von der Familie beschieden war. —

Diese Reise machte ich von Wessenberg aus mit meinem Collegen, Assessor von Wrangell. Nachdem ich erfahren hatte, dass Herr von Brevern von Kostfer mit seiner Familie in der Stadt sei, suchte ich, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ihn auf. Ich wurde von diesem würdigen Manne gütig aufgenommen, über meine Vermögens-Umstände befragt und wegen meiner Herzens-Angelegenheit an seine Pflegetochter selbst verwiesen. Er entfernte sich mit seiner Gemahlin deshalb und liess mich mit ihr allein im Vorzimmer. Sie stand am Ofen gelehnt und ich trat hinzu. „Sie haben mich durch Ihre erste Erscheinung gefesselt — ich liebe, ich achte Sie unaussprechlich — und ich bitte Sie, mich zum Glücklichsten der Menschen zu machen. Mein Leben und Alles biete ich Ihnen aus Dankbarkeit an.“ Obgleich vorbereitet, war sie doch verlegen und antwortete nur: „Wenn meine Grosseltern damit zufrieden sind.“ „O bezaubernde Worte!“ rief ich aus und küsste ihr dankend die Hände; „nun bin ich meines Glückes sicher; denn dieser ehrwürdige Grossvater ist gütig gegen mich und ich eile, von ihm die Bestätigung zu erbitten.“

Ich ging hinaus — er wohnte oben auf dem Dohm. Um schneller hinzugelangen, nahm ich einen kleinen Fuhrmantis-Schlitten für 25 Kopeken, fuhr rasch hinauf und holte mit des Alten liebevolle, mit einer Umarmung besiegelte Einwilligung.

So war mein dermaliges Glück gemacht — ich gelangte zu dem Liebsten, Kostbarsten, was ich mir in dieser Welt gedacht und auserwählt hatte.

Es waren keine eitlen, kostspieligen Vorbereitungen, kein Aufwand, den der Freier oft nachher bereut, vorausgegangen. Für ein silbernes 25 Kopeken-Stück brachte ein Lohngeschirr den Bewerber in das Paradies seiner Wünsche. Er hatte

hierzu nicht erst eine Kutsche aus der Residenz und vier muthwillige Pferde anzuschaffen und Kutscher und Pferde abzurichten, sondern erreichte sein Ziel — die geliebteste der Bräute — ohne Schulden zu machen; dieses war auch der Grund meines nachherigen Credits. Alte, wohlhabende, ehrbare Männer bemerkten meinen festen Sinn, der es verschmähte, mit fremdem Gelde Staat zu machen. Ich erschien, wie ich war, ohne für mehr oder reicher zu gelten, als meine Verhältnisse es zuliessen, und ich siegte über zwei andere Mitbewerber, einen stattlichen Cavallerie-Obristen und einen Riga'schen wohlhabenden Mann — welche meine Nebenbuhler waren und kein Hehl daraus machten. Nur ich benahm mich ohne Furcht und ohne Tadel. Es lag ein eigenthümlicher Keim von Liebe in einem vortrefflichen Herzen; meine Braut war leidenschaftlich, aber nicht stolz; sie sollte über den Vorzug ihrer Verehrer entscheiden. Hätte sie mich einem andern hintangesetzt, so hätte ich diese Wunde durch nichts anderes zu heilen vermocht als durch das Gelübde, keine Andere je wieder so zu lieben, sondern ein exemplarischer Hagestolz zu bleiben.

Mein Bräutigams-Stand fing also ohne Einmischung der Pferde-Speculanten, Sattler, Schneider und Modehändler an. Ich machte Geschenke von bleibendem Werthe; eine schöne Schnur ächter Perlen, ein Brillant-Ring, eine Uhr und ein paar Kleider waren die einzigen Opfer, die ich meiner Göttin brachte. — Perlen und Ring gaben die Eltern, und letztere creditirte mir, auf so lange ich wollte, ein biederer Kaufmann.

Mein nunmehriger Schwager Iwan Brevern, ein sowohl bei seinen Bekannten als auch in weiteren Kreisen geachteter Mann, war mir besonders gewogen und schenkte mir eine Freundschaft, die ich mir bis an das Ende seines ruhmvollen

Lebens erhielt. Seine Asche ist mir heilig wie die meines ersten Lehrers — seine lehrreichen Winke, sein exemplarisches Leben, seine Einsichten und Erfahrungen fesselten mich an ihn mit einer dem Freunde schuldigen Achtung und Treue. Wie viel hatte dieser einflussreiche Mann nicht an Eigenschaften und Kenntnissen vor mir jungen Anfänger voraus; und dennoch fragte er in Geschäften und Verhältnissen des Lebens auch mich um Rath und weihte mich in sein wohlthuendes Vertrauen ein. Seiner Charakteristik und Anerkennung seines Werthes mögen noch einige Zeilen gewidmet bleiben.

In Kloster Bergen, dieser achtbaren sächsischen Fürstenschule, hatte er eines vorzüglichen, acht deutschen Unterrichts genossen, auf der Universität Leipzig studirt und in Deutschland und Frankreich Reisen gemacht. Aus jenen brachte er classische Bildung und Moralität, aus letztern Menschenkenntniss und gesellschaftlichen feineren Anstand mit. So ausgestattet in sein Vaterland heimgekehrt, wurde er bald als Landwaisen-Gerichts- und dann als Ritterschafts-Secretair angestellt. In beiden angesehenen Aemtern leiteten Redlichkeit und Klugheit seine Handlungen so wie seine Feder. — Dabei besass er einen frommen und in ächter Bruderliebe geweihten Sinn. Bisweilen konnte man die Collision bemerken, in welche die Moralität mit dem Interesse und der Politik gerieth; in diesem klugen Kopfe und redlichem Herzen siegte aber jederzeit die edlere Gesinnung und es gab nur eine Classe, in welcher ich diese gerne mehr verbreitet gesehen hätte. Es war ein Menschenfreund, daher Rathgeber, Schiedsrichter, Versöhner und Vertrauter bei Vornehmen und Geringen. Bei erstern wusste er Höflichkeit und Ernst, bei letztern vertrauliche Herablassung anzuwenden — bei Allen sich in Achtung zu erhalten. Er liebte sehr Geselligkeit, Ver-

traulichkeit und konnte vortrefflich unterhalten. — Nie sprach er auf Unkosten Anderer, denn er besass hinreichenden anderweitigen Stoff zu Gesprächen. Unter lustigen satirischen Brüdern wusste er sich so zu benehmen, dass er den bösen Witz überging, den unschuldigen aber würzte und erhob. Er zündete und unterhielt ein Feuer, das Niemanden verletzte, wohl aber angenehme Wärme und Licht verbreitete. In seinem Hause der gefälligste Ehemann, der liebevollste Gatte, der sorgsamste Vater — allen ein sorgsamer Rathgeber, ein theilnehmender, tröstender Freund. Voll Liebe und Besorgniss gegen seine Gattin, die er wegen ihres Verstandes und bei ihren guten häuslichen Eigenschaften auf den Händen trug, in Ansehung ihrer Kränklichkeit wohl aber verzärtelte. Bei der Erziehung seiner Kinder sah er mit Genauigkeit auf ihren Fleiss und wurde von ihnen nicht weniger als von seinen Hauslehrern geschätzt. So lange er kein bemittelter Mann war, lebte er sehr einfach und sparsam. Hausgeräthe, Kleidung, Speisen waren einfach. Sein Kutscher trug einen Waldmanns-Rock selbst in der Stadt — und diese wahre Auszeichnung triumphirte gegen den Schimmer des Luxus.

In seinem Hause brachte ich mehrere Tage und Wochen als Bräutigam zu — und benutzte die Zeit, welche mir mein Assessor-Dienst übrig liess. Befand ich mich in Amts-Geschäften im Jew'schen, so schrieb ich posttäglich an meine Braut, welche durch die Trennung mich noch mehr an sie fesselte. Ich bekam selten und wenig Antwort, aber diese Zeilen waren mir erfreulich und wohlthätig. Die Liebe gab jedem Buchstaben einen Werth, denn er kam von ihr, von dem lieblichsten Wesen, von der Hand, die mich beglücken und aus dem Herzen, das mit dem meinigen sympathisch schlug und sich demselben anschliessen sollte. In Wahrheit muss ich's gestehen, dass ich keine glücklichere Zeit von

solcher Dauer verlebt habe, als die vier Monate meines Bräutigamsstandes. Er war mein Himmel, mein Eden, das ich mir in seinem ganzen Zauber, in seiner Reinheit dachte. Ich wusste, ein unschuldiges, gesittetes, ein für mich reizendes Frauenzimmer war die meinige und wer wird diese Aussicht, in diesem mit Freud und Leid verwickelten Leben, nicht für eine der höchsten, ich möchte sagen der überirdischen Freuden halten?

So verflossen sie, diese Monate, Wochen und Tage bis zu Anfang des Sommers 1784, da ich den Grossvater, Landrath Baranoff bat, meinen Hochzeitstag zu bestimmen — denn er hatte sich's zur Regel gemacht, den Töchtern dieses Hauses, da keine der Eltern lebten, die Hochzeit zu machen. Ich bat diesen herrlichen, freundlichen und gesunden Greis, dieses Fest durch seinen Namenstag, den Johannistag, auszuzeichnen. Nein, sagte er, mein lieber Rosen, den 24. Juni kann ich's nicht. Sie müssen noch lange warten, aber zum 27. kann es geschehen, dass Sie mit Ihrem lieben Barbchen verbunden werden. Also eine Verzögerung von drei Tagen, und wir wussten nun alle, woran wir waren. Ich reiste nach Mehn-tack, liess mir eine Landes-Uniform von meiner Gage machen und kaufte mir einen etwas gebrauchten Wagen; drei gute Braune lieh mir der alte Papa, zu welchem ich das vierte noch hinzukaufte. Das war meine Equipage. Da ich aber mit dieser in Reval zur Johanniszeit keine Visiten machen konnte, so war mein Schwager Benkendorf so gefällig, mir seine Equipage auf ein paar Tage zu überlassen. Einige machten über diese Procedur Glossen, ich ward aber von Vielen entschuldigt und liess mich in meinem, bezüglich Pferden und Kutsche, sehr genügsamen, aufrichtigen Sinne nicht stören oder ich sagte, mein Vater habe mir keine andere als seine eigene Equipage gegeben. So verhielt es sich auch;

ich hatte zwar keinen Bräutigams-Staat — erntete aber stillen Beifall und gewann an Credit.

Der Hochzeitstag rückte heran, zu welchem sich mein Vetter, Major Rosenkampff eingefunden hatte. Wir brachten, indem wir die Erinnerung an unsere früher erwähnten frohen Jugendtage in Ludenhoff auffrischten, auch diese Tage sehr angenehm zu. Nur beging ich eine Unvorsichtigkeit, zu der ich unschuldiger Weise verleitet wurde.

Der 27. Juni, an dessen Abend unsere eheliche Verbindung gefeiert werden sollte, war ein sehr heisser Sommertag. Schon früh nach Sonnenaufgang ging ich nach Catharinenthal, um mich dort in der See zu baden. — Auch während des Vormittags blieb ich dort und genoss spazierende den Schatten der hohen schönen Bäume. Gegen Mittag kam Rosenkampff auch dahin und wir hatten die Absicht, an einem kleinen Tische unser vertrauliches Mittagmahl zu halten. Im Hôtel, damals Lüders-Höfchen genannt, war eine grosse Tafel für Stackelbergs Familie arrangirt; daher bestellten wir uns eine kleine Tafel im Nebenzimmer. Der Wirth deckte aber eine für ungefähr acht Personen, zu welcher sich einige andere gute Freunde, unter andern auch Brevern v. Jaggowal, einfanden. Wir unterhielten uns ganz gemüthlich, als dieser auf einmal ausrief: „à propos, Rosen, heute ist ja dein Hochzeitstag — Kellner, gib Champagner her!“ Es wurde eine Bouteille gebracht und meine Gesundheit getrunken — ich trank ein Glas mit. Der nächste Nachbar liess auch eine Bouteille holen, und auf diese Weise wurden mehrere geleert. Noch spürte ich keine unangenehmen Folgen; wir gingen aber mit Rosenkampff in der schwülen Nachmittagsshitze zu Fuss nach der Stadt, und als ich in meinem Zimmer kaum angekommen war, überfiel mich ein schwerer Schlaf. Kaum hatte ich mich hingelegt, als der Friseur schon eintrat, um

den Bräutigamskopf zu dressiren. Ich stand auf, aber mit einem unbeschreiblichen Kopfweh und einem kaum zu überwindenden Schlaf. „Mein Gott,“ sagte der Friseur, „Ihr Kopf fällt immer auf die Seite, bedenken Sie doch, in einer Stunde müssen Sie schon Toilette gemacht haben.“ Er hatte Recht, denn schon um sechs Uhr wollten der alte Commandant Essen und F. Rosen mich abholen. In dieser Angst, in diesem taumelnden Zustande forderte ich, als wäre es mir von einem Geiste angerathen — grobes, schwarzes Brod und Citronensaft — ich befeuchtete ein grosses Stück damit und verschlang dieses so gesäuerte Brod — bald merkte ich, dass es als ein niederschlagendes Mittel gute Dienste that und den Champagner-Geist niederdrückte. Nun kleidete ich mich eilends an und bald kam die grosse Kutsche mit den Brautpaars-Vätern und brachte mich in's Hochzeitshaus. Ich kam noch zur rechten Zeit und ganz bergestellt an. Eine ganze Stunde musste ich noch auf dem Ehrensopha allein unter den vielen Gästen sitzen, bis die Braut eintrat und mir von dem alten Grossvater zugeführt wurde. Die Ceremonie ging vor sich. Ungeachtet der Mittags-Libation behauptete ich mehr Fassung als meine Braut, die sich kaum halten konnte, so dass der Priester seine Rede abkürzen musste, damit sie nicht hinsinken möchte. Das Hochzeitsmahl war stattlich und belebend; es wurde getanzt, bis die Sonne aufging und ich dann, nach alter Sitte mich erhebend, die Gesundheit trinken und das Glas über den Kopf werfen musste. Gegen sechs Uhr ging alles auseinander und es war schon wieder heiss, als ich meine junge Frau in meine Wohnung führte.

Schon folgenden Tages erfuhr ich, dass die Geschichte vom Mittage in Catharinenthal verplaudert und selbst bis zu den Ohren meiner Schwägerin, der Brevern, gekommen war.

Die Verläumdung hatte das Ihrige hinzugefügt und man wollte bemerkt haben, dass bei der Trauung meine Schwägerin meiner Frau mit dem Fächer zugewinkt habe, nicht Ja zu sagen, weil sie geglaubt, ich sei ein Trinker, der sich bisher nur zu verstellen, sich aber nicht länger zu halten gewusst und schon am Hochzeitstage seine Leidenschaft offenbart habe.

Ich war zu lange und zu gut bekannt, als dass diese Erfindung einer bösen Zunge grossen Eindruck machen konnte. Gelegenheit zu Bemerkungen über mich hatte ich allerdings geboten, niemals aber Berechtigung zu dem Vorwurfe, dass ich mich selbst vergessen hätte. Freilich wäre es besser gewesen, den Champagner nur zu kosten, und die nicht ganz lautern Absichten der Tischfreunde zu vereiteln; ich rathe daher einem Jeden, scheinbar guten Leuten nicht immer zu trauen. Hie und da wurde ich kritisirt, fand aber auch redliche und einflussreiche Vertheidiger.

Leser, beurtheilt einmal diesen bald vergessenen Vorfall nach den üblen Folgen, die er hätte nach sich ziehen können. Wie, wenn ich mich von jenem Taumel nicht hätte erholen können — oder mich im Hochzeitssaal krank melden oder die Versammlung auf mich warten lassen müssen. Welch' eine Verlegenheit! welches Aufsehen! welches Gerede! Meine so gepriesene Mässigkeit wäre an einem so feierlichen Tage tödtlich verletzt erschienen und ich selbst dem Abgrunde des allgemeinen Spottes und der Gefahr verfallen gewesen. Glücklicherweise gelang es mir, auf eine ungemein witzige Auslegung des Herrn von Brevern mich stützend, die Sache als einen Scherz und als so unschuldig darzustellen, als sie an sich selbst war — und wie gesagt, bald wurde Alles davon still.

Nach den in der Stadt empfangenen und erwiederten Besuchen fuhren wir nach Kostfer. Hier blieb ich einige

Wochen im Genuss eines heitern Sommers und des Frühlings meiner Ehe. Nun kehrten wir zu unsern Geschäften zurück — das heisst, wir fuhren nach Wesenberg, dem Sitze unseres Ordnungsgerichts; ich miethete eine Wohnung von einigen Zimmern und wir lebten häuslich und zufrieden. Nachdem wir unsere Einrichtungen in dieser kleinen Kreisstadt getroffen hatten, mussten wir unsere Eltern in Mehntack besuchen. — Die Brevern von Kostfer und meiner Frau Bruder Major Stael von Kotzum waren so gütig, uns dahin zu begleiten, und meine Eltern hatten alle Ursache, mit der neuen Schwiegertochter und ihrer Familie zufrieden zu sein. Einen besondern Gefallen fand mein alter Vater an ihrem offenen, unbefangenen Charakter, an ihren Anlagen zur Häuslichkeit und ihrer angeborenen Thätigkeit. Indess nahm der Alte die geliehenen drei Braunen zurück, so wie den von mir selbst erkauften vierten und gab mir seine alten vier Rappen, welche als Invaliden besonders in meinem Amte freilich nicht die nöthigen Dienste leisten konnten. Er bestimmte mir von seiner Arende jährlich 200 Rubel und konnte füglich mehr nicht thun, denn die ganze Arende bestand aus 1700 Rubel, wovon über 700 Rubel Zinsen abgingen. Meine Gage, jene 200 Rubel und die Zinsen der Mitgabe meiner Frau machten eine Einnahme von 740 Rubel S. M.; damit kamen wir in dem wohlfeilen Wesenberg bei haushälterischer Ordnung und Sparsamkeit aus, so dass wir nicht nur keinen Mangel fühlten, sondern auch dann und wann einige gute Freunde bewirthen konnten.

Auch gesellte sich eine alte Tante, Namens Proebsting, zu uns, die für sich und ihre zwei Mädchen uns einiges Kostgeld zahlte. Diese Alte war zugleich Gesellschafterin, hatte aber so viele Schwächen der Seele und des Körpers, dass sie oft Gelegenheit zu Kurzweil und humoristischer Unterhaltung

gab. Mit ihren Töchtern, deren Jugend und Aeusseres mit dem der Gebieterin im höchsten Grade contrastirten, hatte sie oft Streitigkeiten, und wenn jene, der Launen der Alten überdrüssig, bisweilen widersprachen, dann mussten sie gleich das vierte Gebot aufsagen. Ich fand dieses, als berufenen Vermittler, sehr zweckmässig; denn es war immer eine bessere Zuflucht, als fortgesetzter Krieg oder wohl gar eine Schlachtlieferung. Die Alte zog nach einem Jahre nach Narva, nachdem sich meine Familie bei der Tante Tiesenhausen, die auf dem Hofe Wesenberg wohnte, eingemietht hatte. Das kleine Haus, welches wir bewohnten, lag im Sommer angenehm an der Ecke eines schattigen Gartens, im Winter aber war es so kalt, dass Annchen, meine erstgeborene Tochter, in Gefahr stand, ihre kleinen Backen zu erfrieren; aber wir lebten gesellig und waren Sonntags immer bei der Tiesenhausen.

Im Winter musste mein Secretair, der alte Hagemann, uns vorlesen und da dieser überhaupt und in seiner Stellung etwas Komisches hatte, so amüsirte er uns oftmals mehr, als sein Buch, aus welchem er las. Er war ein kleines Männchen, für sein Alter etwas steif, mit einer Brille auf der sehr hervorstehenden Nase und mit seiner Person, sowie mit seiner Lectüre herzlich zufrieden. In dieser Stellung zeichnete ihn der älteste Baron Carl Tiesenhausen, der viel Talent im Zeichnen besass, im Schattenriss ab und placirte ihn in einem Rahmen an derjenigen Wand, wo er sitzend zu lesen pflegte. Dieser Tiesenhausen hatte einen eigenen, in Folge seines Aufenthalts in England etwas ernst gewordenen, zurückhaltenden Charakter. Dennoch liess er sich zu einem Umgange mit jungen Leuten verleiten, welcher nicht immer zu billigen war. Hierbei muss ich eines Vorfalles erwähnen, durch welchen ich wider meinen Willen in eine Verlegenheit hineingezogen wurde.

Einer der Freunde von Tiesenhausen war ein junger Mann, Namens Büssing, gewesen, ein zweiter Lieutenant Baron Bilsky, ein Mensch, dessen Schwert immer zum Einhauen bereit zu sein schien. Als wir an einem Sonntage mit der Mutter über die Bekanntschaften ihres Sohnes sprachen, und die Alte erwähnte, dass, nachdem der Büssing sich kaum entfernt, der Bilsky sich wieder eingefunden habe, erlaubte ich mir, ich weiss nicht wie, die Bemerkung, dass die Namen seiner Freunde gewöhnlich mit einem B. anfangen. Eine von den jüngeren Schwestern hatte dieses aufgefasst und ihrem Bruder wiedererzählt, dass ich die Bemerkung gemacht, dass seine Freunde immer mit einem B. anfangen und also auch Bengel sein könnten. Dieses hatte Tiesenhausen dem Bilsky gleichfalls wiedererzählt, welcher als militärischer Renommist sich überall verlauten liess, er würde es mir mit seinem Hieber oder mit der Pistole schon entgelten lassen. Gerade damals war ich einige Tage abwesend gewesen und Bilsky hatte mit der Pistole um meine Wohnung geschossen, und der alten Tante Pröbsting, welche noch bei uns war, keinen kleinen Schrecken eingejagt. Sie erzählte es mir voller Angst, indess liess diese Art von Bravour mich ziemlich richtig auf den Helden selbst schliessen, und ich war nur neugierig, das Wahre von der Geschichte zu erfahren. Diese kleine Stadt war schon ganz voll davon, mehrere bedauerten mich, einige aber, besonders diejenigen, die mir wegen meiner eifrigen Amtsführung gram waren, freuten sich über den bevorstehenden Kampf.

Der damalige Stadtvoigt Baron Taube, den ich früher als einen braven jungen Mann gekannt hatte, sagte mir in einer Gesellschaft, in welcher sich einer dieser Schadenfrohen befand, ganz sachte ins Ohr: „Baron Bilsky sucht Dich auf, um sich mit Dir zu schlagen, sei auf Deiner Hut.“ „Ich

danke Dir, Du Menschenfreund, denn Du meinst es gut mit mir," erwiderte ich ihm, „meine Massregeln sind schon genommen, ich warte nur auf den Augenblick, mit ihm zusammen zu treffen.“

Bald darauf begegneten wir einander, ich ging ganz offen auf ihn zu und sagte: „Herr Baron, Ihr Freund T. hat mich ungerechter Weise angeklagt, dass ich Sie beleidigt haben soll. Es ist nicht geschehen und ein Kindergerede ist die Veranlassung des Missverständnisses. Aber ich schlage mich mit Ihnen, wenn Sie es wollen, jedoch mit der Bedingung, dass Baron T. sich zuerst mit mir duellirt — denn ihm kömmt es zu, wenn er seinen Freund beleidigt glaubt, ihn zu vertheidigen. Er selbst hat mir noch kein Wort gesagt, ich erwarte ihn und wenn nach Abmachung unserer Sache mit ihm ich noch im Stande bin, auch Ihnen Satisfaction zu geben, so gebieten Sie über mich. Bilsky schien dieses nicht übel aufzunehmen. Baron T. aber, als ich ihn zu sehen bekam, sagte ich derbe Wahrheiten, über das Wiedererzählen eines Kindergeschwätzes und über seine Verbindlichkeiten gegen seinen Freund. T. hatte keine Lust, sich mit mir zu schlagen. Bilsky war höflich und schwieg und die Sache verlief im Sande, womit wir alle zufrieden zu sein schienen.

Ich zog indess die Warnung daraus, in Gegenwart von Kindern nicht weniger vorsichtig zu sein, als von Personen, die man nicht genau kennt. Es ist nichts Seltenes, dass Zweideutigkeiten gern behalten und wiedererzählt werden, so entsteht aus einem Scherz oder einer Aeusserung eine Missdeutung, eine Hinterbringung, welche sehr unangenehme Wendungen nehmen kann. Das ganze Duell, wenn es auch glückte, war weder ruhmvoll noch schicklich, und missglückte es, so hatten meine Widersacher triumphirt und ich hätte mit dem

Verluste meiner Gesundheit oder der Integrität meines Körpers mir eine bittere Reue zugezogen.

In meiner dreijährigen Amtsführung vom Jahre 1784 bis 1787 hatte ich durch meine hohe Vorstellung von Gerechtigkeit und pünktlicher Beobachtung von Pflicht mir so manches Wohlwollen, so manche sogenannte Freundschaft entfremdet; man sah es ungern, dass ich auch Uebertretungen solcher Gesetze controlirte, welche dem Interesse des Besitzers zuwiderlaufende Verbote enthielten; man liess es sich sogar merken, dass ein Landsmann den andern nicht verrathen, vielmehr aushelfen sollte. Ich liess mich aber nicht irre machen, rügte und ertappte Schleichhändler, ahndete den Missbrauch guter Anordnungen und erhielt die gesetzlichen Vorschriften aufrecht, obgleich man andere Auslegungen versuchte und manchmal höhern Orts auch durchsetzte. Selbst mein Chef warf eine mir aufgetragene oberrichterliche Urtheils-Erfüllung über den Haufen, weil er anderer Meinung war, und diese mir nicht mitgetheilt hatte. Ich klagte beim Oberlandgerichte, musste aber nachgeben, obgleich ich meine Schuldigkeit gethan. — Meiner guten Sache, meiner Ueberzeugung redlicher Pflichterfüllung bewusst, ertrug ich manche Widerwärtigkeiten meines Amtes und nach drei Jahren, da mein Amt aufhörte, und ich auf dem Landtage nicht zu Etwas gewählt wurde, ging ich leer aus.

Ich sah ein, dass ich recht und treu, aber nicht allemal klug und zu meinem Besten gehandelt hatte und abstrahirte mir daraus folgende Regeln:

1. Dein Gewissen bleibe rein und unverletzt, jedoch wo du mit demselben gar nichts Gutes oder Zweckmässiges erreichen kannst, wie's bei mir damals der Fall war, da schweige und seufze. Ueberlasse diese eigennützigen Seelen ihrer eigenen Verantwortlichkeit und Beschämung.

2. Hüte dich aber, irgend einem Dritten dadurch zu schaden, und in Collisionsfällen oder wo Pflicht und Ruf Bedenklichkeiten verursachen, sage unter vier Augen die Wahrheit, warne und drohe, damit du nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werdest, anzugeben oder zu strafen.

3. Bedenke, dass ein zu rascher Eifer Folgen nach sich ziehen kann, die nicht so bald vergessen werden, und bewerbe dich zeitig um den Beifall redlicher guter Männer, ehe du genöthigt bist, streng und nachdrücklich zu verfahren.

4. Suche mit dem Rufe eines thätigen, eifrigen Richters auch die Achtung des Publikums zu verdienen. Es giebt oft Fälle im Polizei-Wesen, wo eine nachsichtsvolle gütige Behandlung mehr fruchtet und zuwege bringt, als die Geissel der eisernen Gerechtigkeit, und ich brauche diesen Satz wol nicht erst durch Beispiele bei Reichen und Armen, Angesehenen und Geringen zu rechtfertigen.

5. Sowohl im Beamten- als auch im gesellschaftlichen Leben giebt es gewisse Rücksichten und kluge Wendungen, die man erlernen und als Geschäftsmann studiren muss, nicht ausser Acht zu lassen — ehe man es darauf ankommen lässt, dass es biegen oder brechen möge. Es giebt aber auch Fälle, wo der Vornehme oder Reiche sein Unrecht durchaus nicht einsehen, sondern mit Trotz und Eigensinn behaupten will. Hier wende sich der Polizei-Richter an seine Obern, oder bringe es dahin, dass jene sich über ihn beschwerten, um seine Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe vertheidigen zu können. Endlich:

6. Muss ein Polizei-Richter ein zwar offener, fester, aber höflicher und wohlmeinender Mann sein, gerecht und doch gefällig, durchsetzend und doch bescheiden — Eigenschaften, die nur selten beisammen sind, daher ein unpar-

teilscher, gerechter und doch beliebter Richter auch eine Seltenheit ist.

Unter manchen Verdriesslichkeiten, die ein solches Amt mit sich brachte, verlebte ich doch fast zwei Jahre hindurch viele frohe Tage bei der Vaters-Schwester meiner Frau, der Wittve Baronin Wrangell in Uchten. Sie wünschte einen neuen Zehntner, der zugleich Gesellschafter und ihr Secretair wäre — in Folge dessen wurde mir der Antrag, Nachfolger des alten Major von Toll zu werden, der mit seiner Frau nach Russland reiste. Ich schrieb es meinem Vater, der gern seine Genehmigung ertheilte und mich nur auf einige Bedingungen aufmerksam machte. Ich nahm es an und erhielt von allen Feldfrüchten, nach Abzug der Saat, sowie von der Mästung den Zehnten. Ausserdem hatten ich und meine Frau freien Tisch bei der Baronin. Dagegen aber musste ich wegen meiner Unkunde in der Landwirthschaft den Amtmann lohnen und sammt seiner precieusen Frau und Nachkommenschaft freihalten, wobei der grösste Theil meines Zehntens darauf ging. Meine Geschäfte als Zehntner waren leicht; ausser Buch-Auszügen, Berechnung der Voranschläge, Ausführung erhaltener Aufträge hatte ich den Briefwechsel der Baronin und unter anderen einen hartnäckigen Grenz-Process mit ihrem Nachbarn, Capitain von Colongue, zu besorgen. — Letzteres und einige Holzdiebereien im Uchten'schen Gehege abgerechnet, lebten wir unter uns, mit ihren Töchtern und einigen Besuchen aus dem kleinen Wesenberg, sehr harmlos, froh und friedfertig. Im Hause wurde gemalt oder gestrichen, gewebt, gesponnen, an Nebengebäuden stukaturt; die Handwerker arbeiteten in dem Speisezimmer. Es gab immer was zu sehen, zu beobachten und bei der Herrin launigem, geistigem Charakter auch etwas zu lachen. Ueberall wusste sie etwas Lustiges anzubringen oder zu erzählen, die schwachen

Seiten zu entdecken und zu benutzen, um einen Scherz daran zu knüpfen. Besonders war dies der Fall bei den Bauern und Domestiken, welche zuletzt, ihre eigene Dummheit merkend, durch ihre Offenheit und Naivetät den Spass verlängerten. Bei dem lebhaften und stets schlagfertigen Geiste dieser Frau, durfte es aber Niemandem beifallen, sich auf ihre Kosten zu rächen — ein solcher wäre übel angekommen; denn ihrem Geiste entsprachen Schärfe und Feuer ihrer Zunge und beides würde man zu fühlen gehabt haben. Wer sie aber genau kannte, wer offen und redlich mit ihr verfuhr, und Vergnügen an ihrer lebhaften, launigen Unterhaltung fand, der hatte nichts von ihr zu befürchten, sondern musste sie schätzen und ihr huldigen.

So ging es uns, wir waren zufrieden mit einander und als wir uns nach zwei Jahren trennten, ging diese Trennung der Baronin sehr nahe und unser Abschied aus ihrem gemüthlichen Hause war fast rührender und zärtlicher, als der aus einem väterlichen es sein konnte. Meine liebe Frau hatte es nicht immer so angenehm, obgleich sie aus Liebe zu mir sich in Alles fügte und mir manche Verdriesslichkeiten verbarg, die unter mehreren ihres Geschlechts und von verschiedenen Charakteren wohl unvermeidlich waren. Ich würde noch manche Begebenheit dieses Aufenthalts in Uchten erzählen, wenn es mich nicht zu weit abführte; ich schliesse daher mit einer näheren Schilderung dieser merkwürdigen, geistvollen, aber wenig beliebt gewesenen Frau.

Sie war einfach erzogen, da man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Lande nicht so viel für weibliche Erziehung that und verschwendete, als jetzt. Ihre Lebhaftigkeit, mit natürlichem Scharfsinn verbunden, hatte sie bald zur Meisterin im Hause ihrer Eltern gemacht. Hier gab es wenig Gelegenheit zur Ausbildung. Nur Gebet- und

Gesangbücher und die Umgebung der Dienstboten. Nichts konnte ihr Geschmack oder Stoff zu jener feineren Bildung geben, deren sie besonders fähig gewesen wäre. Auch die Familien-Besuche waren wenig geeignet, ein junges Mädchen hervorstechen zu lassen. Man lebte zu der Zeit zu vorsichtig, zu altklug, als dass ein junges Frauenzimmer durch Ansprüche oder Umgang hätte in Gefahr kommen können. Die alten Romane waren höchst selten in einem Hause zu finden, französisch wurde wenig gelehrt, dagegen lebte man sittlich, fromm und ein jeder blieb diesem angenommenen Charakter getreu. Daher liebte die Baronin Wrangell auch keine Lectüre, sie sprach und war unerschöpflich — ihr Talent waren einige Volkslieder, die sie auf der Laute spielte. Sie hörte ziemlich gern etwas Harmonisches und Gutes auf dem Clavier, meinte aber ganz richtig, ein Frauenzimmer müsse nicht zu viele Zeit auf die Musik verwenden. Weissnähen, häusliche Arbeiten, Küche besorgte sie mit Rousseau der galanten Cultur vor, daher wenn ein Frauenzimmer von sogenannter Erziehung oder Bildung dahin kam, so konnte sie tagelang dasselbe ins Lächerliche ziehen und jede Blösse oder Affectation, deren es sich schuldig gemacht hatte, wiederholen und an den Pranger stellen. Personen, die Schwachheiten oder Lächerlichkeiten an sich hatten, mussten auf ihrer Hut sein oder ihre Schwächen selbst eingestehen.

Sie besass eine eigene, ich möchte sagen einnehmende Geschicklichkeit, Unbefangene zu durchschauen und sie dahin zu leiten, wohin sie wollte. Sie verwickelte sie in ein anziehendes Gespräch, fragte sie gleich aus, blieb immer ernsthaft, wenn sie unüberlegt sprachen, brachte ihnen ihre eigenen Ideen bei, billigte deren dümmsten Gedanken, kurz — nach zehn Minuten war ein solch guter Mensch ein fertiger Narr.

Es begegnete dieses auch anderen vernünftigen Leuten, wenn sie einige Zeit in Uchten gewesen waren — daher man ihr auch den Vorwurf machte, dass sie das Talent besässe, auch den Vernünftigsten zum Narren umzuschaffen. Ich weiss, dass sehr gebildete Männer als Gäste wohl anfangs sich zusammen nahmen und Stand hielten; sie aber verstand jeden Einzelnen gehörig zu fassen und durch ihre angeborene Lebhaftigkeit, durch ihre ausgebreitete Menschenkenntniss, durch Personal-Schilderungen und launige Anekdoten gar bald für sich einzunehmen, die Unterhaltung zu beleben und interessant zu machen.

Mit ihren Eigenheiten verband sie auch manche gute, moralische Eigenschaften. Armen Leuten half sie mit Nahrungsmitteln und liess arm Verstorbene gut beerdigen, wo es Gelegenheit dazu gab. Sie war freundlich und gastfrei nach alter Sitte, das ist ohne Aufwand. Sie liebte es, jungen Leuten, sowie ihren Hausgenossen ein Vergnügen zu bereiten. Sie nahm lebhaften Antheil an jedem Scherz und war von ihren Töchtern und ihren Untergebenen geehrt und geliebt. Sie gestand offenherzig die Schwächen ihres Geschlechts und wenn, wie im menschlichen Leben, Freuden und Thränen abwechseln, vergoss sie letztere mit Ergebenheit und edlem Schmerzgefühl. Die Leiden, sagte sie, welche eine höhere Hand uns auferlegt, wenn sie auch noch so schwer wären, müsse und könne man immer ertragen. Von unseren Mitmenschen zugefügte Kränkungen aber wären die bittersten und unerträglichsten. Sie lebte noch einige Jahre, nachdem wir ihr Haus verlassen hatten, und starb wahrscheinlich an den Folgen eines Aergernisses, welches auf ihren lebhaften sanguinischen Charakter zu tief gewirkt hatte. Sie starb von mir tief bedauert und behielt unter den merkwürdigen ausgezeichneten Personen, die ich in meinem Leben kennen gelernt

habe, eine bevorzugte Stelle. Ein imponirendes Aeussere, der Glanz ihres schwarzen Auges und reiches schwarzes Haar verriethen den feurigen Geist, der diesen schönen Körper be-seelte. Hätte sie ein gutes Portrait von sich hinterlassen, was leider nicht der Fall, so würde es auch denjenigen zu einer gewissen Bewunderung hinreissen, der nie Gelegenheit hätte, sie persönlich kennen zu lernen.

Ihr verdankte ich meinen längeren Aufenthalt in Mehn-tack, so lange es noch verarendirt war. Mein Schwager Bre-vern, nunmehriger Adels-Marschall, hatte mir zwar die Stelle eines Ritterschafts-Secretair angeboten, ich konnte sie aber nicht annehmen, sondern schlug sie aus, weil ich von Reval entfernt schon drei Kinder hatte, denn meine Tochter Lottchen war noch in Uchten geboren. Ich machte mit meiner Frau und den Kindern im Jahre 1787 die Reise nach Mehntack. Hier gab uns der alte Papa die Wohnung und richtete unser Tischgeräth auf sechs Personen ein. Dieses dauerte beinah ein Jahr oder so lange, bis die Arende von Lagus um war. Nunmehr ging ich mit schwerem Herzen daran, diese Arende für eigene Rechnung zu übernehmen, denn es waren viel Zinsen zu zahlen und das Gut war während einer langen Reihe von Arenden und mehreren Arendatoren sehr herabge-kommen; zudem befürchteten meine Eltern, dass ich bei dem besten Willen die Arende vielleicht nicht würde behaupten können.

Als es im Jahre 1788 zu meiner ersten Ernte kam, be-fanden sich meine Eltern gerade in Mehntack. Man hatte erst zwei Tage Roggen geschnitten, als der Aufseher am dritten beim Frühstück rapportirte, der Schnitt sei beendigt. Mit Wehmuth erfuhr ich, dass dieses Feld von 72 Tonnen Aussaat nur 90 Fuder, und zwar Thäu-Gras, gegeben habe; ich erzählte es meiner Mutter, wie aber sollte ich es dem Papa mit

guter Manier ans Herz legen? Es fand sich eine scheinbare Gelegenheit dazu, indem der Alte proponirte, Nachmittags eine Ausfahrt nach Moisama zu machen. Ich gedachte dieselbe so einzurichten, dass wir das ganze Erntefeld passiren mussten, damit es seine magere Ernte selbst aufweise, und fuhr mit meiner Frau und Mutter als Wegweiser voraus. Mein alter Vater folgte uns in seiner angestammten Muschel-Chaise; als ich aber von dem geraden Wege auf denjenigen abbiegen musste, welcher zu dem Roggenfelde führte, erhielt der Kutscher den Befehl, nur geradeaus zu fahren und so misslang diese Kriegslist und scheiterte an der Klugheit des erfahrenen Kriegers.

Die Sommer-Ernte war in der That sehr mittelmässig und bestand in Allem aus 240 Fudern. Meine ganze Korn-Ernte war kaum 500 Tonnen — davon gingen Saat und Bauer-Vorschuss, der nicht einkam, ab; so dass ich, meinen eigenen Bedarf abgerechnet, etwa 200 Tonnen zum Branntweinsbrand übrig behielt. Um ein Fass täglich bei dreissig Ochsen zu brennen, wozu vier Tonnen täglich aufgingen, hatte ich kaum für zwei Monate Korn, musste also für fünf Monate 25 Lasten hinzukaufen. Das Mästerlohn betrug damals acht Rubel für einen Ochsen, Roggen kam achtzig Rubel und darüber, ich musste also eine Auslage von 2000 Rubeln machen, welches damals viel sagte, wo der silberne Rubel mit dem Banco-Rubel fast gleich war. Ein alter Narva'scher Fleischer, Namens Holm, liess sich zu dieser Mästung kaum bewegen, weil er dem jungen Baron noch wenig Erfahrung in der Kunst zu mästen zutraute. Er besuchte mich und seine Pensionaire sehr fleissig, schalt und tadelte die Mästung — die auch wirklich kein Lob verdiente, indem er krankes Vieh aufgekauft hatte und er über zehn Ochsen und ich das Mästerlohn verlor. Nur durch die Sorgfalt meiner lieben

Frau ward das Uebrige so wie unser eigenes Vieh gerettet. Der Branntwein-Preis war zehn bis zwölf Rubel und so waren meine Kornauslagen kaum gedeckt — ich musste reichlich zwei Drittheil meiner Arende zusetzen.

Man konnte mir diesen Schlag wohl anmerken und mein Körper verkündigte die magere Ernte — aber laut klagen durfte ich nicht, denn es war mein eigener Wille und wie schon erwähnt, hatten meine Eltern selbst Bedenken getragen, mir diese Arende zu geben. Indess schüttete ich meinem Freunde Arvelius mein beklemmtes Herz aus, und dieser offene, biedere Charakter hatte den Muth, meinem alten Vater in meiner Gegenwart einmal zu sagen, dass der Sohn wohl verdiene, unterstützt zu werden und einen Ablass der Arende zu erhalten. Der Alte erwiderte jedoch ohne alle ihm sonst eigene Heftigkeit: „Mein Sohn hat das Gut und ich habe Nichts zu erlassen.“ Wir schwiegen und wurden daran erinnert, dass der Alte, der gut zu leben gewohnt war, welches meiner Mutter viel Sorgen machte, allerdings nichts zu erübrigen hatte. Als das Arende-Jahr überwunden war, sagte er mir einmal: suche, mein Sohn, dich damit fortzuhelfen, dass Du es aus der Erde herauskratzt. Diese lakonische Naivität hat mir oft die Stirn entfaltet, wenn ich bei meiner schweren Arbeit Verdruss hatte.

Die Erde, unsere Ernährerin, und von den Griechen mit Recht unsere Mutter genannt, kann infolge fleissigen, gehörigen Kratzens allerdings viel hervorbringen und hat mit Hilfe der Cultur auch mir geholfen; noch dreissig Jahre lang hat sie mich und meine Kinder ernährt und erhalten. Aber freilich musste ich bei diesem Kratzen auch den Rath eines guten Greises befolgen, des alten Major Wrangell von Erras. Dieser Veteran in der Landwirthschaft hat sein väterliches Gut durch emsige Bearbeitung und starken Dung zu überaus

reichlichen Ernten gebracht und im Werthe gehoben. Besonders durch Weizenbau erwarb er Capitalien hinzu. Dieser Alte, den ich schon in Uchten kennen gelernt hatte, besuchte mich einmal in Mehntack — sah meine mageren Felder und wusste, dass ich's mir dabei sehr sauer werden liess. „Was hilft,“ sagte er mir, „mein Kultsocken (Liebchen), um 3 Uhr Morgens aufstehn und die Felder, die von den Sperlingen bedungen werden, in die Kreuz und in die Quer durchzulaufen! Schlaf bis neun Uhr und gieb ihm brav Dünger, hilft das noch nicht, so gieb ihm Mauschellen.“ Letzteres hiess das Feld Fuder an Fuder mit Mist belegen. Er forderte dazu einen starken Stroh-Ankauf, dem man Alles aufopfern müsse, und man wusste, dass er mehrmals von seinen listigen Bauern sein eigenes Stroh ankaufte und gut bezahlte. Er sass einmal bei seiner Schwägerin, der Wrangell von Uchten, auf einem Sopha im Saale derselben gegenüber und seufzte, die Pfeife im Munde, oft und tief. „Was ist Ihnen, Brüdern,“ fragte diese scharfblickende geistreiche Frau! „Schwesterchen, Stroh!“ — dieses letzte Wort hatte der Alte so gedehnt und schwermüthig ausgesprochen, dass sie die Bitte wohl verstand, ihm zu erlauben, dieses Stroh in Uchten anzukaufen, wo man es reichlicher als bei ihm in Erras haben konnte.

Der Lehren dieses alten Mannes eingedenk, hielt ich es mit dem Stroh und dies ist mir sehr zu Statten gekommen; doch konnte ich nur sehr langsam zu besseren Ernten gelangen; da ich weder Mittel noch Muth genug hatte, mit fremdem Gelde grosse Auslagen zu machen, die nicht so geschwinde reichliche Früchte bringen.

Es vergingen wohl sechs Jahre, ehe die Mehntack'schen Felder leidliches Korn trugen — und ich kann von dieser Periode nicht viel mehr sagen, als, es waren Jahre der Arbeit und der Sorgen — ich hatte ausser der Wirthschaft viel zu

bauen, der Bauernschaft auszuhelfen, meine Eltern und Kinder zu versorgen — doch Hoffnungen und Aussichten mehrten sich und so kam es, dass ich mit Hilfe meiner thätigen Frau in dieser eben nicht sehr dankbaren Wirthschaft ausharrte.

Nebenbei liess ich es an Unternehmungen nicht fehlen. Mit dem Gelde meiner Frau und meinem Credit löste ich das Gut Kallina, welches mein Vater an Capitain Krusenstern verpfändet hatte, ein. Hier hielt ich eine Mästung von vierzig Ukrain'schen Ochsen und brannte 200 Fass Branntwein — denn es war ein kleines Gut von fünf Haken und ich musste also viel Korn bald mit Gewinn, bald mit Verlust ankaufen, auch immer eine Krons-Branntwein-Lieferung nehmen, denn niemals habe ich mir den Vorwurf zu Schulden kommen lassen, einen gesetzwidrigen Handel wissentlich zu treiben oder treiben zu lassen. Ungeachtet des Zuwachses meiner Familie bestritt ich alle meine häuslichen Ausgaben, bezahlte meine Zinsen und legte bisweilen auch etwas zurück.

Zu besonderer Genugthuung gereichte es mir, die Arende meinem Vater prompt entrichten zu können — denn nichts wäre mir schmerzlicher gewesen, als damit im Rückstande zu bleiben. Wir besuchten die Eltern bisweilen in Narva, jedoch waren diese Ausflüge mehr melancholisch als gemüthlich. Der alte Papa litt an Gicht und Podagra und brach in Seufzen und Wehklagen aus, besonders wenn man mit ihm allein war. Die alte Mutter hatte seit dreissig Jahren an Kopf- und Nerven-Krankheit gelitten und konnte nichts weiter dabei thun, als in die gerechten Klagen einstimmen. So verlebten beide Alten ihre wechselseitigen Schmerzen und körperlichen Gebrechen, unter zunehmender Altersschwäche und unter dem Drucke des spärlichen Auskommens — denn da der Alte immer gesellig und gut leben musste, war es eine wahre Quälerei, gehörig auszukommen; und es ist wohl einem Jeden

zu rathen, sich der Lebensbedürfnisse nicht zu viele anzugewöhnen, wenigstens nicht mehr und nicht kostbarer, als man deren befriedigen kann.

Ehe ich weiter gehe, darf ich nicht vergessen, zu erwähnen, dass mein drittes Decennium mit den ersten Jahren meiner Mehntack'schen Wirthschaft sich endigte, und dass nunmehr ein neuer Zeitabschnitt beginnt.

Viertes Decennium.

Mein alter Vater, der seit einigen Jahren sehr an Kräften abgenommen hatte, näherte sich mit desto schnelleren Schritten dem Ziele seines Lebens. 1798 war sein Sterbejahr. Er gönnte mir das Glück, ihn bis zu dem entscheidendsten Augenblick seines Daseins noch pflegen zu können und ihm seine Arznei zu reichen, besonders in der Nacht. Stets rechne ich es mir zur Ehre, noch diesen letzten Beweis seines Zutrauens erfahren zu haben. Er starb, dieser mein verehrter Vater, ohne schriftliche Verfügungen und liess sich nur verlauten, dass nach seinem Tode alles im gegenwärtigen Zustande verbleiben sollte. Seinem Andenken bin ich eine kurze Lebensbeschreibung schuldig, welche namentlich meinen Kindern nichts weniger als gleichgültig sein wird.

Im Jahre 1718, also nur acht Jahre, nachdem Peter der Grosse diese Küstenländer seinem Scepter unterworfen, war mein Vater auf dem in Livland belegenen Gute Rosenhof geboren worden. Sein Vater war der Königlich Schwedische General-Major und Landrath Otto Fabian von Rosen, der nach einer kriegerisch bewegten Jugend in Rosenhof sein Alter in Ruhe und Zurückgezogenheit verlebte. Dieser hatte seine Gemahlin, Barbara Baggo, ein armes Fräulein, wegen ihrer Häuslichkeit lieb gewonnen. Er sah sie einmal im Kohlgarten arbeiten, und ihr Fleiss, mit dem sich die altväterlichen Tugenden vereinten, war der Beweggrund, ihr seine

Hand zu bieten. Sie hielt seine Bewerbung für Scherz, denn sie war arm und eine Waise, und wagte nicht, an einen reichen, angesehenen Freier zu denken. Bald aber erklärte er sich bei ihren Pflege-Eltern und so wurde sie von dem Ernstē seines Antrages überzeugt. Unter den fünf Söhnen meines Grossvaters war mein Vater Georg Woldemar der älteste. Alle fünf Brüder widmeten sich dem Militair, und mein Vater war Adjutant bei dem zu seiner Zeit berühmten Feldmarschall Keith, dem Jugendfreunde Friedrichs des Grossen. Ein anderer Bruder, Hans, war Adjutant beim Feldmarschall Grafen Lasky, ein dritter nahe daran, Adjutant bei Peter III. zu werden. Der jüngste Sohn, Karl Gustav, war Obrist und Kammerherr bei diesem Monarchen.

Mein Vater und seine Brüder hatten alle eine altväterische, sehr strenge Erziehung genossen. Sie mussten aufstehen, wenn der Alte eintrat, und ehrerbietig ihm die Hand küssen. Bei Tische wurde erst gebetet; stehend assen sie dann von der ersten Speise, dann mussten sie sich entfernen. Kaffee und Thee waren gänzlich untersagt und wurden nur heimlich Sonntags im Rosenhoff'schen Wallgraben getrunken. Die Zeitungen mussten ins Lateinische übersetzt und dem Alten übergeben oder vorgelesen werden. Sonntags wurde fleissig Predigt gelesen und gesungen und mein Vater hatte daher eine vorzügliche Kenntniss der Melodien damaliger Gesangbücher. Ungeachtet dieser Lebensweise waren die Herren Söhne nicht nur sehr heiter und launig, sondern erlaubten sich auch mancherlei Unarten und Streiche. Ich werde einige erwähnen, wie mein Vater sie mir anvertraute, nachdem ich den Faden seiner eigenen Geschichte erst abgewunden habe.

Mein Vater war von heiterer, witziger Laune, daher liebte er auch die Geselligkeit und wusste die Gesellschaft zu beleben. Im Dienste des Feldmarschalls Keith, der ihm wegen

seiner Lebhaftigkeit und Brauchbarkeit als Secretair sehr gut war, erwarb er sich Welt- und Menschenkenntniss. Als aber Keith den Russischen Dienst verliess, hielt mein Vater es für rathsamer, dem Militair zu entsagen. Er war einige 30 Jahre alt, als er seinen Abschied als Capitain erhielt. Er lebte einige Jahre etwas locker, verheirathete sich dann aber mit der Tochter des Herrn Assessor von Rosenkampf, meiner lieben Mutter. Sie war nicht reich, aber die einzige Tochter eines ökonomischen, rechtlichen Hausvaters, der seinen beiden Söhnen eine gute Erziehung zu geben wusste. Mein Vater hat als Bräutigam nach damaliger Zeit viel Staat gemacht. Er hielt einen Läufer, einen Jäger, eine schöne Garderobe und zwei gute Köche. Die Empfehlung seines Vaters und sein eigenes für ihn sprechende Aeussere setzten ihn ungefähr im 36. Jahre seines Alters in den Besitz dieser Lebensgefährtin.

Mein Grossvater trat ihm zuerst das kleine Gut Kallina ab; nach einigen dort sehr glücklich verlebten Jahren gab er ihm auch Mehntack zur Bewirthschaftung, und durch seinen bald erfolgten Tod zum Erbtheil.

Ich war die dritte Frucht dieser Ehe. Aber meine Geschwister wurden gleich mir mehrentheils fremder Aufsicht anvertraut, denn es war meinen Eltern nicht zur Natur geworden, sich in Kallina beständig aufzuhalten. Sie machten vielmehr sehr häufige und lange Besuche bei Eltern, Schwiegereltern und Verwandten. Diese Vorliebe für Abwechslung, Geselligkeit und Reisen verblieb meinem Vater bis in sein spätestes Alter.

Es wurde damals sehr langsam und bequem gefahren, da die Pferde höchstens 40 oder 48 Werst täglich zurücklegen durften und so gut gefüttert wurden, dass sie sich unterwegs noch besser als in ihrem Stalle befanden. Die Besuche selbst

dauerten womöglich Wochen lang, obgleich mein Vater das Sprüchwort liebte: Ein Gast wird nicht älter als drei Tage. Dabei litten der Wirth und seine Gäste oftmals Langeweile und wir Kinder mussten in den Gastzimmern zu untergeordneten Beschäftigungen unsere Zuflucht nehmen.

Nach Reval reiste mein Vater nur ein einziges Mal, und zwar allein. Der alte Prinz von Holstein, damaliger General-Gouverneur von Estland, hatte ihn zum Beilager seiner Tochter mit dem Fürsten Bariatinsky als Marschall eingeladen. Er hatte dort die Honneurs gemacht und kam mit zwei goldenen Schleifen und zwei goldenen Tabatièren zurück, von denen mein Schwager Anrep eine und ich die andere erhielt. Auch machte mein Vater einmal die Reise nach Riga, von der er aber viel weniger zurückbrachte, weil er eines Processes wegen reisen musste.

Waren wir auf dem Lande allein und ohne Besuch, so war der alte Herr immer beschäftigt. Er malte, schrieb Noten und ganze Bücher ab, spielte Contrabass, auch bisweilen eine Flöte, welche den Beinamen *douce* oder *à bec* führte. Im Sommer beschäftigte er sich mit Anlegung des Gartens. Alle Bäume sind von ihm gepflanzt worden und er ist der Schöpfer dieses Parks, dessen Boden ich als Feld und Weide gekannt zu haben mich erinnere. In den langen Winterabenden wurde Musik gemacht. Meine Lehrer, besonders Krause, bliesen die Flöte, wozu der Vater den Bass spielte, oder eigentlich schlug, denn die Musik war damals und besonders auf dem Lande, wo es nur alte Noten gab, im Zustande völliger Kindheit. Als ich etwas Violine spielen konnte und die Flötenspieler nicht mehr da waren, musste ich meines Vaters Flöten-Solos und Sonaten auf mein Instrument übertragen — glücklicher Weise spielten wir beide aber nur unter uns. Die Göttin dieser himmlischen Kunst wird

es uns verzeihen, wenn wir sie so oft entweiheten, viele Noten wegliessen und mit eigenen Tönen einen Unfug trieben, den nur die Noth entschuldigen konnte. Mein Vater meinte oft, die Violine sei nicht gut gestimmt, und ich war oft mit meinem Solo fertig, wenn der Alte noch um mehrere Tacte nachhinkte.

Jedoch war diese Kunst keineswegs unsere ausschliessliche Beschäftigung, vielmehr musste ich meinem Vater auch behilflich sein, die Zimmer auszumalen. Zeichnungen mit Schatten und Licht waren nicht seine Sache; er malte mit dem grossen Pinsel Dächer und Häuser, Fenster, Thüren und Oefen und vergoldete im Innern alle Leisten, auch die der Oefen. Von diesem edlen, aber glücklicher Weise unechten Metall ging so viel im Mehntack'schen Hause auf, dass unser Commissionair in Dorpat, Herr Peuker, meinem Vater einmal schrieb: Herr Baron, Sie machen das Gold hier so rar, dass ich nicht weiss, wo ich es noch hernehmen soll.

Kamen Gäste, so wurde Alles in einen gewissen glänzenden Zustand versetzt, namentlich wenn es Gäste von Distinction waren, wie z. B. die alte Herzogin von Kurland, Baron Tscherkassow u. A. An Bedienung fehlte es nicht, wir hatten einen gelernten Läufer, Mart, einen alten Russen, Silka, der den *Maitre d'hôtel* vorstellte, einen Jäger und drei bis vier Bediente, denen der Hofs-Verwalter und die Stalljungen noch oft zu Hilfe kommen mussten. Die Tafel war zwar nicht, wie die damalige Sitte forderte, mit Desserts und künstlichen Blumen verziert, sondern mit sehr schmackhaften Speisen besetzt, und der Keller lieferte einige seltene Weine.

Als die Herzogin von Darmstadt mit ihren Töchtern durchreiste, deren eine an den Grossfürsten, späteren Kaiser Paul vermählt wurde, wurde sie in unserm Hause glänzend

aufgenommen. Mein Vater hatte im Speisezimmer ein Transparent mit ihrem Namenszuge aufstellen und mit dem Verse:

Es grüne und blühe Darmstadt's Haus,
Ruf' heut' ein Jeder mit mir aus!

verzieren lassen. Das Speisezimmer, die Malerei, die Devise, Alles war grün decorirt und mit hohen Lichtern und Palmen geschmückt, zur grossen Zufriedenheit des Herzoglichen Reismarschalls und Darmstädtischen Kammerherrn Baron Riedesel.

Die Herzogin, eine gescheidte und gebildete Dame, begrüßte ich mit einer feierlichen französischen Anrede, die mein Lehrer Krause aufgesetzt hatte. Sie musste es der Absicht wegen gut aufnehmen und sagte mir beim Abschiede die Worte: *›Soyez utile à votre patrie!‹*

Dafür, dass die Leute in alter Zeit sehr viel heiterer und frischer waren, als in unserem Jahrhundert, muss ich noch eine Anekdote aus der Jugend meines Vaters anführen. In der Nachbarschaft meiner Grosseltern lebte eine alte Dame, die mein Grossvater noch vom schwedischen Hofe her kannte, da sie Hofdame der Gemahlin Carls XI. gewesen war. Diese Dame wurde auf einem Nachbargute zu einem Diner erwartet. Kurz vor dem herrschaftlichen Hause musste sie eine Brücke passiren. Als der Galawagen des Hoffräuleins über die Brücke fährt, fällt diese ein, und mit ihr die ganze Gala-Equipage. Man schickt Hilfe und Alles steht voll Staunen und Schrecken auf der Haustreppe. Das Wasser hebt das Hoffräulein empor, und sobald dieses auf der Oberfläche, von seinem Reifrocke unterstützt, erscheint, verbeugt es sich vor der Gesellschaft. Sie verschwindet und das Wasser hebt sie wieder, und sie wiederholt ihre Verbeugung, mit dem Fächer in der linken Hand winkend — bis sie endlich gerettet und getrocknet wird. Nach einer halben Stunde aber erscheint sie wieder und wohnt hof- und standesgemäss dem Mahle bei.

An munterer Laune wurde mein Vater noch beträchtlich von seinem Bruder Hans, dem Adjutanten des General-Feldmarschalls Grafen Lascy übertroffen.

Der alte Feldmarschall war in späterer Zeit sehr stumpf, namentlich höchst abergläubisch und zerstreut geworden. Gewöhnlich sass er den ganzen Tag in einem Saale des Schlosses zu Riga, in welchem sich ein alter ungebrauchter Kamin befand. In den Rauchfang dieses Kamins gab sich der Onkel Hans, Lascy's Adjutant, einmal die Mühe, mit einer Violine hineinzusteigen, und als der alte Graf allein da sass und vor sich hinsah, einige Töne anzugeben. Der Alte wurde immer aufmerksamer, je öfter sich diese Töne wiederholten, bis er in Unruhe und Bewegung seine Frau aus dem Nebenzimmer ruft, damit sie es auch vernehmen möchte. „Ich höre nichts,“ sagte sie, denn die Violine schwieg. Kaum aber ist sie weggegangen, so wird wieder ein Ton angegeben und leise wiederholt. Der Alte ruft seine Frau wieder und da sie nichts vernimmt, schalt sie den Gemahl wegen seiner Einbildung. Die Violine wird sanft berührt, der Alte merkt es, ruft die Domestiquen zu Zeugen. „Hört, hört — und das Instrument ist still. So trieb es der Schalk im Kamine noch weiter, wo er Alles hören konnte, was im Saale vorging, bis er es für rathsam fand, durch dessen Rauchfang wieder herauszusteigen. Der Alte erzählte diesen Vorfall den andern Morgen seinen versammelten Adjutanten, welche, obgleich sie den Zusammenhang des Scherzes kannten, ernste Gesichter behalten mussten. So harmlos war damals das Verhältniss zwischen einem Feldmarschall und seinen Adjutanten.

Mein alter Vater, der gern mit grossen Herren umging, erlaubte sich auch mit diesen manchen sarkastischen Scherz. Einmal besuchte er in St. Petersburg den alten Naryschkin, der, gerade auf seiner Violine spielend, keine Notiz von dem

Besuche nehmen wollte. Mein Vater wartete eine Weile, als der Fürst sein Spiel aber nicht einstellte, sondern eine Menuette begann, fing mein Vater Menuett zu tanzen an. Dieses frapirt den Wirth, der muthwillige Gast aber tanzte fort, bis ihm der Wirth die schuldige Aufmerksamkeit vergönnte. Indess gefiel demselben diese Scene und er erzählte sie sogar bei Hofe.

In Privatgesellschaften war ich oft Zeuge der witzigen Propos und Antworten meines alten Papa. Der Ton war damals in unserem Lande anders als heutzutage — man war ungenirter und heiterer. So waren wir vor vielen Jahren in einer Gesellschaft zu Dorpat, in welcher der alte Rittmeister von Liphart in seiner betressten Garde-Uniform aus uralter Zeit erschien. Mein Vater begrüßte seinen ehemaligen Corpskameraden mit den Worten: „Bruder, wie bist Du gewachsen?“ „Nun, wie sollte dieses zugehen?“ sagte der 74jährige Jugendfreund. „Ja,“ sagte mein Vater, „Deine Uniform ist Dir ganz knapp geworden.“ Der Alte und die ganze Gesellschaft lachten überlaut, denn nach dem alten Schnitt sah die Uniform auch wirklich wie verwachsen aus.

Wir waren in einer grossen Abendgesellschaft, wo die Wirthin den Kaffee selbst einschenkte und bei ihrem bekannten Geiz einen Jeden fragte, ob er mit oder ohne Schmand trinken würde. „Die ersten zwölf Tassen,“ erwiderte mein Vater, „mit Schmand, die anderen zwölf Tassen aber ohne.“

Wie toll die Laune meines Onkels und wie leicht und heiter der Ton des 18. Jahrhunderts war, dafür muss ich noch einige Züge anführen, die späteren Lesern vielleicht unwahrscheinlich erscheinen werden, aber völlig beglaubigt und charakteristisch sind. Der alte Feldmarschall hatte das Unglück, bei dem Rückzuge aus der Türkei seinen Sohn durch eine Krankheit hinweggerafft zu sehen. Von Schmerz

durchdrungen sass er Tage lang in seinem Zimmer da, in stummer Verzweiflung vor sich hinsehend. Nach einigen Tagen liess er seinen Adjutanten vor sich kommen und sagte ihm, das Gesicht mit den Händen bedeckend: „Rosen — geh zu allen meinen Freunden, namentlich zur Gräfin l'Estoque, zum General von Campenhausen u. s. w., sage ihnen, dass ich meinen Sohn verloren habe, schildere ihnen meinen Schmerz und sage, dass ich untröstlich bin. Du musst das mit der gehörigen Trauer-Attitüde ausrichten, mir nachher berichten, was ein Jeder darauf Dir erwiedert hat!“ Rosen liess sich einen schwarzen Trauerrock machen, wie ihn die Magister tragen und setzte eine Alonge-Perrücke auf, von welcher lange Locken herabhingen. In diesem Aufzuge notificirte er sehr poetisch und wehklagend den Tod des jungen Lascy; da man aber Rosen und seine Schalkheit bald erkannte, so endete jede dieser Notificationen mit dem Gelächter des Condolirenden. Nachdem Rosen alle seine Besuche so abgestattet hatte, erscheint er im Traueraufzuge vor seinem General, der noch immer in der früheren kummervollen Attitüde, den Rücken gegen ihn gewendet, dasitzt. Rosen macht alle die Personen namhaft, denen er die Trauerkunde auf das Rührendste hinterbracht habe. „Und was sagten sie zu meinem Schmerze?“ fragte der Feldmarschall. „Sie lachten,“ antwortete Rosen. „Wie, sie konnten dabei lachen?“ „Ja, fast Alle, auch die Gräfin l'Estoque.“ Plötzlich wendet der Alte sich um und wird der komischen Magisterfigur gewahr, die vor ihm steht. „Ja, so ist's kein Wunder mehr und Du verfluchter Kerl bist der Erste, der mich in meinem tiefen Grame zum Lachen bringt.“

Onkel Hans gab natürlich sehr viel Geld aus, so dass mein Grossvater der steten Geldforderungen überdrüssig wurde und ihm durch seine Mutter schreiben liess, er würde ihm

von nun an nichts mehr geben. Der Sohn wusste das weiche Herz seiner Mutter zu rühren und bat, sie möchte dem Alten nur noch die Bitte vorlegen, dass er seine silbernen Rubel für Rechnung des Vaters in Reichsthaler umwechseln dürfe. Die Mama nimmt eine günstige Stunde wahr. „Was kann Hans viel zu wechseln haben, er, der niemals Geld hat,“ denkt der Vater. Der Cours stand nicht hoch und der Alte willigt ein, schreibt dem Commissionair aber, er möge dem Major Rosen nur so viel Thaler geben, als er baare silberne Rubel vorzeigen möchte. Rosen geht zum Feldmarschall und bittet diesen, ihm die Casse auf eine Stunde anzuvertrauen. „Dir und Casse!“ erwiderte der Feldmarschall lachend. „Nun, so geben Sie mir einen Officier und zwölf Grenadiere mit, ich bringe mich und das Geld in einer Stunde zurück, und Sie erweisen mir eine Wohlthat, die Ihnen nichts kostet.“ Lasey giebt die Begleitung in gemessener Ordre, Rosen erscheint mit einem Wagen voll silberner Rubel beim Commissionair und lässt die Säcke öffnen. „Das Zählen würde sehr viel Zeit nehmen,“ sagt der Commissionair, „wie viel Rubel sind denn da.“ „Nur zwanzig Tausend,“ sagt Rosen. „Da lässt sich der Cours doch leicht berechnen und Sie werden mit einem geringen Agio zufrieden sein, damit Ihr alter Vater nicht zürnt. Da haben Sie fünf Procent und wir sind aller Weitläufigkeit enthoben.“ Rosen nimmt das Anerbieten des Commissionairs an, dankt seiner Mutter und segnet die Wohlthat seines Vaters. Der Commissionair meldet den vortheilhaften Cours, zu welchem er das gewünschte Wechselgeschäft abgemacht habe. Der Papa aber geräth ausser sich und verflucht in einer leidenschaftlichen Stimmung den Sohn und macht der Mutter und dem Commissionair bittere Vorwürfe. Dass nun nichts mehr von Geldunterstützungen passiren würde, sagten dem Onkel Hans alle die Kameraden, mit denen er seinen Thalercours fröhlich

getheilt hatte, voraus. „Wollt Ihr wetten,“ sagt Rosen, „der Alte schickt mir doch noch sechshundert Rubel.“ Es wird um zweihundert gewettet und Alle sind Zeugen.

Rosen schreibt einen Brief im Namen des Regiments-Adjutanten an den Herrn General-Major und Landrath Otto Fabian von Rosen, worin er ihm den tödtlichen Hintritt seines Sohnes, des Adjutanten Major Hans Rosen, meldet und zu dessen standesmässiger Beerdigung wenigstens 600 Rubel verlangt. Der Brief kömmt an, der Alte liest, die Mutter weint Thränen mütterlicher Liebe und nachdem der Alte einige Zeit sinnend vor sich hingesehen, sagt er: „Dieses letzte Opfer konnte nicht in meinem Fluche inbegriffen sein. Er muss doch standesmässig beerdigt werden und Gott verzeihe ihm!

Ja, Gott verzeihe es Dir, Du schon lange verstorbener Onkel Hans!

Bald nach diesem letzten seiner zahllosen Streiche war der übermüthige Major wirklich todt.

Ein anderer Bruder meines Vaters, verabschiedeter Garde-Obrist, war ein vortrefflicher Reiter gewesen und besass einen Tiger-Hengst, den er besonders abgerichtet hatte und Derissa nannte. Sobald dieses Wort ausgesprochen wurde, ging das Pferd auf jeden Mann, auf welchen der Reiter es hinlenkte, los, um ihn mit Zähnen und Hufen übel zuzurichten. In Narva, wo er nach seiner Verabschiedung lebte, hatte mein Onkel die Bekanntschaft mit einer hübschen Schlächterstochter gemacht, die aber bereits Braut war und deren Beziehungen zu meinem Onkel daher die Eifersucht ihres Bräutigams, auch eines Knochenhauers, erregten. Dieser beredete sich mit einigen anderen Gesellen, dem Obristen aufzulauern und ihn tüchtig zuzudecken. Als Rosen durch das dunkle Stadtthor reiten will, fällt einer der Verschworenen dem Pferde in die

Zügel und die Anderen wollen den Reiter herunterreissen. Das Wort „Derissa!“ versetzt das muthige Ross aber in ein so kriegerisches Feuer, dass der Bräutigam und Consorten unter des Helden Arm sehr übel weggekommen und der Feind bald in die Flucht geschlagen wird. Mein Onkel wurde dafür beim Commandanten, Brigadier Stein, verklagt, dieser aber verwies die Sache an den Magistrat, welcher die Unvorsichtigkeit beging, den durchaus nicht zu seiner Competenz gehörigen Obristen Rosen vor seinen Richterstuhl zu citiren. Er erschien — aber zu Pferde und soll sowohl die Richterstühle als die Perrücken der Herren sehr in Unordnung gebracht haben. Es lebte zu meiner Zeit noch sein Bedienter, Otto Treu genannt, der als Reitknappe mit in den Sitzungssaal hineingeritten war. Ich selbst kann mich dieses Otto Treu kaum erinnern, aber als ich viele Jahrzehnte später das Gut Kallina einlöste, erschien der Kubjas Simmo mit grünplüschener Weste vor mir und als ich fragte, woher dieselbe stamme, sagte man mir: „Es ist noch eine Weste von Otto Treu.“

Geizhalse und Knauser waren die häufigste Zielscheibe seines Witzes, deren lächerliche Seiten auszubeuten ihm besonders gelang. Er erzählte oftmals und immer so, dass man sich die Seiten halten musste, die Anekdote eines Barons, der ihm zu Mittage Strömlinge und Lungmus vorgesetzt und dabei genöthigt und gesagt hatte: „Essen Sie doch, das kann nicht ein Jeder haben.“ Nach dem Essen sollte eine Branntweinsfuhr nach Riga abgefertigt werden. — Es geschieht. Als aber die Leute schon die Riege passirt sind, fällt es diesem frommen Manne ein, dass die Leute vor der Abfuhr noch nicht sein Gebet vernommen hatten. Er liess sie also alle umkehren, versammelt die Leute im Gehöfte alle um sich herum und betet ganz laut: „Lieber Gott, Du siehst, dass

ich meinen Branntwein nach Riga abfertigen will! Andere bekommen nur sechs Thaler, gütiger Gott! Lass mich doch acht Thaler erhalten, und bei diesen acht Thalern schlägt er die Hände zusammen, hüpfert herum und wiederholt mit gefalteten Händen: acht Thaler, lieber Gott! acht Thaler! Dieses Gebet mit seinem Vor- und Nachspiel konnte er, ohngeachtet seines Podagras, so urkomisch und lebendig vorstellen, dass, als er ein paar ehrbare Gäste beim Schlafengehen damit unterhielt, diese noch den andern Morgen über Seitenstiche klagten.

Einmal begleitete ich meinen Alten auf seiner Reise nach Rosenhoff, in dessen Nachbarschaft er einen Jugendfreund Namens von Ludwig, genannt Brisemann von der Neuting, besuchte — mit welchem ebenfalls sehr geweckten Kameraden er in früheren Jahren so manchen losen Streich ausgeführt hatte. Kein Wunder, dass mein Alter noch jetzt sich nicht enthalten konnte, einen Scherz zu versuchen, da wir uns seinem Gute Vierenhoff näherten. — Er trug mir auf, in unserem Wagen so viel Fliegen zu sammeln, als es an den Fenstern möglich war, ich brachte sie lebendig in eine Tüte von Papier und mein Vater that das nämliche. Als wir vor der Hausthür vorfuhren, kam uns der Wirth, ein alter hochgewachsener Mann, auf der Treppe entgegen, und als er seinen Jugendfreund erkannte, rief er voll Erstaunen: „Woldemar! wo Teufel kömmt Du her, bist Du noch der tolle Rosen?“ „Ich wollte Dich noch 'mal wiedersehen,“ sagte mein Alter; „auch habe ich Dir etwas mitgebracht,“ indem er diesem, der ein abgesagter Feind von Fliegen war, beide Tüten in der Stube übergab. Zwei Mädchen standen mit Handtüchern an der Stubenthür, um diese Insekten abzuwehren, und auf Tischen und Fenstern sah man die ledernen Fliegenklatschen. Kaum hatte der Alte die Tüte geöffnet, als die Gefangenen

brausend herausflogen und sich zahlreich in seiner Stube niederliessen. „Ja,“ sagte der alte Ludwig, „Du bist doch immer noch der tolle Woldemar!“ — und dieser konnte sich innig an dem Aufruhr, der nun im Hause entstand, ergötzen, sowie an dem Gesichte dieses Brisemann, dessen feurige Röthe noch intensiver wurde und mir bei seiner ritterlichen Gestalt mehr Furcht als Uebermuth einflösste. Beide Alten wurden aber bald wieder vertraut, — wir blieben noch den ganzen folgenden Tag in Vierenhoff — und erzählten sich beide so Manches aus ihrem Leben, jedoch nicht ohne einen Anflug von Zurückhaltung, da ihrem höheren Alter Reiz und Wärme ihrer vormaligen Laune fehlte. Unser Wirth zeigte uns in seinem Vorhause die Häute aller Bären, Wölfe und Füchse, die er erlegt hatte und womit die Wände behangen waren. Mein Vater, der die Jagd nicht liebte, machte allerhand Glossen zu diesen Häuten wilder Thiere, ich aber war ein aufmerksamer Zuhörer und Zuschauer. Den dritten Tag und als der Wagen da war, nahmen die Greise von einander und auf immer Abschied. Als indess mein Alter in den Wagen steigen wollte, kehrte er plötzlich um, unter dem Vorwande, die Pfeife zu holen — er winkte mir, ihm zu folgen, und während unser Wirth noch vor der Hausthür stehen blieb, um wahrscheinlich unsere Pferde zu besehen — wurden in einem Nu Tisch und Stühle, und eine mit Kalterschaale halbgefüllte silberne Kanne umgekehrt. Wir kamen schnell wieder zurück, die Alten umarmten sich nochmals, und wir fuhren davon. Der alte Ludwig fand die Bescheerung und mein Alter konnte über einen solchen Abschied sich wieder herrlich ergötzen.

Diese wenigen Züge seines Charakters sind ein Spiegelbild der naturwüchsigen Sitten seines Zeitalters. Wie verschieden von den unsrigen! Wir sind nicht mehr dieselben

Menschen, wir haben eine andere Bildung, andere Sitten, andere Forderungen. Es ist wahr, wir sind in der Gesellschaft weniger steif, in Kleidung und Betragen weniger abhängig, aber nicht so froh, nicht so genügsam mit uns und Andern. Die Erziehung, die uns verfeinert hat, macht grosse Anforderungen und erstickt Natur und Einfachheit. Sonst konnte ein junges Frauenzimmer mit einigen kleinen deutschen Arien eine ganze Gesellschaft aufmuntern, eine leichte Sonate am Clavier ging für musikalisches Talent in das Ohr der zufriedenen Zuhörer. Aber Welch' einen Aufwand fordert das Vergnügen heutiger Geselligkeit! — Einen Flügel von sechs Octaven, aus Wien oder Petersburg, wer spielt nicht Steibel'sche und Kramer'sche Sachen. Was muss ein junges Frauenzimmer für Fleiss und Talent beweisen, was muss sie für Sprach- und Literaturkenntniss verrathen, wenn sie unter die Gebildeten gerechnet sein will. Das Wort Bildung selbst war damals neu und fremd; gut, drall, schmuck waren Ausdrücke von Empfehlungen und hinreichend zu den besten Eröberungen.

Nachdem ich mehrere Jahre meiner Familie und meiner Wirthschaft gelebt hatte, brachte mir die Post zu meiner Ueberraschung einen gerichtlichen Brief; ich öffnete ihn und fand darin, dass das Landraths-Collegium mich zum Hakenrichter in Allentacken ernannt und berufen hatte, — ein mir ganz neuer Wirkungskreis. Ich war darauf bedacht, das mir anvertraute Amt mit Ehren zu verwalten. Der damalige Gouverneur Langel bezeugte mir oft seine Zufriedenheit, er besuchte mich bei jeder Besichtigung des Gouvernements und versicherte mich seiner Freundschaft. Nachdem so unter Kaiser Pauls Regierung drei Jahr verflossen waren, wurde ich von jenem Collegio und von meinem Kreise gebeten, noch drei Jahre zu bleiben. Ich war schwierig und stellte meine

Gründe vor; der Gouverneur und eine Deputation vom Oberlandgerichte wiederholten jedoch ihre Bitten; ich bekam ein sehr schmeichelhaftes Schreiben aus dem Oberlandgerichte, welches mich bewegen musste, in meinem Amte noch auszuharren. Die Regierung Alexanders, dieses menschenfreundlichen, Weisheit athmenden Monarchen, erleichterte die Ausübung meiner Pflichten und setzte an Stelle der Furchtsamkeit ein gewisses Vertrauen, welches dem Arbeitenden und Verantwortlichen Muth in seine Unternehmungen und Gedeihen in der Ausführung gewährte.

So habe ich dieses Amt über fünf Jahre verwaltet und bereue es nicht. Die Beschwerden und Sorgen wurden durch die Zufriedenheit meiner Obern und die Hülfe und Theilnahme meiner Mitbrüder im Districte ausgeglichen; meine Kanzlei, meine Berichte und Vorstellungen fanden Beifall. Die Regierung forderte mich sowie meine Collegen auf, zu jedem Berichte von Folgen das eigene Sentiment beizufügen, und diese überhaupt zu billigende Maasregel verschaffte mir Gelegenheit, keinem meiner Nebenbuhler nachzustehen.

Nur einmal brachte eine heftige Aufregung und ein anderesmal ein widriges Ereigniss mir Sorge und Verantwortung, welche Vorfälle ich in der Kürze erzählen werde. Ehe ich dazu komme, finde ich, dass wieder zehn Jahre von meinem unbedeutenden Lebenswandel verflossen sind und dass ich mit dem Jahre 1799 das fünfte Decennium beginne. —

Fünftes Decennium.

Diese Periode wurde mir wichtiger, da meine Kinder heranwuchsen — einige das väterliche Haus verliessen, und der Sorgen zwar nicht weniger, aber manche Erfahrungen gemacht, manches Urtheil gereift und manche Anlagen ihrer Bestimmung näher gebracht wurden. Einem jedem Manne und besonders dem Landwirthe ist es zuträglich und ehrenvoll, nicht nur sich und seiner Familie, sondern auch dem Staate oder einem Theile desselben ein Opfer zu bringen. So lange man von den Seinigen nicht zu weit entfernt ist, lässt sich eigenes und Landes-Interesse vereinigen. Nur öftere Reisen und Abwesenheiten machen den Dienst kostbar und da Estland seine Richter bis auf den Landrath nur mit ihrem eigenen Ehrgeize besoldet; so sind alle Richterstellen bis dahin nur Posten der Ehre und des Zutrauens, nicht aber des Gewinns oder des Interesses.

Daher tritt ein jeder von uns seine Dienste für dieses Vaterland mit uneigennütigen Gesinnungen an, er wird geachtet. Selbst der Reiche und Wohlhabende schlägt auch ein geringeres Amt nicht aus, weil es ihm gleiche Ansprüche auf Uninteressirtheit, Genugthuung und höhere Beförderung eröffnet. Dabei werden kleine Versehen oder Irrthümer weniger angerechnet, getäushtes Vertrauen hingegen nie verziehen; eine solche Sünde bleibt ein ewiger Schandfleck in den Augen aller Mitbrüder. Eifer und Ereiferung sind die

Klippen, an denen die meisten Menschen von Gefühl und von dem besten Willen, scheitern. Die Stösse sind oftmals gefährlich und lassen keine Ausbesserung des Fahrzeuges mehr hoffen. So übel ging es mir nicht, aber mein Nachen musste nach einem selbst erregten Anstoss alle Ruder sinken lassen, bis der Hafenmeister eine Ausbesserung und also auch wieder Muth zur fortgesetzten Fahrt bewirkte.

Es befanden sich in den ersten Jahren meiner Amtsführung auf jeder Post-Station zwei Kronspostillons. Diese eigentlich ganz unnützen Menschen notirten die Passanten, sahen die Reisepässe durch, chikanirten Reisende und die Post-commissaire. Unter andern waren auch auf der Chudleischen Post-Station zwei solche Subjecte, deren einer einen Postknecht bestohlen und die gestohlenen silbernen Rubel mit Ochsen im nächsten Krüge versetzt und vertrunken hatte. Sowohl der Bestohlene als auch der betreffende Post-Commissair hatten diesen Vorfall bei mir zur Anzeige gebracht und Klage erhoben. An einem Nachmittage hatte ich diese wie die Zeugen nach Chudley bestellt. Alle fanden sich ein, aber der Angeklagte weigerte sich, Rede und Antwort zu stehen. Ich forderte ihn ernstlich dazu auf, allein er steckte die Hände in die Tasche, ging in's Nebenzimmer zu seinem Cameraden und sagte ganz kalt: „Sie haben mir nichts zu befehlen.“ Nochmals forderte ich ihn kraft meines Amtes auf, allein er schien mir und der ganzen Untersuchungsgesellschaft Hohn zu sprechen. Obgleich alle Umstehenden von mir und meiner Autorität die Untersuchung und ein gerechtes Erkenntniss verlangten, fand ich mich doch im Stich gelassen und als Richter zurückgesetzt. Ich ging ins Nebenzimmer und sagte diesem Unholde: „Du musst mir Red' und Antwort stehen,“ er kehrte mir aber den Rücken und wiederholte, dass er mir nicht pariren werde. Nun gerieth ich in

Aufregung und Zorn, packte den Urian bei der Brust und schleppte ihn gewaltsam in die andere Stube. Da er sich sträubte, stiess ich ihn in die Ecke und presste ihn so an die Wand, dass er um Barmherzigkeit bat. Ich muss ihn dabei lädirt haben, denn er blutete aus dem Munde. Hiermit war der Aufzug zwar beendet, die Untersuchung aber nicht vorwärts gekommen. Der Angeklagte war stark erschüttert und mein Blut zu sehr in Wallung, als dass die Untersuchung mit kalter Ueberlegung hätte fortgeführt werden können. Nachdem ich mich erholt hatte, fand ich es für rathsam, über diesen Menschen und seine schlechte Führung an die Gouvernements-Regierung Bericht zu erstatten. Dieser dagegen hatte an den Reichs-Postmeister in St. Petersburg rapportirt und es an Uebertreibungen nicht fehlen lassen. Als Wüthrich geschildert, musste ich mich rechtfertigen; da ich meine Befugnisse überschritten und mich in der Hitze vergessen hatte, so machte mir diese Rechtfertigung nicht wenig Sorge. Der Gouverneur begleitete indess meine Schrift mit so günstigen Bemerkungen, dass weiter keine Folgen daraus entstanden. Der rebellische Postillon und nicht lange darauf alle dergleichen Kerls, die mir das Leben sauer machten, wurden versetzt oder entfernt.

Ein anderer Vorfall, bei welchem nur Vorsicht mich leitete und nichts weniger als Uebereilung mir vorzuwerfen war, verursachte mir nicht wenig Sorge und Verantwortung.

Eine alte Brücke über den Rannapungern'schen Bach fing an unsicher zu werden. Da sie einen Theil der grossen Heerstrasse ausmacht, welche damals Truppen und Artillerie passiren mussten, so berichtete ich deshalb an die Regierung und schlug vor, bis zum Bau einer neuen Brücke eine Fähre oder Prahm anzulegen. Der damalige Gouvernements-Marschall Baron Salza fand sich zur Anlegung dieses Prahms von

Seiten der Ritterschaft gleich ein, und wir veranstalteten dieses Fahrzeug, welches mir als Hakenrichter nun förmlich übergeben wurde. Ich setzte einen Wächter dazu, mit welchem ich einen Contract abschloss, kraft dessen ihm die Ueberfahrt der Reisenden mit aller Vorsicht und Verantwortlichkeit auf die Seele gebunden war. Diesen Contract liess ich zu noch grösserer Sicherheit von dem damaligen Ritterschafts-Secretair, Herrn von Berg, bestätigen.

Nun traf es sich, dass im späten Herbst, in dunkler Nacht bei gefrorener Erde, ein Fuhrmann aus Riga mit einem schweren Frachtwagen mit vier Pferden herüber wollte. Der Prahm-Wächter, ein guter nüchterner Russe, stellte ihm vor, dass er die vordern Pferde der Sicherheit wegen abspannen möge, weil das Ufer sehr abschüssig und gefroren war. Der Fuhrmann aber klatscht zu, die Pferde ziehen an, der Frachtwagen rollt nach und drückt so gewaltig auf den Prahm, dass das Seil, an welchem er noch mit dem Ufer verbunden war, zerriss und der ganze Frachtwagen im Strome versank. Ein schönes Pferd kam um, ein anderes wurde unbrauchbar — Alle Sachen, unter andern Spielkarten für mehrere tausend Rubel und eine Menge Saffianwaaren vom Kaufmann Ebel aus Riga, wurden nass. Ich bemühte mich zwar, so viel als möglich zu bergen, erwartete jedoch in Pauls Zeiten, wo die Hakenrichter wie die Isprawniks für jede polizeiliche Anstalt, also auch für Wege und Brücken einstehen mussten, ein immerhin drohendes Schicksal. In meinem Berichte über diesen unglücklichen Vorfall hatte ich nicht versäumt, die Unvorsichtigkeit und Unfolgsamkeit des Fuhrmanns zu erwähnen. Ich schrieb aber auch einen Privat-Brief an den Gouverneur von Langel — der mein Gönner und auf seinem Platze ein klüger Mann war. Seine Antwort lautete, dass er nicht ermangelt habe, wegen des Fuhrmanns sogleich höhern

Orts Bericht zu erstatten. Nun wuchs meine Besorgniss erst recht; das Wenigste, was ich erwartete, war cassirt zu werden, das Zweite, dass ich den Verlust von mehr als zehn Tausend Rubel würde zu bezahlen und drittens wohl gar eine Reise ins nördliche Russland zu unternehmen haben. Aber keine dieser drei Befürchtungen traf ein. Der Fuhrmann verklagte mich in Riga, mein alter verehrter Lehrer Erdmann, Bürgermeister der Stadt, vertheidigte mich und unterstützte meine Rechtfertigung so gut, dass auch das dortige Gericht mich verschonte. Nur tausend Verwünschungen über meine Prahmanstalt schwirrten durch die Luft, doch ohne Nachtheil für mein Haupt.

Jede Amtsführung ist mit Sorgen und Verantwortungen belastet. Dessenungeachtet bin ich keineswegs der Meinung derjenigen Männer, die da behaupten, das grösste Glück bestehe darin, nach Gutdünken in Zurückgezogenheit ein ruhiges Leben führen zu können. Nur an Vergnügungen und Gemächlichkeit Gefallen zu finden, widerstrebt ebenso sehr der Würde des Mannes als das ausschliessliche Jagen nach Erwerb und Nahrung, — daher findet sich auch bei dergleichen einseitigen Leuten so viel Unbeholfenheit, so viel Unwillen und Heftigkeit; wenn ein kleiner Widerstand begegnet, so viel Empfindlichkeit, wenn man sich angetastet glaubt.

Bei einem bequemen, sich wohlnährenden Hausherrn fällt mir der Sultan Bim-bam-bum oder jener fette Baron ein, den ein Dramatiker einen Seehund schelten lässt. Geschäftigkeit und Thätigkeit zum Besten des Allgemeinen adeln den Mann und berechtigen ihn zu denjenigen Vorzügen, welche Geburt und Reichthum gewähren. Doch ist jedem sein Wirkungskreis beschieden und auch in dem kleinsten derselben giebt es Pflichten und Gelegenheit zu Handlungen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Grossmuth. Einem Verirrten auf

den rechten Weg helfen, dem Unglücklichen Theilnahme bezeigen, Schäden verhüten, Achtung vor Recht und Gerechtigkeit einflößen und seinen eigenen moralischen Sinn durch gute Handlungen bethätigen, — das sind wahre Verdienste um die Menschheit und folglich auch um den Staat. Auch unter uns sind solche Männer nicht selten; ich mag sie aber ebenso wenig als jene Wollüstlinge und Despoten, die mit dem Erdhügel, der sie deckt, auch ihr Andenken begraben, namhaft machen.

Euch, meine Lieben, denen diese welken Blätter gewidmet sind, möge diese Wahrheit an's Herz gelegt sein, damit ihr euch nicht von Egoismus beherrschen lasset, oder mit dem gewöhnlichen — „Was kümmerts mich, was geht es mich an, ich Sorge für mich,“ nur eurem lieben Ich lebet und dienet. Habet die Handlungen gut gesinnter Menschen vor Augen und denket nach, wie das ihrem Leben, ihrem Verhalten entspringende frohe Bewusstsein auch euch zu Theil werden kann, und ahmet, so weit als es in eurem Wirkungskreise möglich und anwendbar ist, so klein oder entfernt, oder abstehend die Verhältnisse auch sein mögen, ihnen nach.

Man wählte mich im Jahre 1803 zum Kirchspielsrichter, welches Amt ich auch vierzehn Jahr bis zur Einführung der jetzigen Bauern-Constitution verwaltet habe. In dieser langen Zeit fiel so manches vor, was nicht in eine Lebensgeschichte gehört. Es ist daher meine Absicht, eine Besprechung dieser Verfassung, so wie unseres Bauernstandes und der Landwirthschaft überhaupt in einem dritten oder vierten Bande folgen zu lassen.

Meine Mutter nahte unter langen und schweren Leiden ihrem Ende. Sie genoss noch die letzte sorgfältige Pflege meiner lieben Frau und starb in ihrem 76. Lebensjahre 1805. Sie war von ihrer Jugend an eine fromme Dulderin — eine

mit Ergebung leidende Kranke — sie war eine gewissenhafte Frau und Mutter, sowie sie eine folgsame und gute Tochter gewesen. Mit männlicher Ueberzeugung und Festigkeit liebte sie die Tugend und den frommen Sinn. Ihrem verständigen Charakter und ihrer wahren Liebe gegen mich, verdanke ich meine Erziehung und manche Aufmunterung zur Sittlichkeit und Brauchbarkeit. Sie hatte im Knop'schen Familienbegräbniss zu Narva beerdigt zu werden gewünscht, weil sie unter dieser alten, achtungswerthen Familie einige Freunde und Freundinnen besass; und mit diesen ruht sie nun auch beisammen. Ungeachtet ihrer körperlichen Schwächen bewahrte sie sich eine gewisse gesunde Philosophie, die man nicht immer bei ihrem Geschlechte antrifft. Dahin gehörten ihre Ideen vom Tode, die Achtung für Geistes-Vorzüge, die Hochschätzung des wahren Verdienstes und persönlicher Auszeichnung — die Würdigung einer nur wenig ausgedehnten und noch weniger geräuschvollen freundschaftlichen Geselligkeit. Sie erlebte noch die Geburt meiner Grosstochter, der seligen Emmi, und schenkte ihrer Elter-Tochter eine silberne Balsam-dose, die sie selbst von ihrer Urgross-Mutter erhalten hatte; so dass diese Dose bis in's sechste Glied gekommen ist — und einen seltenen Werth für mich hat.

Im Jahre 1806 traf mich die Wahl zum Wier- und Jew'schen Mannrichter — zu einer Zeit, wo zwei ausländische Prinzen, Georg und August von Oldenburg, General-Gouverneure von Estland waren — Prinzen, von so exemplarischer Erziehung und Bildung, dass man sich Glück zu diesen Befehlshabern wünschen konnte. Beide hatten die Rechte auf deutschen Universitäten studirt und desto angenehmer war mir die Aufforderung, die Criminalfälle in meinem Gerichte auf das sorgfältigste zu behandeln.

Eines Tages widerfuhr mir die Ehre, dass der Prinz

August, in Begleitung des Procureur Riesemann, der Regierungsräthe Lütkens und Richter, als wir eben die Acten, betreffend zwei vor Hunger gestorbene Lostreiber Kinder, vorlasen, um das Urtheil zu fällen, in meinem Amtlocale erschien. Er nahm meinen Stuhl ein, hörte aufmerksam zu, und äusserte nach der Vorlesung: „Obgleich es schwer ist, nach einem actenmässigen Vortrage sich ein Urtheil zu bilden, so kömmt es mir doch so vor, dass bei diesem Vorfall ein Gemeinde-Aufseher oder -Verpfleger nicht seine Schuldigkeit gethan habe.“ Er erkundigte sich, ob Kornvorräthe existirten, was Lostreiber wären und zeigte in seinen Fragen einen denkenden Oberrichter. In unserem Protocoll erwähnten wir dieses Besuches und nahmen in dem Urtheil auf jene Aeusserung Bezug. Ich weiss nicht, ob die Ehre, von einem General-Gouverneur und deutschen Prinzen besucht zu werden, einem Manngerichte schon früher zu Theil geworden; aber so viel ist mir bekannt, dass die Grossen sich nur selten in den Kanzeleien umsehen und höchstens etwas Schriftliches sich zeigen lassen.

Der vorerwähnte Criminal-Fall war eine Folge mehrerer schlechter, sowohl die Gutsherrschaften als auch die Bauern drückender Ernten. Eine Lostreiberin hatte sich und ihre drei Kinder durch Arbeiten in einer Kreisstadt ernährt gehabt. Des allgemeinen Brodmangels wegen ging sie dieser bisherigen Zuflucht aber verlustig. Sie wendete sich an den Erbherrn, der sie an den Arendator verweist; dieser verweist sie wieder an den Erbherrn zurück, und so geht es einige Mal hin und her. Endlich geht sie mit ihren Kindern wieder nach der Kreisstadt, um den früheren Kunden anzusprechen. Zwei von ihren Kindern blieben vor Ermattung unterwegs zurück und wurden nach einigen Stunden in einem Graben todt gefunden. Die Section erwies den Hungertod und der Bauerrichter so-

wohl als der Dorf-Aelteste des Gutes wurden zur Verantwortung gezogen. Mehrere andere das damalige Hunger-Jahr begleitenden Vorfälle veranlassten auf den Höfen und in den Dörfern Untersuchungen und hatten zur Folge, dass der Senator Sacharow von Sr. Majestät mit dem Auftrage nach Reval gesandt wurde, sich von Allem selbst zu unterrichten und entsprechende Fürsorge zu treffen. Vom Ritterschaftshauptmann Baron Uexküll eingeführt, erschien er im Oberlandgerichte, trug die Sache auf russisch vor und schloss, nachdem er der vielen weissen Kreuze auf den Kirchhöfen erwähnt, mit der bedeutungsvollen Bemerkung, dass der Adel es sich nicht würde verzeihen können, wenn er sich den Vorwurf machen müsste, auch nur an einem einzigen jener Hügel durch Vernachlässigung seiner Nächstenliebe schuldig zu sein. Das Oberlandgericht oder vielmehr das Landraths-Collegium machte den Gutsherrn verantwortlich für einen gehörigen Brodvorrath, es wurde der Armuth mehr verabreicht und es starben weniger.

Wie leicht ein Gutsherr hierbei fehlen kann, davon lieferte ich selbst ein Beispiel. Als ich aus Reval nach Hause zurückkehrte, fuhr ich in ein Bauergehöfte, wo ich ungeachtet eines festgesetzten Vorschusses der zahlreichen Familie wegen doch einigen Mangel vermuthen konnte. Ich trat in die Gesindestube und Gott! Welch' ein Anblick — das blasse Gesicht eines mir entgegenwankenden Hausvaters, eine auf dem Bette sitzende abgekehrte Mutter, hungrige, nach Brod wimmernde Kinder, ältere, rathlos dastehende Geschwister. Hier fehlte Nahrung und mit derselben Alles, was sonst den Bauernstand belebt. Keine Bewegung, keine Thätigkeit, kein Muth, keine Sprache, als nur der Ausdruck eines Leidens, das den gesättigten Menschen mit Entsetzen erfüllt. Ohne mit dieser Familie mich in ein Gespräch einzulassen oder sie zu trösten,

befahl ich gleich nach Brod zu schicken und machte nunmehr den Bauerrichter und die Dorf-Aeltesten für jede Hungersnoth verantwortlich, indem meine Klete jedem daran Leidenden zu Gebote stände. Es fand sich, dass eine sonst fleissige Los-treiberin ihre Kinder einen ganzen Tag hatte fasten lassen, weil sie plötzlich erkrankt war und Niemand es bemerkt hatte. Andere waren zu bescheiden, um den Hof zu belästigen und litten lieber Mangel.

Viele zu sättigen, ist freilich für Einen eine grosse Last. Aber das Gesetz der Menschlichkeit macht es zur Pflicht, zu rathen und zu helfen so viel man kann — und im Gutesthun nicht zu ermüden. Wie wünschte ich damals — Alles, was ich im Wohlleben genossen hatte, mit einer Zauberruthe wieder herstellen und auftischen zu können! Wie bedauerte ich die kostbaren Freuden-Mahlzeiten, die wir veranstalteten, ohne an die Armuth zu denken. Doch die Zeiten wurden wieder besser und unsere Felder gaben uns aus dem mütterlichen Schoosse wieder Brod.

Ich erwähne eines mir merkwürdigen Criminal-Falles. Auf einem Gute wurde eine Magd beschuldigt, dass sie in andern Umständen sein müsse — weil das Zunehmen ihres Körpers diesen Verdacht bestätigte. Sie konnte dieses nicht einräumen, schämte sich aber auch, eine andere, natürliche Ursache anzugeben, die ihrem Geschlechte widerfahren kann. Am unbarmherzigsten quälten die Weiber auf dem Gute dieses Mädchen mit ihren Anschuldigungen und verlangten ihr Geständniss, dass sie wirklich in andern Umständen sich befinde. — Als es wieder einmal geschieht, antwortet sie auf ihre Fragen: „Ja, ich bin in andern Umständen gewesen.“ — „Und wo ist die Frucht geblieben?“ „Die habe ich vergraben.“ Sie giebt mehrere Orte an, wo vergeblich gesucht

wird. Als die Frau des Gutes dieses erfährt, veranlasst sie die Vorladung dieser Magd vor das Manngericht.

Auf Befragen eröffnete sie freimüthig, dass sie ein unschuldiges Mädchen sei — freilich habe ihr damaliger körperlicher Zustand den Verdacht wider sie erregt und die Zudringlichkeit der Hofswreiber sie bewogen, eine falsche Angabe zu ihrem Nachtheile zu machen. Sie habe immer schuldlos gelebt, Niemand könne ihr ein Vergehen oder einen Theilnehmer nachweisen; sie unterwerfe sich der Untersuchung und dem Urtheilsspruche des Gerichts. Eine geschworene Hebamme bestätigte ihre unbefleckte Unschuld und die unbarmherzigen Weiber verstummten und errötheten über eine an ihrem eigenen Geschlechte begangene Ungerechtigkeit, welche ihnen einen strengen Verweis zuzog.

Der Prinz schaffte die weitläufigen und anstössigen Untersuchungen unnatürlicher Verbrechen ab und unterwarf dieselben der polizeilichen Bestrafung. Er sorgte auch für ununterbrochene Rechtspflege durch Einführung eines Tagesdienstes in allen Landes-Gerichten; früher wurden nur drei regelmässige Sitzungen gehalten und man half sich ausserdem mit den Herren Secretairen ertheilten Blanquets. Alle Urtheile und Untersuchungen wurden daher bis zu jenen Sitzungen aufgeschoben oder in wichtigen seltenen Fällen einige Richter erst verschrieben. In dem ersten Jahre habe ich als Mannrichter ein Dutzend Blanquets auf Stempelpapier und mehrere Dutzend auf ordinärem Papier ausgestellt — nach einigen Wochen bat sich der Secretair eine zweite Auflage aus. Man kam ins Gericht und wunderte sich darüber, was man schon alles, wo nicht gethan, doch vorgearbeitet hatte. Zur Ehre des Landes sei es gesagt, nie hat man einen Missbrauch dieser Blanquette bemerkt, und die Secretaire belohnten das in sie gesetzte Vertrauen mit der reinsten Gewissenhaftigkeit.

Der Prinz August von Oldenburg war nicht allein ein tüchtiger und zwar ein deutscher und gutunterrichteter Fachmann, sondern auch ein edler Mensch, von reinem Herzen und tadellosem Wandel. Er besuchte Kirchen, Kranke, Freunde und geistreiche Frauen. Er gab oft Gesellschaft und liebte sehr den Tanz, in welchem er aber weder Talent noch Studium verrieth — er wurde von allen unsern Tänzern und jungen Herren in Touren und Walzen übertroffen — auch wohl als ein Stümper verlacht. Elender Triumph eigener Unwissenheit, die wohl gar von den Füßen eines Denkenden auf seinen Kopf zu schliessen wagt! Freilich stellt auch das gesellschaftliche Leben seine berechtigten Forderungen und ein der Liebhaberei des Tanzes ergebener Mann von Einfluss muss auch gehörig mittanzen können. Von einer Universität, wo man eifrig studirt, bringt man wohl die Lust zum Tanz, nicht aber immer die Geschicklichkeit mit, welche, sich zur Kunst erhebend, für die Gesellschaft doch allein Werth hat.

Männer von Kopf und Herz sollten Liebhabereien, mit welchen sie in Gesellschaften nicht zu glänzen verstehen, lieber entsagen. Die sinnlichen Augen erkennen die Brillanten nur nach ihrer Politur, nicht nach ihrem Gehalte — ein flacher Kopf, der nur einige Kenntnisse des geselligen Tons besitzt, ein stummer, aber moderner Mensch glaubt sich weit über Jenen erhaben. Das geschliffene Glasstück schimmert und das ist ihm genug.

Auffallend ist es, dass hoher Rang und Wohlhabenheit bei uns keine Hindernisse sind, eine untergeordnete Anstellung zu übernehmen. Baron Dellingshausen, der reichste Mann unseres Vaterlandes, dessen Lebensart und Gesinnung mit seinem Reichthum harmonirte — der die Reval besuchenden Grossen und Vornehmen mit Glanz und Auserlesenheit aufzunehmen wusste — den Alles ehrte und der zwar im Stillen

aber grossmüthig wirkte, war einer meiner Beisitzer im Mann-gerichte. Vor mehreren Jahren kam der Corps-Commandeur Graf Tolstoi-Ostermann nach Reval — ihm zu Ehren gab Baron Dellingshausen einen Abend. Der Graf fand alles mit den Absichten des Wirthes und mit einem grossen Wohlstande übereinstimmend. Indem er seine Aufmerksamkeit auf die Meubeln und Bedienung richtete, sagte er: „Der Herr dieses Hauses muss wohl auch ein vornehmer Mann sein.“ „Nein,“ erwiderte der selige Silversharnisch auf Russisch, „er ist Assessor im Landgerichte.“ „Ist es möglich?“ sagte er, „So lebt bei uns ein Fürst, ein Geheimrath!“ „Sie sehen, Excellenz, dass bei uns nicht die Charge oder das Amt den Mann ehrt, sondern der Mann ehret das Amt.“ Man sprach von Isprawnicks, und es wurde ihm erzählt, dass gegenwärtig unser reichster Majoratsherr, Graf Steinbock, dieses Amt bekleide — der selbst an 4000 Seelen besitze.

Unsere Criminal-Verhandlungen haben neben einigen nicht wesentlichen Mängeln auch manche gute Eigenschaften. Die Untersuchungen sind genau, ohne an eine schleppende Form gebunden zu sein. Man stellt vor allen Dingen den Thatbestand fest; man berücksichtigt die Absichten, die Motive, die Neben-Umstände, welche für den Verbrecher sprechen, ferner seine Religionsbegriffe, seinen Lebenswandel, man rechnet ihm sein freies Bekenntniss, seine Reue, seine längere Verhaftung zu Gute. Die sogenannten Reinigungs-Eide sowie die Ergänzungs- und Erfüllungs-Eide sind bei uns nicht, wie in Sachsen, an der Tagesordnung; einen verdächtigen aber unüberwiesenen Angeklagten überlassen wir seinem Gewissen, oder dem Gerichte Gottes. Die Lebenstrafe, welche anderwärts Schwert, Reif und Rad in sich schliesst, besteht hier in 40 paar Ruthen oder Verbannung nach Sibirien. Ein Angeklagter, der Vieles wider sich hat und nicht bekennen

will, wird durch einen Prediger oder Popen zu erweichen gesucht. Einige Mal habe ich den Oberpastor Moier dazu aufgefordert, dem es aber nicht glückte, einen hartnäckigen Sünder zu erweichen. Mehr Einfluss hatte der griechische Pope, der seinen Mann unter vier Augen nahm und mit der Bibel und dem heiligen Kreuze so in die Enge trieb, dass er sagen musste: *wino wat* (ich bin schuldig). — Ein grosser Uebelstand ist es, dass die Mann- oder Provinzial-Gerichte nicht in ihren Kreisen, sondern in Reval ihren Sitz haben. Am meisten sind die armen Zeugen zu bedauern, die auf 100 bis 200 Werst hereinkommen, um grösstentheils — „ich weiss nicht“ zu sagen. Sie werden aus ihren Beschäftigungen, aus ihrem Nahrungstande herausgerissen, müssen lange und kostbare Reisen unternehmen, in der Stadt leben und zehren, und haben keinen Ersatz, keine Befriedigung und wenig Ehre dabei: Wegen einer Kronssache musste ein Mann, nahe bei Narva, zwei Mal und noch dazu vergebens hereinkommen. Er verlor dabei seine Stelle und wurde mit Familie aussér Brod gesetzt.

Andrerseits haben die Gerichte und der Gang des Processes dadurch viel gewonnen, dass die Landesgerichte in Reval und in Einem Hause sind. Die Mittheilungen, Requisitionen, die Unterlagen, Aufträge, Befehle, Berichte, Verfügungen, brauchen nicht mit der Post abgefertigt und die Antworten darauf durch dieselbe erst erwartet zu werden. Der Secretair geht von einer Gerichtsstube in die andere oder die Treppe hinauf zum Obergerichte oder über den Markt zum Gouverneur und zu den Kronsbehörden. Die Archive und Documente sind alle neben oder über den Gerichtsstuben und eben so sind Gefängnisse und Verpflegungs- und Bewahrungs-Anstalten in der Nähe.

Das Manngericht hat nur mit den Verbrechen der gemeinen

Leute im Lande zu thun. Alle sich zum Adel, zur vierzehnten Classe, zu einer Kronsbedienung rechnende, gehören vor das Oberlandgericht. Dieses überträgt den Manngerichten bisweilen Zeugen-Abhörungen und es ist mir in diesem Falle einmal begegnet, dass der Secretair mich bat, einen Zeugen ohne seine Beihülfe zu befragen, weil er in einer andern Kanzlei ein nothwendiges Geschäft abzuwarten habe. Kaum hatte ich meine Frage-Punkte geordnet und nur die Trockenheit der Sache im Kopfe, als ein frappant schönes Frauenzimmer hereintrat. Ich war betroffen, und meine Betroffenheit schien auf sie selbst zurückzufallen; denn sie erröthete, und ich hatte in meinem Amte noch nie berechnet, dass ich gegenüber so glänzenden Augen und dem blühenden Angesicht einer solchen Zeugin unmöglich ein strenger, mannfester Richter sein konnte. Meine Fragen wurden kurz vorgetragen und ebenso kurz beantwortet; ich sah nochmals auf den Gerichtsspiegel und den goldenen Vogel und entliess sie mit der Warnung, nicht zu plaudern.

Wesentlich verschieden sind die Stimmungen und Verfahrensarten eines Hakenrichters und eines Mannrichters; der Uebergang von einem dieser Aemter zum andern macht einen befremdenden und contrastirenden Eindruck. Jener untersucht kurz und mit Nachdruck, greift ein, und merkt er, dass der Schuldige nicht Stand halten kann, so hat er ihn fest; auch kann er ihm wegen etwaniger Ungebührlichkeit einige Hiebe geben lassen und auf das zurückgehaltene Bekenntniss wirken. So ist aber auch die Sache bald abgethan und der Urian kömmt nach Hause und geht in die Badestube — der Mannrichter hingegeben ist an eine weitläufige, gesetzliche Form, an die Vorschriften der Behutsamkeit und eines sehr weitläufigen, von dem Schuldigen benutzten Ganges, gebunden. Letzterer, indem er oft entlassen und wieder vorgefordert wird,

erwirbt sich, — während seine Aussagen alle niedergeschrieben, Nebenumstände berücksichtigt, Zeugen mit ihm confrontirt und diese durch ihr „ich weiss nicht“ befähigt werden, ihm Zeit zu geben, und während er durch den Gang der Untersuchung nicht angetastet oder nicht erschüttert werden kann, — hinreichende Kenntniss, als sein eigener Sachwalter sich selbst vertreten, durch standhaftes und wohlüberlegtes Lügen der Strafe entgehn und dem Gerichte Gottes überlassen werden zu können. Doch wirkt in vielen Fällen das mannrichterliche Verfahren mehr auf die Dauer als das hakenrichterliche; denn ein Inculpat, welcher im Gefängniss geschmachtet und einige Monate vor jenem Gerichte Verhöre bestanden hat, kann sich mit seiner Badestube die empfangenen Eindrücke nicht vertreiben; sie bleiben ihm und seiner Familie auf ihr ganzes Leben ein Andenken zur Besserung.

Drei Jahre meines Mannrichteramtes waren wieder verflossen und ich durfte nun hoffen, mit einer solchen Stellung verschont zu werden. Für die Stelle eines Ritterschaftshauptmannes gab es Männer von Vorzügen, die ich anerkennen aber mir nicht beimessen konnte, und zum Landrath wird schwerlich ein Mannrichter erwählt, der nicht Stimmen zu gewinnen weiss, nicht Anhang und das Glück hat, dass er dazu ausersehen ist, unter den Landesvätern aufgenommen zu werden.

Mit dem Ende meines Richter-Amtes näherte ich mich meinem fünfzigsten Jahre, habe also ein halbes Jahrhundert meines Lebens nunmehr beschrieben; so komme ich auf das sechste Decennium.

Sechstes Decennium.

In dieses Jahrzehnt fiel eine sehr denkwürdige Begebenheit. Bevor dieselbe jedoch besprochen werden kann, erscheint es zweckmässig, erst von meinem lieben Vaterlande und seinen hervorragenden Zeitgenossen, die wir in und während unserer Landtage kennen lernten, noch Einiges einzuschalten.

Unsere Landtage sind bedeutender als die Adels-Versammlung in Russland, und ein Ritterschaftshauptmann ist eine wichtigere Person als der Adelsmarschall.

Der von seinen Mitbrüdern feierlich erwählte Ritterschaftshauptmann, dessen Amt es ist, den Rest ihrer Vorzugsrechte zu bewahren, ihre Bewilligungen und Landes-Abgaben zu verwalten, die milden Stiftungen, als Domschule und Domwaisenhaus, zu beschützen, das Interesse des Adels bis zum Throne des Monarchen zu vertreten, der Präsident des Landwaisengerichts zu sein, setzt zu dieser Qualification und als Repräsentant des Adels eine Person voraus, die mit der Landesverfassung den höheren Staatsgesetzen und mit der Sinnesart ihrer Mitbrüder nicht nur bekannt, sondern auch befähigt ist, Aufträge, Geschäfte, Vorstellungen und Bitten vor dem Gouverneur, General-Gouverneur, Minister und dem Souverain mit Erfolg zu befürworten. Die Wahl ist oftmals schwierig, weil man ein vernünftiger und gebildeter Mann sein kann, ohne letztere Erfordernisse sich beimessen zu dürfen. — Eine andere Schwierigkeit besteht darin, dass der Ritterschaftshaupt-

mann, in einer Viertelstunde erwählt, gleich den silbernen Stab abholen und nun vor einer Versammlung von 150 und mehr Edelleuten vortreten, reden und förmlich sein Amt verwalten muss. — Obschon wie aus den Wolken gefallen, muss er doch gleich leuchten, erwärmen und schaffen — er wird von allen beschaut, beurtheilt und gerichtet. — Er pflegt daher mit aller Bescheidenheit sich der Unterstützung und Nachsicht seiner Mitbrüder zu empfehlen, und sucht die Versammlung, die ihn erhoben, zu gewinnen und für sich einzunehmen. Er muss im Landraths-Collegio seinen Stab feierlich in Empfang nehmen und abholen und schon bei diesem Acte eine Probe seiner Beredtsamkeit ablegen, indem er seine Ergebenheit und seinen Gehorsam gegen gesetzliche und landesväterliche Verfügungen versichert. — Nun tritt er zurück in den Saal, trägt Sachen zur Berathung in den 4 Kreisen vor, oder entlässt die Versammlung bis auf die von ihm bestimmten Tage und Stunden.

Diese Ehrenstelle ist eine der ruhmvollsten und einflussreichsten des Gouvernements, und erfordert um so mehr einen Mann von wahren Adel und Autorität, damit er seinem Stande Ehre machen und dem Neide die Stirn bieten könne. Zwar ist dieses dreijährige Amt auch bisweilen von Männern besetzt gewesen, die nicht alle erforderlichen Eigenschaften, nämlich die Kunst, zu repräsentiren und im Palaste und bei den Grossen sich geltend zu machen, besaßen; alsdann aber haben es entweder die Zeiten nicht so erfordert, oder der Adel hat zu Deputirten seine Zuflucht nehmen müssen und in diesem Verhältniss war er gewiss nicht mehr der Repräsentant des Adels. Zum Ruhme Estlands haben nicht nur rechtschaffene, sondern auch Männer von Kenntnissen und seltenen Eigenschaften diesen Posten verwaltet. Ich erwähne nur zweier, noch lebender, und liefere eine kurze Charakter-Schilderung

derselben, so gross auch der Contrast zwischen beiden Männern sein mag.

Der erste ist der gegenwärtige Landrath und Staatsrath Ritter von Berg, der fast sein ganzes Leben dem Dienste Estlands geweiht, der so viel gearbeitet, gethan und so viel errungen hat. In frühern Zeiten befreite er den Adel von manchen Lieferungen und Leistungen; nachher war er es, der das Gesuch um eine so wohlthätig gewordene Credit-Casse nicht nur einleitete, sondern dieselbe auch zu Stande brachte, auch mehrere Jahre in der Verwaltung dieser Anstalt präsidierte. — Seine damals eingeschlagene Bahn kann man noch gegenwärtig ruhig befolgen und die glücklichen Erfolge und die Vortheile, die sie zuwege gebracht hat, sichern ihm einen unvergänglichen Nachruhm. — Er war der Autor des ersten Bauer-Regulativs vom Jahre 1802, worin die Ritterschaft ihren Bauern das edle Versprechen öffentlich gab, von nun an keine Arbeit, keine Leistung mehr zu erhöhen — und durch diesen vom Herrn v. Berg bewirkten, fast erzwungenen Schritt erwarb sich der Adel das Zutrauen des Monarchen, die Constitution für seine Bauernschaft selbst zu machen — und diese ehrten ihn als ihren ersten und gerechten Fürsprecher. Ausser diesen offenbaren, aber nicht überall anerkannten Verdiensten hat er noch viele um die Ruhe und die Zufriedenheit ganzer Familien, deren Fürsorger, Schutzpatron und erbetener Freund er gewesen war und noch ist. Bei allen diesen Vorzügen besass er die seltensten Eigenschaften — nämlich Geduld, ausharrende Arbeitsamkeit, Geschäftsgeist und Menschenkenntniss im ausgedehntesten Sinne; daher sein schneller, aber sich nicht verathender Einblick in die Stimmung der Gemüther, seine Nachgiebigkeit und Milde gegenüber den natürlichen Schwächen des Menschen. Er liess sich Vieles sagen und doch musste man den Rückzug antreten, sobald er widersprach und seine

Gegengründe entwickelte. Diese so selten beisammen sich findenden und mit Mühe erworbenen Eigenschaften zeichneten ihn besonders auf den Landtagen und als Ritterschaftshauptmann aus. In dem Widerstreite der Meinungen, Aeusserungen und Ansichten liess er den Gemüthern Zeit, sich zu sammeln, und führte Alles auf den Weg unparteiischer Prüfung, wie sie stets erstrebt werden sollte, zurück. Uebertreibungen wies er in die Schranken der Wirklichkeit zurück, den wider ihn selbst erhobenen Widerspruch fasste er gelind auf; den Widerspruch, in welchen Jemand mit sich selbst gerieth, strafte er nie mit Spott, und den Widerspruch gegen das Gute und Rechtliche nie mit Bitterkeit. — So wusste er Jeden mit ihm, mit sich selbst und mit der Wahrheit auszugleichen. — In sehr lauten, heissen Verhandlungen war sein Benehmen das eines erfahrenen Lehrers, der seine Schüler durch seine Autorität, durch seine achtungswürdige Beurtheilung zum ruhigen Nachdenken oder zum Abwarten seiner Gründe brachte. In schwierigen Fällen, die ihm selbst Unruhe verursachen konnten, leitete er die schwankende oder befürchtende Ansicht auf Gesetzlichkeit, auf den höhern Einfluss, auf den Willen des Monarchen. — Eine seiner grössten Fähigkeiten war diese, bei der auffallendsten Verschiedenheit der Meinungen Resultate aufzufassen und vorzutragen, mit welchen alle Theile sich zufrieden gaben; — ein jeder glaubte seine Meinung darin zu finden und man sah oft, dass man mehr über Worte und Ausdrücke als über die Sache selbst gestritten hatte. Sein erworbenes Zutrauen war so gross, dass sowohl seine Anhänger als auch der grösste Theil der Körperschaft ihm blindlings folgten. — Seine Gegner und die sich selbst anmassenden und vertrauenden Köpfe wusste er mit Gewandtheit und mit Gründen seiner ruhigen Vernunft zu behandeln, und wenn er sich gekränkt oder beleidigt glaubte, welches bei seiner viel-

jährigen Amtsführung nicht gänzlich ausbleiben konnte, dann fasste er seinen Widersacher mit Entwicklung der Gründe, widerlegte, mit wahren Eifer für Recht und Wahrheit, das Unrecht desselben und beschämte am Ende den Schuldigen — denn wie hätte Berg sich gegen einen Unschuldigen vergessen oder vergehen können!

Sein Aeusseres liess den innern Gehalt keineswegs erathen; vielmehr war ihm eine gewisse Biegsamkeit und Schüchternheit eigen, welche seine Gegner für Verschleierung einer fein berechneten Klugheit auslegten. — Es ist möglich und mag oft sogar nöthig gewesen sein, dass er sich solcher, im politischen Leben nicht zu verwerfender Hülfsmittel bediente, jedoch ohne die Moralität, die Wahrheit, die Gerechtigkeit dabei zu verletzen, deren Grundzüge ihm von Jugend auf eingepägt gewesen. Dieses haben mir seine Zeitgenossen, seine Mitschüler noch als betagte Männer versichert; dankbar erinnern sie sich noch, dass er es gewesen, der sie von manchem Leichtsinne und Ausschweifungen abgelenkt, der Moralität wieder zugeführt und in wahrer Tugend bestärkt habe. — Solche Belege der Rechtschaffenheit eines Mannes sind wohl geeignet, seinen Grundcharakter zu beurkunden, und wenn späterhin Zeit und Verhältnisse gleichwohl einige scheinbare Zweifel erregen, so bleibt die Würde jener Zeugen doch ungeschmälert; sie ragen unter den mancherlei jüngern Gliedern als ehrwürdigste, eigenthümliche Stammzeichen hervor.

Dieses ist das, in nur schwachen Umrissen entworfene Bild des Herrn von Berg, wie es vor einem halben Jahre nach den empfangenen Eindrücken meinem Herzen vorschwebte. Wie hätte ich ahnen können, dass dieser Mann, kaum drei Wochen nachdem ich diese Blätter niedergeschrieben, von seinen Grundsätzen der Ehre und Treue so abweichen — dass dieser Mann so tief sinken und am 2. März 1821, nachdem

er zuvor seine Demission aus dem Oberlandgericht genommen, aus der Gesellschaft seiner Mitbrüder öffentlich ausgestossen werden konnte!

Er hatte aus St. Petersburg dreissigtausend Rubel B. N. von einem gewissen Herrn Ritter versiegelt in Empfang genommen, um diese Summe an ihre Adresse in Reval abzugeben, entledigte sich aber dieses Auftrages nicht, sondern gab vor, er habe das Geld schon in Narwa an den Bruder des Herrn Ritter durch einen Bedienten abgeben lassen. Herr Ritter, der Absender, erschien, die Sache kam zur Untersuchung und Berg musste eingestehen, er habe das Geld von Herrn Ritter zwar empfangen, aber an dessen Bruder nicht abgegeben. — Ritter wollte Befriedigung oder gerichtliche Genugthuung — da wurde beschlossen, Herrn Ritter durch Unterschriften zu decken, Herrn von Berg aber, welcher noch anderer Unterschleife beschuldigt wurde, aus dem Corps der Ritterschaft auszustossen. Es wurde darüber auf dem Rittersaale viel hin und her verhandelt; zwei Kreise waren für und zwei Kreise gegen diese Ausschliessung; der Ritterschaftshauptmann musste diese getheilte Kreismeinung dem Landraths-Collegio zur Entscheidung vortragen und laut Constitution den Spruch dieses Collegii abwarten. Der grösste Theil der Adels-Versammlung aber drang auf die Abstimmung in pleno — stürmte mit dem Ritterschaftshauptmann und mit leidenschaftlicher Forderung in den Landraths-Saal und erklärte, man wolle keine 12 Richter, sondern über die Ausschliessung ihres Mitgliedes selbst beschliessen. — Dies wurde zugestanden und der 2. März war der verhängnissvolle, mir widrige Tag, an welchem 62 Mitglieder gegen 23, den Herrn Etatsrath und Ritter von Berg aus der Adels-Versammlungs-Matrikel austreichen liessen.

Es war nicht nöthig, einem Gesunkenen den letzten grau-

samen Stoss zu geben; es war hart, einen Mann, dessen Verdienste man jährlich anerkannt und gepriesen hatte, in einer leidenschaftlichen Stunde so zu beschimpfen und seine Familie so zu kränken. Es war ungerecht, einer Rechtfertigung, die man ihm zum Donnerstage zugestanden hatte, Tags zuvor dergestalt vorzugreifen, dass er schon an diesem Tage ausgeschlossen wurde.

Seine Gegner glauben gerecht gehandelt zu haben, indem sie mehrere Vergehungen gegen Unterpand und Vertrauen ihm Schuld geben; schon ein böses, wider ihn auftretendes Gerücht sei hinreichend, ihn zu verdammen; je höher ein Mann auf der Staffel der Ehre und des allgemeinen Zutrauens stände, desto tiefer müsse die Strafe ihn herabdrücken; endlich würde durch diesen raschen, entscheidenden Schritt ein warnendes Beispiel für jeden Nachfolger aufgestellt.

Diese Gründe, welche eine feste, eiserne Gerechtigkeit bezeichnen sollen, haben jedoch auch Manches wider sich: 1) den fehlenden Beweis; denn ein blosses übles Gerücht kann ja falsch, oder doch wenigstens sehr übertrieben sein; 2) zeigt es wenig Adel der Seele, einen Mann, den man fast 40 Jahre als brauchbar für sich angesehen, dessen Verdienste man so oft durch öffentlichen Dank anerkannt hat, plötzlich als einen der allerunwürdigsten unter sich zu betrachten und zu behandeln. — Einer edlen Ritterschaft weit angemessener, als jene voreilige, ja vorlaute (denn es wurde viel Lärmens dabei gemacht) und rücksichtslose Ausschliessung wäre es gewesen, wenn sie dem Gesunkenen zwar tiefes Bedauern und gerechte Missbilligung ausgedrückt, dann aber ihn seinem eigenen innern Richter überlassen hätte; 3) wenn Strafen als Beispiel und Warnung dienen sollen, so hüte man sich, bei Ehren-Aemtern darauf Bezug zu nehmen — nicht Stubenfeger möchte ich unter einer solchen Perspective werden. — Eine Ritterschaft, welche

so streng verfährt, und doch wieder ihres Vertrauens völlig würdige Männer von Ehrgefühl in ihren väterlichen Schooss aufzunehmen wünscht, kann ich nur bedauern. Die Philosophie, welche die Furcht als Triebfeder der Tugend hinstellt, ist nicht die meinige — und ich bin nicht der Einzige dieses Sinnes.

Vieles ist für und wider diese Begebenheit gesagt und geschrieben worden. Eine Aeußerung eines aufgeklärten Mannes aus Liefland zeigt den Adel seiner Gesinnung und seines gefühlvollen Herzens. Er zollt dem Unglücklichen seine Achtung, urtheilt voll Menschenkenntniss über Schwachheiten und Verhältnisse und überlässt den Ausspruch einem Oberrichter, der wie er schreibt, oft menschlicher urtheilt als der Mensch selbst. — Der Zeit und dem Richterspruche ist es vorbehalten, darüber zu entscheiden.*)

Von diesem wegen seiner Verirrungen aus dem Kreise seiner Mitbrüder ausgestossenen und daher schwerlich je wieder auflebenden Manne komme ich auf einen zweiten gewesenen Ritterschaftshauptmann, den Herrn von Rosenthal. Ein Rival und ein Contrast des vorigen, ist dieser wegen seines britischen und eigenthümlichen Charakters hervorragend und berühmt.

*) Nicolay Turgueneff liess die Correspondenz seines Bruders vor einigen Jahren in Leipzig bei Duncker und Humblot drucken. Seite 110 enthält einen Brief von Alexander Turgueneff, in welchem geäußert worden: — „Heute hatte ich eine Unterhaltung mit Herrn Dem..., gewesenem Secretair des Prinzen von Oldenburg, der genaue Kenntniss über die Emancipation der Bauernschaft in Estland besitzt, weil er in dieser Sache gebraucht war. Er sagte mir, es hätten zwei Parteien bestanden: Die eine wünschte aufrichtig die Befreiung, die andere war dagegen, und unser M. Koz.....f, oder dessen Untergebene und Ros.....f waren bestochen worden durch den Ritterschaftshauptmann B..g, der aus dem Adel ausgeschlossen wurde, weil er nicht im Stande war, Rechen-schaft abzulegen über die Summe von 60,000 Rubel, die er zur Bestechung angewandt hatte.“

Sein Vater, ein strenges Familienhaupt, hatte seinem Sohne, ausser einem hinreichenden Erbtheil einige Erziehung, vielleicht aber nicht die nöthige Ausbildung des Herzens gegeben. Der Alte hatte die Eigenheit, jährlich einmal, gleich nach der Roggensaat einen Ritt nach Nord-Deutschland zu unternehmen, dort eine Freundin zu besuchen und nach einiger Zeit wieder heimzukehren. Von seinem Sohne forderte er mehr als er berechtigt war und als dieser leisten wollte oder konnte. Daher entschloss sich der junge Mann, den vielleicht noch andere Ideen leiteten, dem väterlichen Hause den Rücken zu kehren und eine Wanderung nach Amerika zu unternehmen. Dieser mit wahrer Energie gefasste Entschluss wurde bei erstem offenen Wasser auch ausgeführt. Von einem nordischen Hafen aus ging er nach Nord-Amerika, wo der Congress der Englischen Freistaaten seinen Anfang genommen und unter Washington ebenso glückliche als auffallende Fortschritte gemacht hatte. Er begab sich nach Philadelphia, eignete sich die dortige Landessprache sehr bald an und verschaffte sich Freunde und Einfluss. Er war, wie er mir selbst einmal erzählte, erst Secretair bei einer Abtheilungs-Commission gewesen, ging dann in dortige militärische Dienste und kam nach dem mehrere Jahre später erfolgten Tode seines Vaters in seine Heimath zurück. Er hiess mit Recht der Amerikaner, da er für sein kleines Vaterland weniger Interesse gehabt und die kräftigsten Jahre seines Lebens den in denkwürdiger Weise vereinigten Frei-Staaten eines neuen Welttheils gewidmet hatte. Nur auf kurze Zeit trat er in russische Dienste und nahm dann seinen Abschied als Major. Er heirathete ein Fräulein Uexküll, und lebte im Kreise seiner Familie still und exemplarisch. Von wirthschaftlichen Verhältnissen liess er sich nicht abhalten, seinen gebildeten Geist mit dem Studium der Mathematik und der alten und neuen Literatur fortzunähren;

er war ein liebevoller Ehemann und ein vortrefflicher Erzieher seiner Kinder.

So vergingen mehrere Jahre, während welcher er seinen Nachbarn nur als ein mehr wie gewöhnlicher Landwirth und Familienvater bekannt war, bis es sich einmal fügte, dass er im Wieck'schen Manngerichte die Stelle eines wegen Unpässlichkeit oder sonstiger Abhaltung fehlenden Richters ergänzen musste. — Dabei bewies er so tiefe Einsicht und machte einen so günstigen Eindruck, dass der Ruhm des Verborgenen bald überall kund wurde. — Aus einem dunklen Felsen entwand sich ein Adler, dessen überraschend hoher Flug die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog; man verfolgte ihn mit leuchtenden Blicken und behielt sich's vor, seiner rasch schwingenden Fittiche sich ehestens zu bedienen. Auf dem nächsten Landtage war der Name Rosenthal in Aller Munde und dieser Wiederhall liess es zu einer andern Wahl nicht kommen.

Er selbst hatte aber Gründe, nicht Ritterschaftshauptmann werden zu wollen — und sprach dieselben in seiner ersten öffentlichen Rede an die versammelte Ritterschaft offen aus. Mit britishem Stolze und entschiedener Festigkeit sagte er die Worte: „Sie haben nicht recht gewählt, meine Herren,“ und erklärte diese Wahl nicht annehmen zu dürfen. Theils seine häuslichen Verhältnisse, theils seine mit diesem Amte nicht immer verträglichen Grundsätze müssten ihn davon abhalten; er bat, die Aufmerksamkeit auf andere verdienstvolle Männer zu lenken und sprach aus warmem Herzen so voll Geist und Kraft, dass er seinen Zweck, nicht anerkannt und gewählt sein zu wollen, gerade dadurch verfehlte. Unter den lautesten Beifallsbezeugungen wusste er sich herauszuwinden und die Stadt zu verlassen. Da aber der Adel das Recht hat, auf seiner Wahl zu bestehen und die Entschuldigungen Rosen-

thal's nicht hinreichend erschienen, ihn zu befreien, so wurde nach Landesgebrauch ihm eine Estafette mit der Aufforderung nachgesandt, ohne Verzug in die Versammlung sich zurück-zugeben. Nun musste er erscheinen und man denke sich, was dieses wieder hervortretende Meteor für eine Wirkung auf seine Zuschauer hervorbrachte!

Es ist schade, dass ich seine nunmehrige Ansprache nicht selbst gehört habe, sondern nur aus dem Munde eines Dritten hier annähernd berühren kann. Er übernahm diese Ehrenstelle als eine auf seine Schultern gelegte Bürde, wiederholte, dass er gewissenhaft und fest von den Grundsätzen der Wahrheit und Treue nie abweichen würde, auch nie der Menschheit zu Gefallen eine andere als die dem Vertreter einer Ritterschaft geziemende Gestalt annehmen werde, worin man eine Anspielung auf den geschmeidigern Vorgänger Herrn von Berg zu finden glaubte. Er sprach ungewöhnlich mannfest, mit britischer Energie, mehr erschütternd und belebend, als rührend und für sich einnehmend.

Rosenthal's ganze Berufs-Thätigkeit trug überall das Gepräge der hochherzigen Gesinnung und Charakter-Festigkeit, die ihm in so hohem Grade eigen war. — Uermüdet und mit dem Erfolge des denkenden, reifen Verstandes that er fast Alles selbst. Seine auf einem abgerissenen Stück Papier entworfenen Vorträge waren voll Geist und Kraft. Seiner Secretaire bediente er sich sehr wenig, und als ich ihn einst fragte, warum er bei seinem vielen Schreiben sie nicht mehr in Anspruch nähme, lautete seine Antwort: er müsse sie für andere Obliegenheiten schonen, sie hätten z. B. Repartitionen zu Postfourage-Lieferungen und andere Verzeichnisse zu machen. Hier lag wieder ein kleiner Ausfall im Hintergrunde; Sarcasmus und feine Spötterei war eine angeborne Begleiterin seiner

Naturgaben, unter denen jene sich immer durch ein schallendes Lachen bemerkbar machte.

Ich habe oben des Regulativs vom Jahre 1804 erwähnt; dasselbe war sein Werk. Seine Idee von der Külmits-Berechnung, nach welcher Frohndienste der Bauern von der Ernte des Berechtigten ersetzt wurden, fand bei dem Minister und nachmals bei dem Souverain vollen Beifall. — Als er mit diesem Entwurfe nach St. Petersburg gereist war, musste er dem Monarchen — mit welchem er sich öfters und zwar in englischer Sprache unterhielt — speciellen Vortrag darüber erstatten. Auf seiner Durchreise führte ihn der Kaiser in ein Nebenzimmer in Jewe, wo er ihn umarmte und sich die Hand darauf geben liess, dass durch dieses Regulativ der Zustand der Estnischen Bauern wirklich verbessert sei. Rosenthal versicherte, dass der Adel sich hierbei in der That sehr opferwillig bewiesen habe.

In der Residenz blieb die Gunst, in welcher Rosenthal beim Kaiser stand, nicht unbemerkt; sie erregte die Aufmerksamkeit der Grossen, deren Achtung er durch folgende Züge von Uneigennützigkeit sich ebenfalls erwarb. Der Kaiser liess ihm eröffnen: er möge sich eine Gnade ausbitten, und der Minister gab ihm zu verstehen, dass er wohl am zweckmässigsten eine vortheilhaftere Arende nachsuchen könne. — „Ich habe nichts zu wünschen und zu erbitten,“ sagte er, „als die Zufriedenheit des Monarchen und das Vertrauen meiner Mitbrüder.“ Der Kaiser, da er sah, dass Rosenthal nichts bedürfe, liess ihm für seine Tochter die Ehrenstelle eines Hoffräuleins anbieten. Auch dieses, so wie jede Art von Belohnung lehnte er ab. — Umsomehr würdigte ihn Alexander seiner Aufmerksamkeit und bewies dies bei dem grossen Militär-Manöver zum Erstaunen des Hofes und des Militärs. Mit General Sacken bekannt, wurde Rosenthal von diesem einge-

laden, jenem Manöver mit beizuwohnen, wozu der General ihm eines seiner Reitpferde gab. In einem simplen blauen Frack und runden Hute wich Rosenthal nicht von seiner Seite. Als der Kaiser angesprengt kam, wurde er Sacken und neben ihm auch Rosenthal gewahr. Er spricht ihn an und Rosenthal antwortet auf Englisch. Diese Unterredung dauerte wohl eine volle halbe Stunde. Alles sieht mit forschenden Augen auf Rosenthal, alles wartet gespannt, und die Generalität kann nicht begreifen, warum der Kaiser sich in ein so langes Gespräch einliess. Erst als er den Hut fassend von ihm wegrettet, nahen sich die vornehmen Freunde Sackens, unter anderen die Minister, und fragen ihn: „*qui est donc cet étranger de tant de distinction?*“ General Sacken antwortet ihnen ganz einfach: „*c'est un gentilhomme d'Esthonie, mon compatriote.*“

Obschon man seine Bekanntschaft suchte, hielt sich Rosenthal doch sehr zurück. — Nur in einer Gesellschaft der russischen Grossen konnte er nicht umhin, zu erzählen, dass er bei eingezogener Lebensweise als Hausvater seine Kinder selbst unterrichte und sich ein Wohnhaus zu bauen zwar angefangen, durch sein gegenwärtiges Amt aber sich behindert fühle, es zu vollenden und dass seine kränkliche Frau dabei sehr leiden müsse. Auf Befragen, ob denn der Adel, für welchen er so viel gethan, ihn in seinem Baue nicht unterstütze? erwiderte er: „Nein, wir alle bis auf den Landrath, dienen unserm Vaterlande ohne bürgerlichen Gewinn. Erst nach Ablauf meiner drei Dienst-Jahre werde ich den Bau wieder fortsetzen. Als man nun vollends erfuhr, dass Rosenthal die vom Kaiser ihm angebotene Gnadenbezeugungen ausgeschlagen habe, so konnte man nicht begreifen, wie ein nicht einmal wohlhabender Mann gegen das Interesse seiner Familie so uneigennützig sein könne.

A. Rosenkampff, der mir diese Züge von Rosenthal er-

zählte, konnte seine Verwunderung über solch eine Ausnahme von Männern nicht verhehlen, und es gereichte mir zur eigenen Genugthuung, diesem liefländischen Jugendfreund erwidern zu können, dass Rosenthal unter seinen Landsleuten, den Estländern, eben keine Ausnahme machen dürfe.

Nach drei Jahren legte er sein Amt nieder und entsagte zugleich dem Landraths-Posten sowie allen Wahlen auf immer.

Zu seinen häuslichen Tugenden gehört die musterhafte Treue und Liebe, die er seiner Gemahlin, einer nervenschwachen corpulenten, aller Reize verlustig gegangenen Frau, erwies; er behandelte sie mit Zärtlichkeit, hob sie mit seinem kraftvollen Arm in die Kutsche, setzte sich mitleidsvoll zu ihr, wenn sie ihre Anwandlungen von Nervenschwäche bekam, pflegte, unterhielt und bewahrte sie wie ein musterhafter Krankenpfleger.

Ungeachtet so vorzüglicher Eigenschaften genoss dieser Mann wenig Liebe und auch wenig häusliches Glück. Seine Bauern trachteten ihm sogar einmal nach dem Leben, weil er nach ihrer Meinung in der Branntweimbrennerei zu viel Accuratesse von ihnen gefordert habe. Er war eben mit Rasiren beschäftigt, als mehrere von ihnen in sein Zimmer traten, deren einer den Mordstreich mit seinem Beile ausgeführt hätte, wenn nicht der kleine Stubenjunge dem Herrn zugerufen hätte, er möge sich in Acht nehmen. Rosenthal wirft das Messer weg, tritt auf den Mörder zu, der muthlos das Beil fallen lässt. Es kommt Hülfe und die Leute werden alle ergriffen und dem Gerichte übergeben.

Er hatte zwei hoffnungsvolle, von ihm selbst unterrichtete Söhne. Einer blieb auf der Universität im Duell, der andere ertrank beim Baden. Eine von ihm geliebte und in der That sehr liebenswürdige und zugleich geistreiche Tochter starb in

den ersten Wochen einer sehr glücklichen Ehe. Nun lebte er auf seinem Gute sehr eingezogen, während seine kurze, mit so grosser Befähigung geführte bürgerliche Laufbahn noch von vielen geschätzt wird. — Dagegen erfuhr sein harter, unbiegsamer Sinn und seine Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, deren Führung ihm so leicht und so lohnend sein konnte, auch gar manchen Tadel. Aus einem Vergleiche der soeben geschilderten Charaktere zweier hervorragender Männer könnte man nachstehende Folgerungen ziehen:

1) Die Kunst, mit und unter Menschen zu leben, sich in ihre starken und schwachen Seiten zu finden und zu ihren Gunsten oder zum allgemeinen Besten manchmal sogar anders zu scheinen als man ist, gereicht oft mehr zum allgemeinen Besten, findet auch mehr Eingang und Beifall als der feste, unerschütterliche, auf Grundsätzen der Gerechtigkeit beruhende Wille.

2) Wohlwollen, verbunden mit Welt- und Geschäftskunde, können selbst Geistesstärke und höheré Kenntnisse ersetzen — so lange es nämlich auf das Leben und Wirken unter Menschen und auf die Zwecke ankömmt, die man im öffentlichen oder im Privat-Interesse zu erreichen strebt.

Diese mit der strengen Moral und Philosophie allerdings nicht harmonirenden Sätze wird man mir hoffentlich nicht verargen. Etwas ganz Anderes ist es, von dem Lehrstuhl oder aus seinem Buche die strenge Wahrheit lehren, wo Pflicht und Gewissen erheischen, derselben in Mittel und Zweck unwandelbar treu zu bleiben. Ein anderes ist's, unter mancherlei Menschen mancherlei Geschäfte treiben und zur Erreichung einer guten Absicht auch in menschliche Schwächen, zum Besten der Menschheit, mit Klugheit sich schicken.

Da, wie schon bemerkt, mein eigenes Leben nur wenig Denkwürdigkeiten umfasst, so wird es meinen Decennien sehr

zu Statten kommen, wenn ich von einigen Nebenpartien das Beste oder Bemerkenswertheste einflechte. Daher will ich noch einiger ausgezeichneten Männer Estland's, die ich kannte und die nicht mehr am Leben sind, erwähnen.

Landrath Kursel, ein stiller und dabei kränklicher Mann, hatte durch seine gründlichen Kenntnisse, durch seinen sanften Charakter und durch seine häuslichen Tugenden sich allgemeine Achtung erworben. Weder Neid noch feiner Spott wagten es, ihn anzutasten. — Als Ritterschaftshauptmann lernte ich diesen Mann kennen und schätzen. — Es war einmal die sonderbare Idee aufgetaucht, die Ritter- und Domschule wegen ihrer Kostspieligkeit und einiger Unannehmlichkeiten gänzlich aufzuheben. Diese Umsturzidee bekämpfte er mit einer dem Gegenstande eben so angemessenen, als einen guten Erfolg verheissenden Rede. Er sprach für die Erhaltung dieser Anstalt mit den edelsten Beweggründen und schloss mit den Worten, dass, wenn seine Gründe parteiisch scheinen möchten, man ihm dies verzeihen möge, weil er dieser vaterländischen Schule 'Alles zu verdanken hätte.

Dieses wirkte so auf die denkenden Betheiligten, dass von Aufhebung der Schule nicht mehr die Rede war, vielmehr die verlangten Bewilligungen gleich zugestanden wurden.

Dieser biedere sanfte Mann, dieser treue Gatte und treue Freund, dieser Verehrer und Beschützer der Wissenschaften hinterliess ein Werk über die Unsterblichkeit der Seele, mit der Bestimmung, dass es nach seinem Tode dem Druck übergeben werden sollte; leider ist es nicht aufzufinden gewesen. Seine einzelnen Aufsätze liessen von dem Werthe dieser Schrift viel erwarten, und es ist um so mehr zu bedauern, dass dieser Mann kein gedrucktes Denkmal von sich hinterlassen hat, als Erscheinungen dieser Art bei uns so selten sind.

Ein Vetter von ihm, Fritz Kursel, war kein Staatsmann, kein Gelehrter, aber von der Natur mit seltenen Gaben des Witzes und der geselligen Unterhaltung ausgestattet. — Er liebte die Jagd, das Spiel, die Geselligkeit und ergötzte seine Freunde und Bekannte durch seinen Frohsinn und Witz. — Hier einige Proben.

In einem Club in Narwa war ein Mann wegen ungehörigen Betragens von der Polizei aus der Gesellschaft herausgeführt worden. Kursel folgte diesem fortschimpfenden Grobian, äusserte ihm sein Bedauern, dass ihm Unrecht geschehen sei, da er so gut wie jedes andere Club-Mitglied der Gesellschaft angehöre, mithin das Recht hätte, wieder hinein zu gehen, und beredete ihn dazu, nachdem er ihn in seinen Pelz gehüllt. So tritt derselbe wieder in die Stube und Kursel folgt ihm. Nachdem er sich eine kurze Zeit hatte sehen lassen, winkt Kursel einem von der Polizei und fragt, auf jenen deutend, ob das nicht derselbe Mann sei, der kürzlich hinausgeführt worden wäre? Auf der Stelle wird er nochmals hinausgeschleppt. Kursel folgt ihm wieder, versieht ihn mit seinem Entrébillet und Pelz, und führt ihn abermals in die Gesellschaft. Dem Manne von der Polizei aber raunt er im Vorbeigehen zu: „Schon wieder ist er da!“ Nachdem auch dieses dritte Erscheinen gelungen war, wurde der Urian in Arrest gebracht und der scheinbare Freund konnte nun nicht mehr helfen.

Ein Mann, dem Kursel nicht sehr zugethan sein mochte, war plötzlich gestorben. Diese Nachricht wird Kursel mit den Worten überbracht: „Denke dir, N. N. wurde soeben vom Schlage getroffen.“ „Da ist ihm sehr zu gratuliren.“ „Wie,“ antwortet jener, „er ist ja am Schlage gestorben!“ „Eben darum, denn wäre er am Leben geblieben. so würde er wohl

mehrere Schläge bekommen haben, so aber starb er nur an einem.“

Von seinem bisherigen Wohnsitze war er auf ein ererbtes Gut in einem entlegenen Kirchspiele gezogen. Der Pastor des Orts macht dem neuen, ihm noch fremden Eingepfarrten als er häuslich noch nicht ganz eingerichtet war und die Frau ein paar Gesangbücher auf der Fensterbrüstung hatte liegen lassen, seinen Besuch. Wirth und Gast hatten sich am Fenster gegenüber gesetzt und der Herr Pastor jene Gesangbücher beifällig bemerkt. — „Glauben Sie ja nicht, Herr Pastor,“ sagt Kursel, „dass diese Bücher Zeugen meiner Frömmigkeit sind — das ist meine Sache nicht. „Komm,“ ruft er dem Bedienten zu, „lege diese Gesangbücher sogleich bei Seite, sonst fangen sie noch von selbst an zu singen.“ So befremdend dieses dem Pastor vorkommen mochte, so konnte ihm doch darüber, dass er wenigstens keinen Scheinheiligen vor sich habe, kein Zweifel beikommen.

Er hatte eine Arende und dabei einen strengen Arende-Contract übernommen. — Unter andern durfte er nur ein Fass Brantwein täglich brennen. — Er brannte aber wohl drei Fässer täglich. Als nun wegen Verletzung des Contracts ein Process entstand, und unter andern ihm vorgeworfen wurde, dass er nur ein Fass täglich zu brennen befugt gewesen, antwortete er, dass er eben aus diesem Grunde und um den Contract recht pünktlich zu erfüllen, nur ein Fass den Tag und zwei Fässer die Nacht über gebrannt habe. Seine übrigen Aeusserungen in dieser Sache waren gleichfalls sehr witzig. Es war ihm in dem Contract von jeder Feld-Ernte ein bestimmtes Bruchtheil reservirt. Ueber das geerntete Quantum aber entstand einmal Streit. In dem Verlaufe der Sache sagte er mir: es habe zwar eine Zeit lang grosse Dürre geherrscht, seitdem aber seine Gegner im Gericht für Regen gesorgt, hätte

sich die Ernte wieder gehoben; nun müsse er für Hagel sorgen, sonst fiele sie zu gut aus.

Ich besuchte ihn einmal auf seinem Gute, wo die Bauern brav pflügen mussten, aber wenig davon erbaut waren — man konnte es ihnen fast ansehen. — An einem schönen Sommertage gingen wir über das Feld und sahen den Arbeitern und den schwarzen schönen Erdschollen zu, welche gegen die Sonne sich lockerten. — „Glauben Sie mir,“ sagte er, „die Fruchtbarkeit der Erde hat sehr vielen Einfluss auf die Gesundheit und die Stärkung des Menschen; daher lasse ich die Knechte gern an schönen Tagen pflügen, damit sie den Hauch der kräftigen Erde recht in sich ziehen können.“ — Viele Herren, die schlechten Boden haben, können also nicht so wohlthätig handeln wie Herr von Kursel.

Als Liebhaber vom Handeln, nämlich mit Pferden, Hunden, Pfeifen etc. war er schlau und gefährlich. — Es kommt einmal ein junger wohlhabender, aber auch passionirter Mann zu ihm und wünscht die Windhündin Pallas, die eben auf dem Sopha liegt, zu haben. — „Da ist sie und steht Ihnen zu Diensten.“ — Der junge Mann bietet gleich 200 Rubel — Kursel sieht ihn an und lächelt. Der Liebhaber glaubt zu wenig gesagt zu haben und legt 100 Rubel zu. Als Kursel wieder lächelt, bietet er 400 Rubel. — „Nun,“ sagt ihm Kursel: „Als Kenner und Liebhaber werden Sie den Preis meiner Pallas selbst taxiren.“ — „Nun so gebe ich 500 Rubel!“ und da Kursel wieder lächelt, bietet er 600. — „Nun ist's genug,“ sagte er, „dafür sollen Sie die vierfüssige Göttin haben.“ — „Warum lächelten Sie nicht noch ein- oder zweimal?“ fragte ich. — „Nein,“ sagte er, „es war hohe Zeit zu stoppen, ehe der junge Mann wieder zu seinem Verstande kam.“

Auch im Versificiren, im Correspondiren hatte Kursel viel Witz und Talent. — Er schrieb eine bogenlange poetische

Satire auf einen Arzt, die sehr ansprach, ebenso ein Gedicht auf einen Hund voll sprudelnden Humors. Hätte dieser Mann seine Anlagen in der Jugend mehr entwickelt, es hätte ein Juvenal, ein Crebillon aus ihm werden können.

Er war der Nachbar meines Schwagers, Landrath Salza, auf dessen Gute Höbbel. — Hier besuchten wir die Wöchnerin und verblieben mehrere Tage dort, um die langen Herbstage zu verkürzen. — Kursel war oft unser Gast und nirgends war so viel Lachen, Scherz und Frohsinn auszutauschen als hier. Der nahen Patientin wegen mussten wir uns bisweilen still verhalten, und, so oft etwas Zwerchfell Erschütterndes vorkam, auseinander stieben. — Dann wählte jeder von uns sich eine Ecke des Zimmers, um dort, den Bauch sich haltend, das Lachen zu verbeissen, oder den Wänden anzuvertrauen.

An den Kreismarschall von Reutern hatten wir gleichfalls einen ebenso fähigen als launigen Mann. — Er war aber viel gereist und verband mit seinen Anlagen jene feine Lebensart, welche nicht gestattet, den Ideen freien Lauf zu lassen, sondern vielmehr dieselben in gewissen Schranken hält. Dabei war ihm die Kunst der Malerei in hohem Grade eigen, namentlich silhouettirte er im Kleinen unnachahmlich ausdrucksvoll und ähnlich. Seine Freunde und Bekannte stellte er in einem Medaillon lebensvoll und sprechend dar; auf dem Boden seiner Pfeife hatte er sein englisches Reitpferd so ähnlich eingebrannt, dass man es sofort erkannte. Nicht minder gut und geistvoll schrieb er und war ein geachteter Gesellschafter. Doch fürchteten die jungen Damen ihn, weil man ihm ausser einem scharfen Auge auch eine etwas scharfe Zunge zuschrieb. So angenehm er im Umgange war, so musste man sich in seiner Nähe doch etwas vorsichtig benehmen; denn Scherz und Witz gingen bisweilen in Empfindlichkeiten und dann zu Ehrenhändeln über, so dass Herr von Reutern sich mit mehreren

schlug und noch dazu auf Degen. Er hatte in Strassburg gut fechten gelernt, aber auch seine Gegner müssen das Pariren gut verstanden haben, denn die Duelle liefen, so viel ich mich erinnere, stets ohne Unglück ab. Sein schönes Gut Orrenhoff, mit dem von so vielen Perspectives durchschnittenen, schwarzen ehrwürdigen Parke, war berühmt.

Von witzigen Leuten sprechend, kann ich dem verstorbenen Brigadier Pohlmann sein Plätzchen in diesen Blättern nicht versagen. Er lebte in Narva mit dem dasigen Doctor Orsloff in beständigem Wortstreit. Die Dispute und Satiren gingen wie gewöhnlich bis zur Animosität, jedoch war an Bitterkeit und Scharfsinn der Brigadier weit überlegen. Es traf sich, dass eine Frau niederkam mit einem Knaben, der Aehnlichkeit mit dem Doctor gehabt haben soll, und dieser war in Dänemark geboren und erzogen. Man sprach von jener Niederkunft sogar in Gegenwart des Doctors etwas zweideutig. „Es ist zu bewundern,“ sagte der Brigadier, „mit welcher Reife der junge Mann zur Welt gekommen ist, denn seine ersten Worte waren ganz verständlich: „Es lebe Christian der Siebente!““

Die heftigsten Ausfälle gegen einander veranlasste der Einmarsch Napoleons in Russland — Orsloff hielt es mit diesem Sieger, Pohlmann aber mit den braven Russen. Als Moskau erobert und theils verbrannt war, kam Pohlmann nicht aus seinem Zimmer, nicht aus seinem Schlafrock, und Orsloff prophezeite überall die Allgewalt seines Helden — bis der October und November den gewaltigen Umschlag und den Triumph Russlands verkündeten. Der Commandant gab einen Ball und Pohlmann erschien in seiner Brigadier-Uniform, scharlach mit Gold, die er in zwanzig Jahren nicht angehabt und die ihm überaus eng geworden. Alsbald führte er, so gichtbrüchig er auch war, eine lange Polonaise an, und blickte

mit stolzer, triumphirender Miene, in seiner russischen, gestickten Uniform, auf den kleinmüthigen und geschlagenen Freund Napoleons. Pohlmann war ein etwas unbarmherziger Satiriker, aber so voll Natur und Originalität, dass man ihn sehr gern anhörte. Er hat einmal eine Mittagsgesellschaft Stunden lang von einer braven Frau und ihrem verkleideten Husaren so witzig unterhalten, dass die Zeit unter fröhlichen Scherzen uns aufs angenehmste verfloss.

Unter geweckten, heiteren Leuten leben, ist eine wahre Erquickung des Geistes — und in darauf folgenden einsamen Stunden schwelgt dieser noch in der Rückerinnerung daran. Unserm Geschlechte scheint indess ein solcher Genuss fruchtbarer und nachhaltiger zu Statten zu kommen, als dem weiblichen — dessen Eitelkeit gegen Nachreden und Sticheleien viel empfindlicher ist und persönliche Anzüglichkeiten weder verträgt noch vergisst. Wenn bei uns Männern einer auf des andern Kosten einen witzigen Einfall zum Besten giebt, so wird es nicht so übel genommen und bei der nächsten Zusammenkunft alles wieder ausgeglichen. Männer, die zu viel Empfindlichkeit zeigen, möchte man in dieser Hinsicht unter das schöne Geschlecht versetzen können.

Ein sehr gastfreundlicher Wirth und liebenswürdiger Mann war der Landrath Loewenstern, besonders bei Lebzeiten seiner Gemahlin, meiner Schwägerin. Einem Jeden, sowohl Bekannten als Fremden stand sein Haus offen. Zwischen Wirth und Wirthin herrschte bei heiterster Laune so viel Uebereinstimmung, dass sie ihren Tisch, ihre Thee-Stunde und jede Zeit mit besonderem Geschick auf das angenehmste auszufüllen wussten. Besonders besass Loewenstern gewisse Naturgaben, die mehr als aller Aufwand und Luxus bei der Beflissenheit, seine Gäste gut aufzunehmen, vermögen. Alte und junge Damen, Verheirathete, Hagestolze und Stutzer,

selbst Kinder wurden von ihm, jeder in passender Weise, unterhalten und belebt. Es wechselte Eins mit dem Andern ab und Niemand durfte Langeweile fühlen. An allen möglichen Unterhaltungsarten theilten sich diese gastfreundlichen Eheleute. Sein Erfindungsgeist, sein Scherz, seine Bemerkungen und Einfälle fanden sich überall ein. Am Lustigsten ging es bei ihm am Weihnachten in Rasik her und als einmal Sprüchwörter aufgeführt wurden, spielte er die läunigsten Rollen mit einer solchen lebendigen Einbildungskraft und so viel Heiterkeit mit, dass die Kinder ganz aus dem Spiele herauskamen, und wir Väter uns in die Laune der Schauspieler hineinversetzten. In Pfandspielen war er ein nicht geringerer Beförderer dieser Kunst — und bei dem Vogel kling, klang, wo einer dieses mit Variationen der Stimme und Geberden nachzusagen hat, trieb er einmal so viel Muthwillen, dass er plötzlich auf die Erde oder auf den Fussboden herunterrutschte und mit beiden Füßen gegen die Diele trommelte. Ein jeder von uns, und darunter sehr corpulente, mussten es nachmachen, was natürlich viel Lärm und allgemeines Gelächter hervorrief.

Als Ritterschaftshauptmann spielte Loewenstern eine nicht minder angenehme und beliebte Rolle. Ich sage spielte, denn er wusste Alles von der gefälligsten Seite darzustellen und zu behandeln. Mit einer sonoren Sprache verband er feine Wendung und Vorstellung. Fürst Repnin als General-Gouverneur, alle vornehmen Herrschaften, die er auf der Grenze bewillkommnete, und die Minister in der Residenz nannten ihn *Vaimable Monsieur de Loewenstern*. Sein Aeusseres hätte ohne seinen Geist, ohne sein einnehmendes Wesen wohl wenig Glück gemacht. Um wie viel ist dieses wahre Leben und Weben im Menschen doch über einen, wenn auch noch so wohlgestalteten Körper erhaben!

Diese gesellschaftlichen Kleinodien, diesen in allen Zirkeln so beliebten Schmuck mag sich wohl jeder junge Mann wünschen. Dieser gefällige Ton, diese Sprache, diese Ideen-Verbindung muss aber von der Natur verliehen sein. Nachahmungen glücken nur selten — am wenigsten, wo Herz und Sinn nicht die erforderliche Richtung haben. Es ist leichter, zu glänzen, als einzunehmen — und noch schwerer ist's, in jeder Gesellschaft, sowohl in der einfachen als zahlreichen, in der frohen und in der ernstesten, in der freundschaftlichen und in der vornehmen, gesucht und geliebt zu sein.

In einer grossen Gesellschaft gilt die Regel, demjenigen das Wort und den Vorzug zu lassen, der der Vornehmste und Aelteste in der Gesellschaft ist. Ein vortrefflicher Philosoph und Weltmann hingegen stellt als Regel auf, den Grossen aufzusuchen und zu ehren, indem man von ihm Kenntnisse und Eindrücke gewinnen kann, die man bei andern nicht antrifft. Der umgängliche Mann von Urtheil, dem seine Bildung am Herzen liegt, wird diese Regel nie verabsäumen; kann er dem Grossen, dem bedeutenden Manne gefallen, so wird er in jeder andern Gesellschaft sich schnell zurecht finden und jeden andern um so leichter gewinnen können.

Vielen Gesellschaften, von sehr geputzten Herren und Damen, kann man beiwohnen — ohne etwas Anderes als das Auge und die Einbildungskraft zu beschäftigen. Der grosse, der bunte Kreis ist stumm und fängt die verfolgende Langlei- weile zu fühlen an. Ein Mann von Geist, von Unterhaltungs- gabe, tritt herein, und alles wird wie aus dem Schlummer geweckt. Alles, auch die Damen, treten näher, und ein jeder sucht wie im kalten Winter sich dem erwärmenden und leuch- tenden Feuer zu nähern.

Zwischen der Unterhaltungs-Gabe und der angeborenen oder erworbenen Redseligkeit besteht aber ein grosser Unter-

schied und in dieser Hinsicht weiss ich nicht, was vorzuziehen ist — zu viel oder zu wenig reden. Zu viel heisst schon, mehr, als man soll, oder was der Gesellschaft oder dem Redner frommt. Zu wenig kann nur langweilig werden — und diese Langeweile, dem Müssiggange ähnlich, auch sehr unangenehme Folgen haben.

In einer grossen Abendgesellschaft einer kleinen Stadt kamen, nachdem das Alleralltäglichsste gesagt und niemand da war, der die Gemüther belebte, auf die mit vielem Essen und wenig Leben zubereitete Tafel mehrere Schüsseln voll Aepfel. Einer machte den Anfang, seinen Apfel dem Gegenübersitzenden hinzurollen. Das fand Beifall, und bald versuchten es einige, mit dem Zuwerfen das Spiel zu erweitern. Schon flogen einige um die Köpfe, bis die Aelteste der Frauenzimmer so gescheidt war, aufzustehen.

Je grösser der Ort, desto vielseitiger die Lebensweise. Dass nur Genusssucht die Triebfeder der Gesellschaft sei, wird zwar oft behauptet. Es ist aber vielmehr ein gewisser Gewinn, der uns entweder anzieht oder den wir uns selbst oder andern beilegen wollen und der darauf berechnet ist, was wir mittheilen oder empfangen können. Ein Gewinn, den ein jeder nach seinen Fähigkeiten, Neigungen und Leidenschaften erwerben will. Bei Manchen ist es blos Eitelkeit, zu sagen oder zu zeigen — ich bin auch da oder ich war mit in dieser Gesellschaft. Sehr vieles entscheidet hier der Zufall, die Stimmung des Wirthes oder seiner Gemahlin und bei uns — die Bewirthung.

Loewenstern hatte wenige seines Gleichen und ich möchte fast sagen, keinen Einzigen. Meine Zeitgenossen werden darin mit mir übereinstimmen: sein Haus war Jahre lang das gesuchteste und beliebteste. Erst nach dem Ableben seiner Frau verödete es — denn er hatte seine, zur Geselligkeit

geschaffene, theilnehmende Freundin, seine Gefährtin und — die geübte, thätige und doch sparsame Wirthin verloren. Die Vorbereitungen, die Besorgungen, die so vielfachen weiblichen Anordnungen, die Zeit und Kenntniss erfordern, fielen weg. Man sah nur Ueberreste guter Einrichtungen, die Dienerschaft ohne Winke der Frau nachlässiger und den Herrn der Tafel unzufriedener werden. Am auffallendsten waren die Folgen, als die Vorräthe erschöpft waren und nicht wieder so erneuert werden konnten. Trotz der Verminderung der Gastmähler vermehrten sich die Ausgaben und als ein verlassener, allein dastehender, verwöhnter Mann musste Loewenstern das gesellige Leben bei sich ganz aufgeben. Seine Familie wuchs heran, seine Söhne brauchten mehr, manche viel, und nachdem er sich bis auf die kleinsten Zimmer seines Hauses eingeschränkt und sich Vieles versagt hatte — endigte er sein einst so Freudespendendes Leben sehr still und einfach.

Auf dem Talkusse in Mehntack waren anfangs, als ich hinkam, nur der Brantwein und die Bierfässer nebst einem Dudelsack das Anziehende — und das Fest verlief mehr abschreckend als angenehm. Ich suchte einen bessern Ton einzuführen durch allerhand Spiele und Prämien, welche die Aufmerksamkeit der Gäste erregten und bald auch Anklang fanden. Selbst alte Leute liefen mit der hölzernen Lanze nach dem an einer Schnur hängenden und abzusteichenden Ringe. Die Rüstigsten holten von einer glatten, vierfadigen Kletterstange den Hut mit Bändern, andere warfen mit Steinen einem bunten Vogel von dünnem Holze die nummerirten Theile ab — Mädchen oder Weiber holten nach dem Tanze wettrennend aus dem Schoosse der Frauen seidene Bänder, oder hoben mit verbundenen Augen unter bedecktem Teller kleine Geschenke hervor. Die Talkusse kosteten dessen ungeachtet nicht viel mehr; denn es wurden während dieser

Belustigungen ein paar Fässer Bier und zehn bis zwanzig Stooß Branntwein weniger getrunken. Auf dem ersten Talkusse erinnere ich mich, wie die Knechte sich in einer dichten Gruppe versammelten und den ältesten, Namens Wahhi Jurri, aufforderten, dass er sie amüsiren sollte. Was that dieser Senior? Er fing an zu brummen wie ein alter Bär und die anderen fingen schon an, mit einzustimmen, als ich mir diese Musik verbat und dabei auf den Gedanken gerieth, meine Gäste das nächste Mal besser zu unterhalten. Bei Vergnügungen pflegt man auf einen guten Imbiss und auf Abwechslungen für den Gaumen überhaupt vorzugsweise zu sehen.

Was ist eine Gesellschaft, sagte Loewenstern, wo nicht etwas Gutes gereicht wird. Nur Schade, dass bei uns diese Wahrheit meistentheils als Haupttrichterschnur gilt und dass manches Haus den Aufwand zu seinem Nachtheil übertreibt. Die kostbaren Weine und Schüsseln stimmen nicht mit den kargen Einkünften überein und oft kostet eine einzige Mahlzeit so viel, dass der über seine Kräfte in Anspruch genommene Hausvater ein ganzes oder halbes Jahr dafür darben muss. Es ist ein Fehler der Erziehung, dass so Viele in diesem Punkte nicht den Mittelweg oder das Verhältniss zu ihrem Vermögen zu treffen wissen — und zu bedauern, dass die wenigen Beispiele von Mässigung in der Bewirthung so wie von Einfachheit in der Bekleidung nicht mehr Nachahmung und Würdigung finden.

Auch ist die herrschende Art der Bewirthung eine schwerlich zu rechtfertigende Sonderbarkeit: — fast in allen Häusern, bei allen Festen die nämlichen Speisen und Getränke! Wenn man oft ausgebeten wird, so werden einem diese bald überdrüssig und man sehnt sich wieder nach einer häuslichen Mahlzeit.

Kotzebue gab einmal ein Gastmahl, wie es wohl selten in gleicher Weise vorkommen mag. Die Tafel war geschmackvoll mit Blumen allegorisch geziert. Er selbst unterhielt die vornehmen Damen, und seine gebetenen Freunde theilten mit ihm die Pflicht der Unterhaltung bezüglich der übrigen Gesellschaft. Wein und Speisen waren auserlesen und zum Dessert wurden von ihm verfasste scherzhafte Devisen, Gedichte und Stanzen, auf Bänder gedruckt, ausgetheilt. Ein jedes Frauenzimmer, das nur einigermaßen Beachtung verdiente, erhielt von diesem sinnreichen Kopfe eine schmeichelhafte Anspielung. Nun kamen Früchte, dann allerhand kleine Spiele, vor und nach dem Thee, an die Reihe und endlich wurde ein neues, von ihm selbst zu diesem Tage gefertigtes Theaterstück aufgeführt. Man kam spät nach Hause, ohne getanzt und Karten gespielt zu haben, und das will viel sagen. Alle Welt hatte heitere Stunden genossen, jede distinguirte Dame war vom Dichter ausgezeichnet worden, und dennoch ging es ohne Unzufriedenheit, Kriteleien und Tadel nicht ab. Solchen Undank zu verhüten, wird nur selten ganz gelingen. Ungeachtet aller Bemühungen und Aufmerksamkeiten sind Wirth und Wirthin demselben oft ausgesetzt. Genug, Kotzebue war bei diesem Feste unnachahmlich und nur der Neid hätte etwas zu tadeln wagen dürfen. Es wird so leicht keinem Wirthe gelingen, es ihm nachzuthun. Aber auch ohne Bänder und Gedichte kann man seine Gäste zu erheitern suchen, und ich habe eben den Mann und die Frau genannt, welche diese liebenswürdige Kunst meisterhaft auszuüben verstanden.

Es ist dem Gaste ausserordentlich angenehm, wenn der Mann, der ein grosses Haus macht, zugleich ein bedeutender Mann oder wenn der gute Wirth zugleich ein guter Kopf ist. Ist er noch dazu Gourmand, so haben es seine Gäste um so besser.

Zu den Koryphäen dieser Art gehört auch der ehemalige Ambassadeur Graf Stackelberg, von dem ich bei dieser Gelegenheit aber etwas mehr, als von seinen Schüsseln berichten muss. Er hatte von seinem Vater, dem General Stackelberg, der ein ganzes Gut (von 12 Haaken rigisch) in Rheinwein vertrunken, eine sorgfältige Erziehung erhalten. Nachdem er die Universität und fremde Länder besucht hatte, heirathete er eine wohlhabende Wittwe und lebte anfänglich in der Nachbarschaft meines seligen Vaters auf seinem Erbgute Kochtet. Sein Vater hatte ihm das grosse Gut Püha bis auf das Corps de Logis in grossem Stile bebaut, Canäle gegraben, steinerne Brücken geschlagen, sogar den Lauf eines stattlichen Stromes verändert, um die Umgebung zu verzieren. Aber dieses gefiel ihm nicht, und er zog die stille Wohnung mit einem kleinen Bächlein im Gehöfte den stolzen Anlagen des Vaters vor. — Er besuchte seine Nachbarn, wenn sie ihn baten, auch meinen Vater, und erwies mir einmal die Ehre, mich an meinem Tauf-tage auf seinen Händen zu halten. Zu Hause beschäftigte er sich meistentheils mit seiner Bibliothek und mit seiner Feder. Nebenbei war er als ein denkender Kopf auch ein guter Kartenspieler. Bei seinem lebhaften Geiste fand er diese Lebensart jedoch nach einigen Jahren zu einfach. Er zog nach St. Petersburg, um dort eine ihm zusagende Anstellung zu finden und kam nach mehreren Monaten zurück — als Gesandter für Spanien. — Also vom Landmann zum Minister emporgeschwungen; welcher Fall weit seltener ist als der umgekehrte — dem er schliesslich doch auch nicht entgegen konnte.

Dem Grafen Stackelberg war unter anderen Vorzügen eine geistreiche, ungemein fesselnde Unterhaltungskunst eigen, die er auch bei dem alten Reichskanzler Grafen Panin geltend zu machen wusste. Diesem Liebhaber des l'hombre-Spieles gegen-

über hatte er die Bescheidenheit, den Kanzler für einen Meister darin zu erklären und täglich viele Ducaten an ihn zu verlieren. — Dieses that er mit so viel Laune und Leichtigkeit, dass Panin überall rühmte: »*Ce comte est un homme très-aimable*«. Unter dieser Firma wurde er auch der Kaiserin vorgestellt, welche die Empfehlung ihres Kanzlers bestätigt fand — und als die Gesandtschaft mit Spanien vacant war, wurde sie ihm angeboten und er nahm sie als einen zwar kostbaren, aber als Brücke zu andern Gesandtschaften belangreichen Schritt an. So brachte er mit Aufopferung eines Theils seines Vermögens mehrere Jahre in Spanien zu. Nach seiner Zurückkunft erhielt er eine hinreichende Entschädigung, indem er bekanntlich unter der Regierung des Königs von Polen zum dortigen Ambassadeur ernannt wurde und als solcher so gut wie selbst regierte.

Er war ein sogenannter *grand gourmand*, welches ihn aber nicht hinderte, zugleich geistreich und geschäftsgewandt zu sein. Als er einst an der Tafel der Kaiserin Catharina II. von einem kostspieligen Sterlet-Fische mit gegessen hatte, äusserte sie die Besorgniss, dass sein Magen dieses Gericht vielleicht nicht vertragen würde. „Oh!“ sagte er, „der kann viel vertragen; denn er hat in Spanien dreissigtausend Balken verdaut!“ (so viel Holz hatte er nämlich von seinen Gütern verkaufen müssen). Den andern Morgen sandte ihm die Kaiserin dreissigtausend Rubel. Der Sterlet war dem Grafen gut bekommen.

Er erzählte meinem Vater, wie er den ausserordentlichen Hochmuth der Grossen in Spanien abgelauscht habe, der unter andern in Piquet so weit gegangen, dass sie ihre Karten kaum eines Blickes gewürdigt, sondern danach sich gerichtet hätten, was er in diesem Spiele angezeigt, oder worauf er sie erst aufmerksam gemacht. Dabei hätten sie das Spiel noch dazu

schlecht verstanden. Mit diesen *Grands d'Espagne* habe er mehreremale das Probestück geliefert, und in der Vorhand bei leidlichen Karten das ganze Spiel plötzlich aufgedeckt, mit dem Ausruf — ein Neunziger auch so — ein Sechziger, worauf ohne weiteres der Grand dem Pagen befohlen, die Doublonen auszuzahlen. Mit diesen habe er demselben dann wieder eine Fête gegeben.

Er war ein Mann von untersetzter, aber starker Statur, hatte ein grosses, feuriges und scharfblickendes Auge, und sein ganzes Aussere das Gepräge eines bedeutenden Mannes. Er war voll treffenden Witzes, liebte sehr das Spiel, und, wie gesagt, auch eine gute Mahlzeit. Nach derselben mochte er zu seiner Erholung gern Briefe schreiben. In späteren Jahren schlummerte er Nachmittags auf seinem Lehnstuhl, und da habe ich ihn einmal angetroffen, als sein Mops mit ebenso grossen Augen ihm gegenüber sass — und beide, die Augen bald schliessend, bald öffnend, einander anschauten, bis der tiefere Schlaf für dauerndes Schliessen entschied.

Sein alter Vater, der General, verkaufte meinem Grossvater das Gut Kudding, damals zwölf Rigsche Haaken. Aus den Fenstern des auf Souterrains gebauten Saales konnte man mit der Hand die zerbrochenen Bouteillen berühren, welche während der Mahlzeit ausgeleert und gerade aus den Fenstern herausgeworfen waren. Ausserdem gingen noch Römer mit Champagner oder Rheinwein herum und mein Vater, der oft mitgetrunken, hat mir folgende Anekdote von ihm hinterlassen.

Es besuchte ihn zum erstenmal ein junger, hagerer Mann. Es wird ihm der Römer zum Willkommen präsentirt, der reichlich eine Flasche fasste, und den man austrinken musste. Der Gast bittet himmelhoch, ihn wegen seiner schwächlichen Gesundheit zu verschonen. Umsonst — es wird vom alten General ihm zugesetzt und sogar die Generalin musste ihn

knieend bitten, den Römer auszuleeren (denn der Alte führte scharfes Commando); der Gast trinkt mit erzwungenen Zügen, und noch ehe er den Boden des Römers erreicht, sinkt er um auf den Boden des Saals. Man bedauert diesen Unfall; aber der General hatte dafür nur das Wort: „Ungewohntheit!“

Der alte General, den man füglich mit dem Zunamen der Böse belegen könnte, war sehr despotisch und machte sich besonders bei seinen Bauern furchtbar. Er hatte ein paar englische Doggen, die ihn überall begleiten mussten und eine schwere Hetzpeitsche hing ihm über die Schulter. So ging und ritt er auch auf die Jagd. Als an einem trüben Tage die Jagd nicht recht fort wollte, liess er plötzlich halten, die Hunde mussten wieder gekoppelt werden und die Piqueure sich hinstellen. Diese bekamen einige tüchtige Hiebe und mussten wiederum alle Hunde auspeitschen. Nach diesem Intermezzo begann die Jagd animirter als zuvor und soll auch recht gut von Statten gegangen sein.

Seine Bedienten mussten ihn auf einen Wink und seine Befehle bei der ersten halben Silbe verstehen. Cham — hiess Champagner. Bur — hiess Burgunder. Stürzt — hiess: schenkt ein. Willk hiess: den Römer zum Willkommen bringen. Dabei hing die Schulterwaffe immer am Nagel in Bereitschaft.

Die damaligen noch rohen und patriarchalischen Zeiten liessen einen solchen Tyrannen weniger anstössig erscheinen; heutzutage würde ein solcher schwerlich diesen Unfug treiben dürfen.

Wie sehr sein Sohn, der Ambassadeur, in Denkungsart und Sitten von denen des Vaters abwich, beweisen sein Staatsdienst — und womöglich noch mehr die angenehmen, geselligen Eigenschaften, die er besass. Auf dem Gute Paddas, wo er zuletzt privatisirte, besuchten ihn seine Nachbarn sehr

oft, darunter auch mein Schwager, jetziger Landrath Baron Saltza, der, wie oben erwähnt worden, in Höbbet uns manche Tage froh verleben liess. Als dieser den andern Tag nach einer glücklichen Kartenpartie wieder nach Hause will, nöthigt ihn der Graf noch zu bleiben. Um gleich eine Entschuldigung anzuführen, sagte er, er müsse das schöne Heuwetter in Höbbet benutzen. „Mein lieber Baron,“ sprach der Graf, „bleiben Sie hier, wo Sie schon mehr Heu gemacht und besser machen, als bei sich zu Hause.“ Man muss dabei wissen, dass Saltza die Landwirthschaft nicht sehr liebte.

Dieser mein zwar noch lebender, aber schon bejahrter Schwager verbindet mit Geist gesellige Heiterkeit, die ihn noch jetzt nicht verlassen hat. Er führte mit Ehre und Beifall den ritterschaftlichen Stab sowohl als Gouvernementsmarschall, als auch als Ritterschaftshauptmann. Jedermann weiss, wie beliebt er sich sowohl bei Vornehmen, als bei seinen Mitbrüdern zu machen wusste — wie viel der Generalgouverneur Kurakin, wie viel die Prinzen von Oldenburg auf ihn hielten, und dass eine Gouvernementsstelle in Russland ihm offen gestanden hätte, wenn er sein Vaterland und seine guten Freunde hätte verlassen können.

Was ihn besonders beliebt machte, ist seine Rechtlichkeit und biedere Denkungsart, die sich mit seiner Jovialität und seinem Genie sehr wohl vertrugen. — Von allem Geiz entfernt und als nachsichtsvoller Vater seiner Kinder, fand er bald, dass sein Vermögen nicht hinreichte, so angenehm zu leben, als man es ihm gegönnt hätte. Erst vor zwei Jahren bezog er die ihm und seiner Familie auf zwölf Jahre verliehene Kronsarende, welche ihm in den ersten zwei Jahren sechzehntausend Rubel jährlich einbringt und ihn mit seinem Schicksale wieder aussöhnte.

Dieser Mann besitzt einen treffenden Witz und seine Einfälle haben manchen ungemein belustigt; er hat dabei die Art, die sehr Wenigen, ausnahmsweise nur ihm gut steht — bei einem guten Einfall selbst herzlich zu lachen. Est ist dabei keine Eigenliebe im Spiele, sondern die angeborene Fröhlichkeit vermischt sich mit seinem Genie und mit dem Zündstoffe seiner Gleichnisse; seine Gegenwart macht ihm selbst und anderen Vergnügen.

Wenn von Männern die Rede ist, deren Wirken in unserem Vaterlande wohlverdiente Anerkennung gefunden oder die demselben Ehre machten, so darf der Admiral Krusenstiern unter dem Namen des Weltumseglers, als ein hochgeachteter Sohn desselben, nicht unerwähnt bleiben. Von seinem Privatleben, das äusserst bieder und geräuschlos ist, lässt sich wenig sagen, desto mehr spricht für ihn der über ganz Europa sich erstreckende Ruf seiner Seereisen um die Welt. Seine Beschreibung derselben und die darin entwickelten Kenntnisse, Forschungen und Entdeckungen sichern ihm einen Platz an der Seite der Gelehrten und Mathematiker vom ersten Range. Wissenschaftliche Zeitungen sprechen noch immer von diesem Manne mit Achtung. Als die Königin von Preussen bei ihrer glänzenden Ankunft ihn unter Tausenden bemerkte, wandte sie sich zu Krusenstiern (wie auch der König), und unterhielt sich sehr lange und freundschaftlich nur mit ihm. Dieser Weltumsegler wäre bei einer Fahrt aus Reval nach seinem Gute beinah in einem kleinen Bache ertrunken. Es war im Frühjahr. Seine Kibitke, in der er schwer verpackt sass, brach durch das lockere Eis und sank. Er hatte nur seinen Kutscher bei sich, der wenig zur Rettung seines Herrn zu thun vermochte — zum Glück befanden sich mehrere Bauern in der Nähe, welche ihn und seine Kibitke aus den Eisschollen und dem Wasser herauszogen. Jeder Mensch ist sonderbaren

Schicksalen unterworfen: Er kann Felsen und Klippen übersteigen, von einem Pole zum andern glücklich hindurchkommen und eine Fischgräte, ein kleiner spitziger Stein beraubt ihn unter unsäglichen Schmerzen seines Lebens. Gefahren und weite Reise erhalten den Menschen gesunder als Gemächlichkeit und Zurückgezogenheit. An unseren Landsleuten erwies sich dieses im letzten grossen Völkerkriege, wo selbst kränkliche und an Pflege gewöhnte Menschen den ganzen Feldzug mitmachten und weit gesunder nach Haus zurückkamen, als von dannen gingen.

Diese Beobachtung, so alltäglich sie ist, machten meine beiden ältesten Söhne, mit so vielen anderen ihrer Kriegskameraden. Dass sie sich dessen erinnern und ihren jüngsten Bruder gern ermuntern werden, sich in der weiten Welt Gefahren auszusetzen, um sich dadurch Erfahrungen und Kräfte zu sammeln, davon bin ich lebhaft überzeugt.

Mein häusliches Leben verstrich unter den täglichen Obliegenheiten ziemlich gleichförmig. Dazu gehören auch die hausväterlichen Sorgen und Bestellungen, welche sehr in einander greifen und das Joch des Lebens wohl erschweren, dafür aber auch nicht einzeln auf den Menschen drücken und durch ihre Abwechslungen sich weniger fühlbar und unerträglich machen.

Auf einer Fahrt nach Narva treffe ich in Jewe ganz unerwartet meinen ältesten Sohn, aber nicht in der gewohnten Uniform, sondern plötzlich aus dem Dienst entlassen. Es war ein schmerzlicher Anblick, den jungen Mann aus seiner guten Carrière auf einmal herausgerissen zu sehen. Er setzte sich zu mir in den Wagen und erzählte aufrichtig und reuevoll den Vorfall. In einem Wortwechsel mit seinem Obern war er zu weit gegangen und in Folge dessen sofort entlassen worden.

Er verdiente mein Mitleid, wie ein junger Mann, der nicht vorsätzlich gefehlt hat. — Leidenschaft, diese mächtige Beherrscherin, vor welcher kein Stand, kein Alter sicher ist, hatte ihn verleitet, eine Laufbahn in die Schanze zu schlagen, auf welcher ich sein und seiner Kinder Glück fest begründet glaubte. Wie fand sich das väterliche Herz getäuscht und gebeugt! Die empfangene tiefe Wunde schmerzte lange, bis die so Vieles mild ausgleichende Zeit sie heilte.

Wie leicht kann man sein Glück verscherzen, wenn nicht die Vernunft und feste Grundsätze, Klugheit und Selbstbeherrschung Einem zur Seite stehen. — Welche wichtige Erfordernisse gegen einen kleinen Erbfeind! wie viel Vertheidigung und Schutzwehr gegen einen Funken, ein Staubkörnchen! Wie viel Arbeit, Studium und Uebung gehört dazu, um einer einzigen Minute — welche für das ganze Leben gefährlich werden kann, gehörig auszuweichen.

Wenn Väter sich dieses bei ihren heranwachsenden Söhnen vergegenwärtigen, wenn sie dabei erwägen, dass nicht allein die Verführung, sondern auch die Möglichkeit, unter die Befehle eines Bösewichts, eines Unmoralischen zu gerathen, die Jugend bedroht — dann ergreift sie ein gerechter Schauer und sie können nur wünschen, dass die Vorsehung die Unschuld ihrer Kinder bewahre, oder dass, wenn gewisse Lehren und Erfahrungen den jungen Leuten ja nicht erspart bleiben können, diese wenigstens keine Reue, keine schweren Vorwürfe gegen sich selbst zurücklassen möchten.

Wie Mancher tritt in Dienste mit der Erwartung, dass seine Vorgesetzten auch seine Muster, seine Lehrer sein würden! Nur theilweise ist dies wirklich der Fall, und der Untergebene deshalb glücklich zu preisen; aber oft genug kömmt auch das Gegentheil vor, dass die von Hause mitgebrachten

guten Gesinnungen nichts weniger als Würdigung finden und dass der entgegengebrachte Respect in Verachtung übergeht.

Unter einem solchen Obern und auch ein mit leichtsinnigen Kameraden verkettetes Leben zu führen, muss ein schwerer Kampf sein. Es geschieht dann auch häufig, dass der Solide, um sich nicht abzusondern, und besonders bei Artillerieofficieren das Vereinsleben nicht zu stören, mit den Uebrigen in die vorherrschenden Verhältnisse hineingezogen und auf diese Weise unwillkürlich verdorben wird, so gewiss er gut geblieben sein würde, wenn er unbeirrt seine eigenen Wege hätte gehen können oder bessere Oberen und Kameraden gehabt hätte.

So war es meinem ältesten Sohne ergangen, er war verleitet worden, hatte sich gegen seinen Obern vergangen — und das unerbittliche Subordinations-Gesetz strafte ihn und mich.

Ein ganzes Jahr verging. Diese Zeit suchte mein Sohn den mathematischen Uebungen und meinen Aufträgen zu widmen, welche erstere ihm in seinem erneuerten Dienste und letztere in seiner jetzigen Wirthschaft nützlich würden.

Da näherte sich Russlands mächtiges Kriegsheer unter Barclay de Tolly gegen den Welteroberer Napoleon. Wir hatten uns an Ersteren schriftlich gewandt und durch die mündliche Fürsprache seiner Schwester, der Majorin Lüders, glückte es meinem Sohne, wieder bei der Armee angestellt zu werden. Er reiste 1812 mit mir nach Narva, vertauschte seinen schwarzen Frack mit einer Uniform und fuhr dann direct nach Plescow. Hier stellte er sich dem General Wittgenstein vor und wurde von demselben einer Batterie zugetheilt, welche eben einen Lieutenant verloren hatte. — Es ging gut; der Graf versetzte ihn zur reitenden Artillerie; er hielt sich ungemein brav, trotzte den Gefahren und bewies

Geistesgegenwart und Thatkraft. Unter seinem General Markoff hatte er Gelegenheit, in der Nähe des Kaisers unter der Höhe von Montmartre sich auszuzeichnen. Nach zwei Jahren war er Artillerie-Capitain mit sieben Orden und erhielt mit meiner Genehmigung einen sehr vortheilhaften Abschied als Obristlieutenant. Sein General, der ihm ein überaus rühmliches Zeugniß ausgestellt, ist ihm gewogen geblieben und noch heute sein Freund.

Uns aber war auf dem Lande, als der Feind schon Kurlands Grenze betreten hatte, der Muth gesunken. Wir sahen die Auswanderer aus Riga unsere Strasse am Moissamaschen Krug vorbeiziehen, um sich nach der Residenz zu flüchten. — Aber auch da fing man schon an, die Gemälde und andere Kostbarkeiten einzupacken. — Wo soll man hin? war die allgemeine Frage — wo ist es am sichersten. Die meisten glaubten in Moskau, nicht ahnend, dass die ganze Macht gegen diese Hauptstadt sich wenden würde. In Reval glaubte man auf den Inseln des baltischen Meeres die beste Zuflucht zu finden. Jedermann sammelte und suchte so viel Geld als möglich in Bereitschaft zu halten. Aber Alle konnten ja doch nicht fort und von Mehntack aus war ein solches Asyl kaum zu erreichen. Mein Entschluss bestand darin, meine Familie nach der nächsten Stadt zu bringen, um sie vor unsern eigenen Bauern zu sichern, dann aber mit meinen eigenen und den benachbarten Wirthen gemeinschaftliche Sache zu machen zur Vertheidigung des häuslichen Heerdes; denn ich hielt es für ungleich besser, einen solchen Kampf zu versuchen, als einen elenden Tod zu sterben.

Inzwischen ward Smolensk erobert, Napoleon zog siegreich nach Moskau, nahm diese alte Mutterstadt — und liess nun befürchten, dass ein Theil seiner Armee nach Petersburg ziehen und dann auch unsere Provinzen heimsuchen werde.

Alles war in Spannung und banger Erwartung — die meisten suchten dem drohenden Unheil mit geduldiger Hingebung zu begegnen. Mein Haus, mein Gebäude, meine Felder und Wiesen sah ich nicht mehr als mein Eigenthum an, sondern als einen mir nur auf kurze Zeit vergönnten Besitz — ich bestellte die Wirthschaft gleichwie eine fremde Domaine, für die ich keine Verantwortung mehr hatte. — Indess gaben wir Rekruten, Milizen, Pferde und Wagen — Alles ohne Murren, ohne Beschwerden her. Der Bauer bestellte sein Feld und arbeitete auch für den Hof, und Gottlob, er war mehr besorgt, als aufrührerisch.

Einmal entgegneten mir die Wirthe, als ich ihnen sagte, dass die Franzosen noch weit hinter Riga wären: „ob diese Stadt auch noch uns gehöre?“ So beschränkt waren die Begriffe der guten Menschen von Russlands Grösse! Doch schien am trüben Horizonte auch eine schützende Wolke aufzusteigen, welche uns zwar noch eine Zeit lang zwischen Furcht und Hoffnung schweben liess, plötzlich aber auf den Feind herabfiel und seine Fortschritte auf immer hemmte. Es wurde wieder hell für uns — der Feind floh und erstarrte und unser Heer verfolgte ihn. Woldemar und Otto geleiteten ihn mit den übrigen Söhnen des Reichs. Sie überschritten Deutschlands Grenzen. Otto blieb mit seinem General Friedrich Rosen bei Danzig zurück und wurden dort geschlagen. Nicht besser gings in Norddeutschland; unser General Wittgenstein sah sich zu einem gewaltigen Rückzuge genöthigt, bis die Allianz mit Oesterreich der Sache einen neuen Aufschwung und neue Kraft verlieh.

Otto kam unter die weise Führung des jetzigen Königs von Schweden, damaligen Kronprinzen, und Woldemar rückte unter unserem edlen Alexander nach der Kulmer und Dennewitzer Schlacht bei Leipzig vor. — Nun gingen sie weiter

und zwar bis Paris, wo sich die beiden Brüder im Palais royal wiederfanden.

Wir Eltern aber hatten in Mehntack so mancherlei Sorgen ihretwegen. Weder Woldemar noch der sonst so fleissig correspondirende Otto schrieben, sondern liessen manchmal blos in den Zeitungen von sich hören. — So sassen wir einst voll Unruhe an unserem Mittagstische, als ein Brief von meiner Schwester aus Erfurt ankam. „Was kann das sein?“ sagte ich, „als Klagen und Bitten um Geld,“ und steckte den Brief in meine linke Surtout-Tasche. Ich wollte ihn erst nach Tisch aufbrechen; allein es war, als hätte dieser Brief sich an mein Herz gewandt oder dasselbe von seiner kalten Weissagung erwärmt — ich zog ihn wieder hervor, erbrach ihn und fand in demselben zwei Einschlüsse von beiden Söhnen, welche ihre Vaterschwester in Erfurt aufgesucht und mit ihr (Jeder ein Blättchen) an uns geschrieben hatten. Meiner alten Schwester und uns nicht weniger hatten sie dadurch eine unbeschreibliche Freude verursacht.

Nach einer 30jährigen Entfernung von ihrem Vaterlande musste es ihr ein wahrer Hochgenuss sein, diese beiden Krieger, deren Blutsverwandtschaft sie nach ihrem Briefe beim ersten Anblick geahnt hatte — zu sehen und zu umarmen. Solche Beischlüsse waren unter ihrem Siegel allerdings nicht vermuthet worden, desto heisser waren die Thränen, welche zärtliche Eltern aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung und Rührung weinten. Alle unsere Besorgnisse waren gehoben; unsere Söhne befanden sich wohl und hatten bei ihrer Tante Eroberung gemacht, die uns mehr galt, als manchem Souverain eine ganze Festung. Nach ihrer Rückkehr in das geliebte Vaterland erzählten sie uns von der gütigen Aufnahme dieser Tante noch viel und liessen ihrer Theilnahme und Güte volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die Truppen des Generals Rosen standen eine halbe Stunde von Erfurt und dahin war sie noch zu Fuss gegangen, um den Brudersohn zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. Eine jede Trennung hat etwas Feierliches, besonders unter Menschen, welche vor langen Jahren sich nahe standen. Ihr Wiederzusammentreffen erregt ein Aufjauchzen, das aus dem Herzen kömmt, und das Sprüchwort: Blut ist dicker, als Wasser, drückt den Sinn dieser Verwandtschaft unter den Menschen aus.

Woldemar hatte, wie oben erwähnt, einen ehrenvollen Abschied bekommen, besuchte den Jahrmarkt in Dorpat und fand dort seine jetzige geliebte Gattin. Es war seine Neigung, seine Wahl, sein Glück. Meiner Seits bedurfte es nur eines Briefes an seine Schwiegermutter, die verwittwete Majorin von Brandt, und er erhielt die Zusage. Im Februar darauf war die Hochzeit in Dorpat, die wir in willkommener Begleitung von Barbchen und Mohrenschildt, der Majorin Lüders und Frau von Klugen sehr angenehm mitfeierten. Auch ausserdem verlebten wir in Dorpat sehr angenehme Tage. Meine liebe Frau befand sich ziemlich wohl und theilte mit mir das wohlthuende Bewusstsein, einen Sohn, der unglücklich gewesen war, beglückt und geehrt zu sehen.

Wir nahmen uns vor, die Heimführung der jungen, liebenswürdigen Schwiegertochter an meinem Geburtstage als am nächsten 24. Mai 1816 in Mehntack zu feiern. Alles war dazu aufs Festlichste und Beste bereitet, das Wohnhaus hatte durch die vorhergegangene Bauveränderung und durch neue Malerei und verbesserte Meubles viel gewonnen; ein ovaler, weisser Staketenzaun zierte das Gehöft, in dessen Mitte sich ein Boulingrin befand, dessen hohe Flaggenstange durch seinen Schatten die Mittagslinie und zugleich eine Sonnenuhr anzeigte. Die Wege waren aufgeräumt und der grosse Heuschlag als

Park verbessert und meine liebe Frau hatte Alles angewandt, um die Gäste nicht nur gut, sondern auch mit besonderer Auszeichnung zu empfangen. Weil das Speisezimmer für 50 Gedecke zu klein war, sollten wir unter der grossen Birken-Allee im Garten zu Mittag essen. Von der Haustreppe bis zum belaubten Speisesaale hatte ich eine künstliche Allee veranstaltet. Alles lachte dem bevorstehenden frohen Tage entgegen und Niemand ahnte den bevorstehenden Zorn des Schicksals, der in wenig Stunden nicht nur die gedachten Freuden, sondern Alles rauben kann, was seit einem Menschenalter gethan und gewonnen war.

Am 23. Mai war ich mit meiner Frau, wegen vieler noch schwebender Obliegenheiten schon um vier Uhr Morgens aufgestanden; ich machte einen Gang zu den Säern aufs Feld — gegen sieben Uhr kam ich zurück und meine liebe Frau mir freundlich entgegen, um mir zu zeigen, wie alle ihre Vorbereitungen zu dem heitern Feste so gut gelungen waren. Lisette musste auf dem Flügel meine Lieblingspolonaise spielen und ich tanzte sie mit Caroline, welche die Stelle der Gouverneurin Wrangel vertrat, und mit welcher ich am morgenden Tage den Ball im blinkenden Saale eröffnen sollte. Wir tranken wohlgemuth unsern Caffee und der gemiethete Koch bat sich einige Bogen Papier aus, die er nöthig hatte — ich wusste nicht, welche verderbliche Wirkung sie haben würden. Da es immer noch früh war, erst neun Uhr, liess ich meinen alten Braunen satteln, umritt noch einmal das Saatfeld und machte einen Umweg nach der Hoflage.

Vor dem Moissamaschen Krüge kam der alte Pächter Leonti mir freundlich grüssend entgegen. „Eure Dörptschen Gäste,“ sagte er, „haben die vergangene Nacht in Kauko geschlafen und werden heute Nachmittag zeitig bei Euch eintreffen. Dieses habe ich von den hier anwesenden Leuten

erfahren. Auch wünsche ich Euch Glück zu Eurem morgenden Geburtstage und dass es Euch und Eurer Familie immer wohl gehe.“ „Ich danke Dir, guter Alter,“ war die Antwort, „wenn man einen Sohn gut verheirathet, dann hat man von der Vorsehung allerdings eine Wohlthat empfangen.“ Ich ritt nun weiter durch den Heuschlag zu dem Buschwächter längs dem niedlichen Hügel, dessen Rücken aufgeräumt und zu einem kleinen Fahrwege geebnet war; derselbe ist mit einem Wäldchen bewachsen, dessen Bäume einen kühlenden Schatten geben, ohne mit ihren Aesten die Spaziergänger zu belästigen. Ich kam auf die Stelle vor des Buschwächters Häuschen an dem Fusse dieses sich nicht weit erstreckenden Hügels, von wo aus ein breiter Durchhau gerade auf die Façade meines Wohnhauses hinweist.

Ein Blick darauf — aber o Graus! — das hohe Dach lichterloh brennend! Nebenbei gingen aus den an der Seite befindlichen Holz- und Stroh-Kujen schwarze Rauchwolken hoch in die Luft! „Gott,“ rief ich entsetzt, „muss ich so etwas erleben! Es ist um das Haus geschehen und dieselbe Hand, die es mir vergönnte, es aufzubauen, gebietet heute seine Vernichtung!“

Dieser Gedanke war tiefempfunden und von Thränen begleitet. Ich spornte mein Pferd an, es war aber schwerfällig wie Blei geworden und konnte nur gehen, nicht laufen — ich sah die wogenden Flammen und ihre gewaltige Gluth vor Augen, ich hörte das Geschrei, den Tumult der Menschen und sah das ganze Schauspiel in seinem vollen Grausen, bis ich die 1½ Werst zurückgelegt hatte.

Nun fand ich Alles in Bewegung — Alles ausgekramt — die Equipagen waren auf dem Gehöfte, aus der Wagenremise gezogen, die Pferde theils angebunden, theils frei herumlaufend und Hunderte von Menschen, die wegen der

Gluth des Feuers nichts thun konnten, um das Haus versammelt, denn alle Arbeiter vom Felde, alle Waimen vom Heuschlage und die Bauern aus dem nahen Dorf waren zu Hülfe geeilt, aber vergebens. Sie waren ohne Beile — der brennende Schornstein hatte das ganze Dach entzündet und unter demselben befanden sich alle seit zwanzig Jahren gesammelten schadhaften Meubles, Tische, Betten, Stühle, auch aufbewahrte Balken und Bretter. Alles war schnell entzündet und der brennende Russ aus dem Schornsteine hatte sich zwischen die Dachbretter und die Latten gesetzt, die auf jeder Rinne zwischen zwei Brettern aufgenagelt waren, der wehende Sturm hatte diesen brennenden Russ unter dem ganzen Dache verbreitet und es war daher nur an das Ausräumen und nicht mehr an die Rettung des Hauses zu denken.

Meine arme Frau sass, die Grosstochter Betti und Caroline neben sich, weinend auf einem bespannten Bauernwagen, die Chatulle und das Silbergeräthe bergend. Sie hatte sich meinen Schrecken gedacht und als sie mich sah, vermochte sie kaum zu reden. „O meine Gefährtin!“ sagte ich mit feuchten Augen, „hast Du Alles mit mir getheilt, so theile auch dieses Unglück, willst Du Dich darein fügen, wie ich es für Pflicht ansehe, so werden wir, obgleich viel ärmer, doch glücklich sein.“

Weinend streckte sie ihre Hand, nach dem Feuer hinzeigend, mir entgegen und da sie es nicht länger anzusehen vermochte, so fuhr sie in Begleitung einer Magd (korde) nach Moisama.

Nochmals ging ich in unser noch vor kurzem froh belebtes Wohnzimmer; denn die Lagen waren noch nicht ganz durchgebrannt, — ich wollte sehen, ob etwas Taugliches noch dageblieben war und nahm Abschied von dieser traulichen Wohnung, die, obgleich ausgeleert, noch so geschmückt dastand.

Das krachende Einstürzen von Oben aber bedrohte ihre Zerstörung und kaum war ich aus dem Vorhause im Freien, als ein brennender Streckbalken durchbrach. Da mit dem Gebäude nichts mehr anzufangen und alles Mögliche, selbst Thüren und Fenster fortgebracht waren, so bat ich die Leute, sich nicht mehr heran zu wagen und war nun auf Mittel bedacht, die so nahen Nebengebäude zu retten; denn 13 grosse Holzkujen, unter denen sich einige Strohkujen befanden und welche zwischen dem Bauernmagazin und dem Viehgarten mit dem Pferdestalle lagen, brannten, wie eine feurige Lohe. — Die Zäune daneben und dazwischen wurden abgerissen — die Leute besetzten die Häuser und Dächer und nachdem der hohe Dachstuhl eingestürzt war und ein warmer Regen längs den Feuerpyramiden herabfliessen konnte, so minderte sich die Gefahr der Ausbreitung des Feuers. Nur ein alter Pferdestall und eine Proberiege, welche sich hinter den Holzkujen befanden, wurden noch ein Raub der Flammen. Hätte der Wind die Richtung östlich genommen, so war es wohl um alle Gebäude geschehen und Alles ins Gehöft Gerettete wäre mit in Flammen aufgegangen. Gelobet sei Gott, dass mir nicht Alles genommen wurde. Meine Tochter Lisette hatte aus dem obern Stockwerke Vieles gerettet und aus dem Leinkasten alles stückweise zum Fenster hinausgeworfen — auch den schweren Dokumentenkasten mit 500 Rbl. S. auf den Bauwagen gehoben. Der Stubendiener Jaak hatte einen Theil meiner Bücher, Gewehre und Kleider gerettet — Alles wurde durcheinander in eine Handklete geworfen und erst nach mehr als einem Jahre konnte ich meine Bücher wieder zusammensuchen und aufstellen.

Als die glühenden Holzkujen zusammengestürzt waren und die Flammen nicht mehr vom Winde weiter getrieben wurden, liess ich die Gluth in ihrer Asche bewachen. Es

war ein gefährlicher Anblick, diese feurige Kohlenmasse. Ermüdet und erschöpft suchte ich ein Stündchen Ruhe im Zimmer der alten Grete. Dann begab ich mich zu meiner Frau nach Moisama. Die Fülle ihres Kummers sprach aus ihren Thränen. „O wir sind nicht so unglücklich, als es Dir scheint. Ein Leben in Eintracht und Ergebung macht in einem kleinen Stübchen zufriedener, als in einer grossen Wohnung.“

Sie gab mir ihre Hand darauf und hatte den guten Einfall, nach der Klein-Pungernschen Postirung den erwarteten Dörptschen Gästen entgegenzufahren und dort so lange zu bleiben, bis ich in der Herberge eine Wohnung ordnen könnte.

Die von der Dienerschaft bewohnten Zimmer waren dazu nicht geeignet; ich wählte eine ehemalige Volksstube, welche seit einiger Zeit als Roll- und Böttcher-Stube gedient hatte, es war die geräumigste. Allein die Streckbalken derselben hatten sich schon sehr gesenkt, daher mussten die Böttcher sogleich einige Pfosten, welche als Säulen untergesetzt wurden, behobeln. Es wurde gescheuert und die geretteten Meubles hineingetragen, auch bessere Fenster von Aussen angeschlagen. In einigen Stunden war diese Wohnung nicht mehr kenntlich. Frische Birkenbäume deckten die Wände zwischen den Mahagonispiegeln, wohlriechende Kräuter die Mängel der Diele. Ausserdem wurden auch ein paar ehemalige Amtmannszimmer in den Stand gesetzt. Nachdem ich die erste Nacht in dieser Wohnung geruht hatte, schienen die niedrigen Zimmer derselben im Glanze der Morgensonne sehr freundlich; sie waren noch nie so elegant gewesen, als jetzt. Glücklicher Weise fiel mir noch zu rechter Zeit ein, nach Jewe und anderen Orten entsprechende Nachricht gelangen und absagen zu lassen. Gegen Mittag fuhr ich nach Kleinpungern. Hier fand ich Frau von Brandt, ihre Tochter, meinen Sohn, die Majorin

Lüders und Frau von Klugen. Bei einem einfachen Mahl feierten wir den Geburtstag mit einer Gesundheit. — Nach Mittag ging es nach Mehntack und die Gäste wurden im Böttcherzimmer unter den Säulen und Bäumen freundlichst empfangen.

Nach dem Abendessen gestaltete sich dieser Raum mittelst Schirme zu verschiedenen Abtheilungen. Frau von Brandt und Tochter waren nach dem Garten zu gebettet, Frau von Lüders hatte ihre Schlafstelle linker Hand und Frau von Klugen die ihrige rechts mit einer meiner Töchter; Vater und Sohn behalfen sich im kleinen Amtmannszimmer, wo nur zwei Betten und ein kleiner Tisch stehen konnten. In der vordern Stube hielt sich einstweilen die übrige Familie auf.

Den andern Tag besuchten uns die meisten Nachbarn in unserer Sommerwohnung und wir verlebten mit ihnen angenehme Stunden. Wir waren mit dem engern Raume so zufrieden, wie unsere Vorfahren, denen derselbe oder die unter einander sich selbst genügten. Die schönen Tage des Mai, der nahe Garten und die gute Stimmung der Gäste, welche alle zur Erheiterung meiner Frau beitrugen, hielten auch unsere Dörptschen Gäste mehr als 14 Tage beisammen. Nur mein Sohn Woldemar empfand den durch die Feuersbrunst uns bereiteten Verlust am schmerzlichsten. Er dachte an die Folgen, an die Kränklichkeit der Mutter, an das Alter des Vaters und dass ich ein solches Haus in meinen Verhältnissen nicht leicht würde wieder herstellen können. Er hatte nicht Unrecht, da wir kein orientalisches Klima haben und an Wärme und Bequemlichkeit gewöhnt waren.

Es wurde beschlossen, dass, nachdem die Gäste uns verlassen hätten, meine Frau und Familie nach Narva ziehen, ich aber während des Sommers einige Zimmer anbauen sollte.

Es geschah, wir mietheten das ehemalige Cramer'sche Haus und nun zog meine Frau mit zwei Töchtern (Caroline und Lisette) und der Grosstochter (Betti) in die Stadt. Bis zum September waren drei Zimmer (zwischen den beiden Herbergen) wieder im Stande. Im October kehrte meine Familie aus Narva zurück und wir begnügten uns mit den niedrigen Zimmern, als wäre uns vom Schicksal keine bessere Behausung beschieden gewesen.

Doch liess der kalte Winter uns bald die Unzulänglichkeit einer solchen in der Eile nothdürftig wiederhergestellten Wohnung fühlen, so dass wir auf den Gedanken kamen, unser Gut an Baron Wrangell von Uhhe zu verarendiren. Es wurde ihm im Januar 1818 proponirt und im Februar war der Arendacontract auf drei Jahre abgeschlossen. Wir zogen den 8. Mai 1818, gerade nach 30 Jahren, von Mehntack ab, und waren mit Hülfe der Post in zwei Tagen über Reval in Nurms. Hier hielten wir uns einige Wochen auf und begaben uns dann in unsere Stadtwohnung bei Bürgermeister Saleman. Auch Mohrenschildts Kinder erster Ehe nahmen wir nebst Betti zu uns, damit sie mit Julius den Schulunterricht theilten. Mohrenschildt trug zur Miethe bei und schickte verschiedene Naturallieferungen.

So waren wir also revalsche Einwohner geworden und vertauschten die bisherigen ländlichen Beschäftigungen, die wirthschaftlichen Sorgen und den ewigen Verdruss mit einer Menschenklasse, die, obschon zu schwerer Arbeit geboren, sich derselben gern zu entziehen strebt — mit dem geselligen und ruhigen Stadtleben. In der That fühlten wir uns ungleich sorgenfreier und erheiterter, als wir es auf dem Lande, und besonders nach dem Verlust einer guten Wohnung hätten sein können.

Man rühmt uns das Landleben; der Dichter findet unendlichen Reiz in der schönen Natur, in der Schilderung des häuslichen Glückes, in der Einfachheit der Sitten, in dem Genusse der Unschuld und der Ausübung der Biederkeit und Treue. Aber die schöne Natur verwandelt sich oft in eine rauhe, erzürnte oder strafende; das häusliche Glück ist nicht immer Attribut des Landlebens; es hängt von der Denkungsart der Familie und ihren guten Sitten ab. Aber eben so gut, wie es viele nicht glückliche Land-Bewohner giebt, findet man in der Stadt auch viele rechtschaffene, fleissige und musterhaft tugendhafte Menschen. Die Sitten sind freilich in der Stadt nicht so überaus einfach, wie auf dem Lande — aber auch hier findet man viel Verderbtheit und eine Zügellosigkeit, wie man sie in der Stadt sich kaum erlauben darf und kann. Die Unschuld und Biederkeit des Landmannes ist keineswegs allgemein; er ist eben so interessirt, wie der Städter, noch dazu aber geiziger. Er ist unschuldiger, weil Versuchung und Verführung seltener an ihn herantritt und seine Treue ist bei seiner geringen Bildung nicht die zuverlässigste. Wollen wir uns den Landmann so gut und edel und folglich auch so glücklich denken, wie die Einbildungskraft des Dichters ihn zeichnet, so gehört auch ein mit solchen Eigenschaften begabtes Volk dazu, oder eine Zeit, wo Sitten und Gebräuche einfacher und besser waren und ein Ort oder ein Land, das gesucht werden muss, das aber nicht überall da, wo gerade keine Stadt liegt, zu finden ist.

Erziehung und lang beobachtete Gewohnheiten machen ein Landvolk besser, als das andere und es ist zu bewundern, wie ganze Dörfer verdorben sind und mitten unter ihnen auch ein gutes sich befindet.

Die Beispiele wirken nirgend so mächtig, als bei dem Landvolk. Es beharrt bei den aus grauer Vorzeit über-

kommenen Gebräuchen und Gewohnheiten und ist daher auch so schwer von denselben abzubringen. Es lässt sich hierbei nicht etwa von Ueberzeugung leiten, wie die gebildeten Menschen; sondern nur daraus, weil es so und nicht anders gewesen ist, folgern sie, dass es nicht anders sein kann und darf. Sind die Vorfahren gute, exemplarische Menschen gewesen, so ist dieses fortgeerbt und sie haben sich auch durch nichts irre machen lassen, gerecht, gut und fromm zu handeln, sie meiden den Umgang der Schlechten und diese müssen Achtung vor jenen haben.

Aber leider wirken eingerissene Laster und Trägheit noch stärker auf die Nachkommen, als die guten Sitten der Vorfahren. Es kostet unendlich mehr Mühe, einen alten eingewurzelten Baum der Erde zu entreissen, als einen jungen Baum zu pflanzen. Wie viel Hände und welche Gewalt gehört zu Ersterem; Letzteres vollführt auch eine zarte Hand.

Auf dem Lande aber thut ein Prediger in der That grosse Dinge, wenn er seinem Berufe nachgeht, wenn er Lehrer und Vater des Landvolkes ist. Kaum irgend einem seiner Staatsdiener kann ein Fürst so viel verdanken, als diesen Landpredigern. Möchten sie nur durch Lehren und Beispiel stets den Zweck ihres Amtes zu erreichen suchen und nicht diesen so ehrwürdigen Zweck zur Nebensache und ihren Erwerb und ihren Genuss zur Hauptsache werden lassen.

Sowohl auf Stadt- als Landleben wirken hauptsächlich die Regierung und die durch selbige getroffenen Einrichtungen und Anstalten, Schulen und Kirchen für die allgemeine Ruhe und Ordnung. Man könnte aber beinahe sagen, dass der höhere Grad der Bildung in den Städten auch einige Verderbtheit mehr allda zu Wege bringt, als auf dem Lande.

Eine zwischen Stadt- und Landleben angestellte Parallele giebt viel zu bedenken. Ich bin bis ins 60. Jahr meist nur

Landmann gewesen und nur die letzten drei Jahre habe ich in Reval zugebracht. Ich ehre die Amtsgeschäftigkeit, die wissenschaftlichen, so wie die Schulunterrichts-Bemühungen, den Erwerb, den der Kopf und die Feder schaffen muss, den freien Umgang unter den Ständen, ja selbst die Erholungen, welche sich die, zu jenen Laufbahnen berufenen Männer, erlauben und wegen ihrer Lebensart haben müssen. Ich finde mehr Genuss und Nahrung für den Geist und die Seele in einer Stadt, wie Reval, und darf es behaupten, dass das, was man in dieser Hinsicht auf dem Lande sucht, weit schwerer, als in der Stadt anzutreffen ist. Der Landmann ist zu sehr an seine Wirthschaft und sein Interesse gebunden und zu sehr auf den Umgang mit seines Gleichen beschränkt, als dass dieses nicht einen unverkennlichen Einfluss auf seinen Charakter, auf seinen Umgang, ja selbst auf seine Sprache haben sollte.

Schwerlich lässt sich gründliches Studium und geistige Fortbildung mit wirthschaftlichen Beschäftigungen vereinigen, daher findet man bei andern und bei sich selbst es oft nothwendig, in einer Stadt den Umgang anderer Menschen zu suchen. Freilich ist man in der Stadt mehr gebunden; man muss der persönlichen Achtungs-Bezeigung, dem Tone, den Sitten, den Aufmerksamkeiten der Menschen mehr Bequemlichkeit, mehr Selbstbeherrschung, mehr Entsagung opfern. Allein dient dieses nicht zur Erweiterung unserer eigenen Kenntnisse, erlangen wir dadurch nicht mehr Bildung und Einfluss und sind derlei Erwerbungen nicht dem zweifelhaften Gewinne vorzuziehen, den ich aus meinem Gute und durch meine Speculation zu erzielen mich bemühe?

Den Schönheiten der Natur und gewissen Annehmlichkeiten des Landlebens lasse ich ihren Werth, nur der Behauptung, dass das Landleben eine Haupt-Quelle der mensch-

lichen Glückseligkeit sei, wollte ich entgegentreten; ich wollte auch einer guten Stadt ihren Werth und die Anerkennung ihrer fleissigen und gebildeten Einwohner lassen; diese suchen ja selbst das Land auf, aber weniger die Landbewohner, als die Luft und ihre Produkte.

Es gab allerdings eine Zeit, wo ich eine Art Widerwillen gegen die Stadt hegte, weil ich damals nur aus Nothwendigkeit sie besuchen musste, mich als Fremdling in derselben fühlte und nur Geschäfte in derselben hatte, welche ich gar nicht schnell genug abwickeln konnte, um nur bald wieder nach Hause zu kommen. Allein seitdem ich mich häuslich in der Stadt niedergelassen habe, als Familienvater derselben angehöre, finde ich Geschmack und Vergnügen an dem Stadtleben, welches ich vorher nicht kannte.

Was die Verderbnisse, die Versuchungen betrifft, die man dem Stadtleben zum Vorwurfe macht, so sind diese mehr Sache des eigenen Hanges zur Leidenschaft, als ein städtisches nothwendiges Uebel; denn wer die Ausschweifung, das Wohlleben liebt, der kann auch auf dem Lande in einer zwar weniger raffinirten, aber desto rohern Art den Leidenschaften fröhnen. Grundsätze, Beschäftigungen und Pflichteifer müssen jedem Wohlthenden sowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt die Regeln des Verhaltens vorschreiben. Die guten Leute jeder Classe, welche sich in der Stadt befinden, müssen meine Gründe rechtfertigen und in Schutz nehmen. Es mag übrigens nur den grossen Städten der Vorwurf, dass sie das Laster begünstigen und das Verderben der Menschheit befördern, mit Recht zur Last fallen. Wehe denen, die nur ihrer Lüsternheit fröhnen und nicht diejenigen grossstädtischen Seiten zu benutzen wissen, welche zur Ausbildung des Geistes, zur Entwicklung aller Anlagen und zur Veredlung des Daseins dort geboten werden.

Das Landvolk ausgenommen, welches durch Arbeitsamkeit und ohne es zu wissen und zu wollen, das Band der Ehe treuer und fester knüpft, also auch mehr ehrt, als andere Stände, mag es zweifelhaft sein, wo es mehr glückliche Ehen giebt. Aber ich glaube wohl, dass eine kritische Untersuchung das Uebergewicht der nicht glücklichen Ehen eher auf dem Lande, als in der Stadt finden würde.

Die Erfordernisse einer recht glücklichen Ehe sind zu gross und zu selten, als dass sie oft beisammen gefunden würden. Sie sind im Ehestande eben so rar, als in dem Verhältnisse der wahren und ächten Freundschaft. Es ist vielleicht eine weise Einrichtung in dem Weltall, dass nicht alle Ehen glücklich und alle angeknüpften Freundschaften dauerhaft sind. Sonst müsste ja Trennung unüberwindlich und der dadurch verursachte Schmerz tödtlich werden. So aber, wie es in der Welt hergeht, wo etwa nur ein Theil und selten beide Ehegefährten in voller Eintracht und Liebe sich ergeben sind, wo Herrschsucht und Leidenschaft sich eines oder des andern Theils bemeistert oder wo einer oder der andere Theil seinen Beruf vernachlässigt, oder gar die Heiligkeit des Bandes verletzt, das Beide auf immer verknüpfen sollte, — da wird auch die Trennung weniger schmerzlich und der nachgebliebene Theil findet sich nicht so unglücklich, als da, wo Einigkeit, Nachgiebigkeit und ebenso grossmüthige Verzeihung, als sanfte Zurechtweisung der Schwächen, wo Geduld und treue Beharrlichkeit, wo Pflicht-Erfüllung und andere achtungswerthe Eigenschaften den Grundcharakter der beiden Eehälften ausmachen. Noch mehr, wo beide Theile wider alle Versuchung unbestechlich sind, wo keine Mode, kein Luxus den einen oder andern Theil zu seinem Schaden hinreisst, wo gleich gute Grundsätze in der Erziehung, in der Begegnung der Lehrer und Hausgenossen und in dem Verkehre mit dem Eigennutze

der Menschheit beiden Eheleuten oder wenigstens dem regierenden Theile zur Seite stehen. Da ist, sage ich, eine wirklich glückliche Ehe unter allen Verhältnissen des Lebens. (Die Armuth ausgenommen, mit dem Unglück, nicht wirken zu können.) Aber wer unter den Sterblichen getraut sich, so viel Vollkommenes beisammen zu suchen und zu finden? und wer würde es unternehmen können, seine Wahl nur nach hochgespannten Ansprüchen zu treffen? Leidenschaft, diese wichtige Triebfeder, macht die meisten Menschen in der Liebe so blind, dass sie während der seligen Empfindungen sich selbst besser vorkommen und gleichsam als Engel vom Himmel erscheinen, bis der Rausch der Liebe vorüber und die Stunden der Seligkeit denjenigen Platz machen, wo der Mensch sich wirklich wieder zeigt, wie er ist, wo er frei handelt nach seinen ihm angeborenen und angenommenen Grundsätzen, wo der Engel eine ganz andere Gestalt annimmt und der vortreffliche, anbetungswürdige Geliebte sich in einen hässlichen oder gar ekelhaften Menschen verwandelt.

Wenn jedoch Beide diese Klippen zu vermeiden, Beide ihre vortrefflichen Eigenschaften zu conserviren verstehen, — alsdann gesegnete, glückliche Ehe! alsdann, Ihr Lieben, mag eine weise, bedächtige Wahl oder ein günstiger Zufall Euch zusammengebracht haben, kann man mit Recht sagen, dass diese Ehe im Himmel beschlossen ist; Ihr seid glücklich und werdet es bleiben bis ans Ende.

Oft tröstet man sich damit, dass alle Ehen im Himmel geschlossen wären und daher auch keine Trennung stattfinden solle. Eine nähere Untersuchung des Wortes schliessen und seine Ableitung möge diesen Satz beleuchten.

Die Ehe überhaupt ist im Himmel angeordnet und also auch beschlossen worden. Bei ihrer Vollziehung beruft sich der Prediger darauf und segnet das junge Paar salbungsvoll

ein. Alles sagt Amen und die geladenen Gäste freuen sich und springen die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen, weil ein Paar Menschen sich lieben und nun auf immer in ihrer Liebe verbunden sind. Die Ehen sind wahrlich im Himmel geschlossen, sagt man, und nun wird den ganzen andern Tag frisch darauf los gratulirt. Wenn aber nach den Flitterwochen oder nach Jahren die vorigen Tage zurückgewünscht werden, wenn die heissen Thränen der weichen Seelen, oder Reue und Unmuth des stärkeren Theils die Stelle des vorigen Sehnsens vertreten; wenn zwei Menschen in der That so unglücklich werden, dass sie nicht länger zusammen leben können und sich endlich müssen scheiden lassen, dann möchte ich wissen, ob eine solche Ehe auch im Himmel geschlossen sei. Es würde dem Himmel wenig Ehre machen, diese Ehe mit allen andern geschlossen zu haben und der Prediger müsste mit all seinem Ehrgeize doch verlegen werden, wenn er ein solches im Himmel geschlossenes Ehepaar wieder von einander reissen müsste, es sei mit oder ohne Erlaubniss, sich wieder verheirathen zu dürfen. Unsere Sprache ist in vielen wichtigen Dingen nicht rein, nicht gründlich genug. Denn zur Ehre der Gottheit lässt sich nur von guten Ehen sagen, dass sie im Himmel beschlossen und geschlossen sind, keineswegs aber von den verfehlten, besonders von den aus Eigennutz und niedrigen Absichten geknüpften. Die bösen, schrecklichen und naturempörenden Ehen bleiben, was sie sind: ein Beschluss schlechter Menschen, deren Bund, weit entfernt, eine Freude der Engel im Himmel zu sein, allenfalls ein Triumph des Teufels oder des Pluto in seinem Orkus genannt werden könnte.

Es gab einmal einen Stadtmusikus benannt Sonn, der auf allen Hochzeiten aufzuspielen pflegte. Wenn man ihn nach solch einem Feste den andern Tag fragte, wo er den Tag

vorher gewesen, so pflegte er gemeinlich zu sagen: „Gestern haben wir wieder ein Paar ins Elend hineingespielt.“ Du guter Sonn hattest um so mehr Ursache, Dich dieses Ausdrucks zu bedienen, weil Deine Frau durch Untreue Dich während Deines Spielens unglücklich machte und dabei Deinen mühsamen Gewinn zu ihrer Leidenschaft missbrauchte.

Wenn ich einen Prediger vor das stille Brautpaar treten sehe, so ergreift mich ein heiliger Schauer und ehrfurchtsvoll folge ich den weihevollen Worten, die er an dasselbe zu richten hat. Die Worte der Einsetzung der Ehe und ihre Vorschriften sind erhaben und orientalisches gross. Selbst der Freigeist und der Leichtsinige müssen in solch einem Momente von Ehrfurcht durchdrungen werden. — Wenn ich aber die Violine stimmen und streichen höre, dann verzeihe es mir der liebe Gott, dann fällt mir der Stadtmusikus Sonn ein, und der Contrast zwischen seinen Worten und jenen des Predigers erregt in mir eine Anwandlung von Heiterkeit, die ich wohlweislich zu verbergen suche.

Die Harmonie der Musik lässt sich mit der Uebereinstimmung der Menschen zum Zwecke der Ehe sehr gut vergleichen. Um ein gutes Duett aufzuführen, müssen beide Instrumente sehr richtig und rein gestimmt sein, ihre ganze Structur muss dazu beitragen und nur nach den Regeln der Kunst und des Gehörs kann ein Instrument das andere begleiten; eine Stimme muss der andern bald nachgeben, bald vorgehen und wenn sie Beide zugleich spielen, kann nur reine Harmonie das Ohr ergötzen, und das Vergnügen, das man dabei empfindet, himmlisch werden. — Aber wehe dem Ohr, wenn weder Instrument, noch Stimmung, noch Harmonie etwas taugen. Es ist schon abschreckend, wenn nur eins von beiden nicht übereinstimmend ist; schon durch einen Misston, durch einen Fehler wird das Ohr beleidigt. So urtheilt man auch

von der Ehe und ein Paar Liebender, welches in die Welt tritt, um das lange Duett vorzutragen, muss wahrlich sich selbst kennen, sehr für einander geschaffen sein und in allen Vorfällen seines Lebens die Regeln der Weisheit und Klugheit beobachten, wenn es in Eintracht und Harmonie bis ans Ende ausharren will.

Ein verständiges Frauenzimmer in unserer Familie sagte einmal, man müsse einem jungen Paare nicht gleich nach der Hochzeit gratuliren, sondern erst nach einigen Jahren. Aber die Ehen werden so schnell, so übereilt geschlossen, dass man mit den Glückwünschen auch zeitig bei der Hand sein muss, um sie nicht zu spät anzubringen.

Ein Mann, der um die Hand seiner Geliebten anhält, versichert seine Liebe und verspricht, sie glücklich zu machen. O wie warm und feurig thut er dieses Versprechen! Und das junge Frauenzimmer, in diesem Augenblicke von ähnlicher Leidenschaft hingerissen, wirft sich ihrem Anbeter willig in die Arme.

Billig sollte eine so Umworbene den feurigen Liebhaber erst fragen: „Werden Sie mich auch immer lieben und wodurch glauben Sie, dass Sie mich glücklich machen werden? Nehmen Sie sich Zeit, diese meine Fragen zu beantworten, um mir ein Versprechen der Ueberlegung, nicht aber der Leidenschaft zu geben, und ich meinerseits will es auch bedenken, ob auch ich die Eigenschaften besitze, die erforderlich sind, dass auch ich Sie, mein Herr, glücklich machen kann.“

Ich glaube, dass ein solches Präludium mehr zum Glück einer Ehe beitragen würde, als die gewöhnlichen Vorbereitungen, Erkundigungen, Empfehlungen und Nachreden. „Werden Sie mich auch immer lieben?“ Wer hierauf als ein Mann von Ehre antworten kann, d. h. der da hält, was er verspricht, dem ist zu trauen. Und dennoch, wenn der Engel sich ver-

wandelt, könnte er doch einst sagen: „Als ich mein Versprechen gab, hielt ich sie, meine liebe Frau, für so gut und würdig, immer und ewig geliebt zu werden; wie sind Sie aber so ganz anders, als Sie schienen und wie wenig Anlagen besitzen Sie, einen Mann auf die Dauer zu fesseln. Sie erschweren es mir und hindern mich, mein Wort zu halten. Aber auf der andern Seite und nur zu oft liegt die Schuld der Nichtübereinstimmung, der Trübseligkeit der Ehe und des ganzen Unglücks auf den Schultern des Mannes einzig und allein. Wenn er nur das liebe Ich zum Abgott werden lässt, wenn er sich Alles, selbst die Untreue erlaubt, und dann ein empfindsames gutdenkendes Weib nicht achtet, wohl gar ihre Empfindlichkeit ins Lächerliche zu ziehen weiss, alsdann entstehen Verhältnisse, wie der rührende Vorfall einer Familie oder eines Frauenzimmers von Seele und Geist, welche, zu schwach, ihr Unglück länger zu ertragen, ihren Mann verliess, und eine Stunde vor ihrer Abreise folgenden Brief in seiner Abwesenheit schrieb und zurückliess:

„Mein lieber F.!

So sind wir denn nun auf immer getrennt; ach F., Du lehrtest mich innig und zärtlich zu lieben; aber Du hast mich auch unaussprechlich unglücklich gemacht! Ich sitze nun verlassen, habe nichts in der Welt, das mir Freude macht, das ich dereinst in alten Tagen als Stütze ansehen könnte — und Du genieusst diese Freiheit, die Du lange schon als Glück Dir wünschtest. Gott gebe, dass nie Reue Deine Tage verbittere. Prüfe, überlege und klage mich nicht falsch an; denn obgleich ich nie Estlands Grenzen betreten werde, so wünschte ich doch, nicht unverdient als die Urheberin unsers unglücklichen Schicksals beschuldigt zu werden. Gott gab mir ein zu fühlendes Herz, und Dir einen Charakter, der nur ohne allen, selbst den geringsten Zwang, sich glücklich dünkt;

beschuldige mich eines andern Unrechts, als den Gram, den ich Dir etwa durch Eifersucht verursacht habe? — Ob Du bis zum letzten Grade meine Liebe beleidigt hast, will und mag ich nicht behaupten, aber nie werde ich die herzerschütternden Kränkungen vergessen, die Du in Deiner Hitze mir zugetheilt. Sage selbst, habe ich je gesucht, Dich, obgleich Du nicht fehlerfrei bist, zu demüthigen, Dir Deine grossen Schwachheiten je öffentlich hergezählt? Und war es nicht die angenehmste Unterhaltung für Dich, mich wegen meiner Eifersucht lächerlich zu machen, die doch ihren Grund hatte? Der Allmächtige vergebe Dir diese Schwachheit. Es geschah, glaube ich, mehr aus Eigenliebe, um Deinen Witz spielen zu lassen, als aus bösem Herzen, aber immer war es doch nicht edel von Dir, da Du doch selbst mich gewählt hattest, gelobt hattest, mit mir Freude und Leid zu theilen, schon Jahre lang Mann und Vater warst.

„Du trenntest Dich von drei Kindern, um nur ungehindert einem zügellosen Leben nachgehen zu können. O Estland! Ort des Verderbens! für die Bevölkerung wird gesorgt, aber Kopf und Herz werden vernachlässigt, irre geführt. Man lehrt den Jüngling nur glänzen, witzeln, reiten, Pferdekennner zu sein, aber redlicher, rechtschaffener Gatte, denkender Vater zu werden, dazu erzieht man seine Söhne nicht. Ein Knabe wird in öffentliche Schulen gethan, wo böse Beispiele ihn verderben; ob er etwas lernt, ob sein Kopf zur reifen Ueberlegung gebildet, sein Herz für Edelmuth empfänglich gemacht wird, das sind Dinge, nicht des Nachdenkens werth. Man lehrt ihn nicht, Leidenschaften, Schwachheiten bezwingen, er wächst heran, die einmal gefassten Grundsätze befestigen sich, und nun handelt er nach Eingebungen seines stumpfen Kopfes und verdorbenen Herzens. Bei Gott, dies ist die Ursache so vieler unglücklichen Ehen. — Prahlucht, Eigenliebe stürzt die besten

Vorsätze um, verdirbt in Augenblicken, was durch Mühe in Jahren verbessert und polirt worden ist.

„Du hast ein gutes Herz, aber Du warst bis zu Deinem achtzehnten Jahre gewohnt, immer nach Deinem Willen zu handeln; Widerspruch kanntest Du gar nicht, Du mochtest gut oder übereilt handeln, und darum fühltest Du Dich, da Du in einen neuen Stand tratest und neue Verpflichtungen schuldig warst — unglücklich.

„Werde nicht unwillig über die letzten Ergiessungen meines Herzens, es ist der letzte gute Rath, den ich Dir gebe; nimm ihn zu Herzen, werde ein besserer Mensch, und mache eine Andere glücklicher, als ich es wurde, und gründe dadurch auch Dein eigenes Glück. — Nun das letzte Lebewohl! Vergiss alles Vergangene. Streiche die sechs Jahre unserer Ehe aus Deinem Leben, denn die Erinnerungen an sie könnten Dir Thränen der Reue ablocken, und bete zu Gott, dass er die Wunden, die Du meinem Herzen schlägst — bald heile, und mich dort aufnehme, wo alle Täuschungen aufhören, und erflehe mir dort das Glück, das diese Welt mir so grausam entzogen. Könntest Du nur einmal die Martern fühlen, die ich gelitten habe und noch leide, — Du wärest menschlicher mit mir umgegangen. Ich vergebe Dir das Unrecht, das Du mir thust, wie Gott mir dereinst auch meine Sünden vergeben wird. Bis zu dem entscheidenden Augenblick, wo der gerechte Richter mich zur Rechenschaft fordert, werde ich trauern und meiner Bestimmung bittere Thränen weinen, die uns zu unserem Unglück bekannt werden liess. — Schenke mir Deine Freundschaft, da doch ehrliche Liebe in Deinem Herzen für mich nicht laut werden kann. So machst Du das kummervolle Leben doch wenigstens erträglich Deiner unglücklichen Freundin.“

F. geb. R.

Diesen Brief fand der Gemahl bei seiner Rückkunft auf dem Tische liegend. Sie war mit den Kindern nach Livland in ihre Heimath verreist, wo sie blieb, und, wie man sagt, nicht lange darauf ihre Tage in Schwermuth endigte. Es ist möglich, dass ihre Eifersucht, die an ihrem empfindsamen Herzen nagte, übertrieben war, aber verdiente diese Frau nicht Schonung und Liebe? — Sie war nach ihrem Briefe zu urtheilen, eine gebildete, edeldenkende Gattin — dieses beweist ihre Schreibart, ihre Grundsätze über Erziehung, ihre Religiosität und ihre zarte Empfindung. — Die unserm Estland gemachten Vorwürfe sind etwas stark in Ansehung der Pferdeliebberei, aber nicht unwahr. — Was sie von der Bildung der jungen Leute sagt, passt mehr auf die damalige Zeit, indess können die in der Erziehung vernachlässigten Söhne wohl den Ausruf veranlassen: — „Bei Gott, das ist die Ursache so vieler unglücklichen Ehen!“

Ihr Gemahl, als er diesen Brief vor sich fand, vergoss bittere Thränen, und theilte denselben seinen Freunden mit. Er bewies eine ehrliche Reue und dass er sie doch hochschätzte. Dieser Mittheilung verdanke ich die Gelegenheit, diesen Brief hier einzurücken. Er ist ein Denkmal einer vortrefflichen, zu tief fühlenden Gattin, die einer besonderen Schonung werth war. Sie bleibt noch in der Asche ein alles Mitleides und aller Achtung werthes Frauenzimmer, und die Töchter Estlands mögen ihr Schicksal sich zur Warnung, und die Männer Estlands ihre Grundsätze zum Beispiele dienen lassen. Ihrem Andenken weihet ein jeder fühlende und denkende Mensch gern eine Zähre.

In neueren Zeiten ging ein Familienpaar mit seinen Kindern nach Deutschland; in dieser Gesellschaft befand sich auch ein Arzt, der Hausfreund gewesen war. In Deutschland blieb die Gemahlin mit dem Arzte zurück, während der Mann eine

Reise nach Paris unternahm. — In dieser Zwischenzeit entschloss sich die Frau, mit diesem Arzte ihren Gemahl zu verlassen. Beide gingen zu Schiff nach Dänemark, und von da weiter nach London. Der Mann blieb mit zwei erwachsenen Töchtern und zwei Söhnen nach und liess sich hernach scheiden.

Diese Geschichte machte ein halbes Jahr hindurch in Reval und auf dem Lande die Runde. Sie ereignete sich in einer der ältesten und ausgebreitetsten Familien; man konnte es der Mutter, einer angenehmen, lebhaften Frau, nicht vergeben, ihren Mann und die erwachsenen Töchter verlassen zu haben und noch dazu mit einem verheiratheten Manne sich auf diese Weise in Verbindung zu setzen. Genug, es geschah zur Kränkung der Familie und zum Aerger aller rechtlichen Frauen.

Sollte blos Leidenschaft die Veranlassung gewesen sein? Vielleicht war sie mit im Spiel, obgleich der Arzt nicht mehr jung, aber ein Naturphilosoph war, dem die Ueberredungskunst sehr zu Gebote stand.

Der Mann aber, er verarge es mir nicht, erscheint hierbei nicht ganz vorwurfsfrei. Beide Eheleute waren schon mehr als 16 Jahre verheirathet und wie gesagt, Eltern mehrerer zum Theil erwachsener Kinder. Welche Mutter, wenn sie einen noch rüstigen Mann hat, wie hier der Fall ist, könnte schwach genug sein, sich so weit zu vergessen, sich an einen verheiratheten Mann zu hängen, wenn nicht ganz eigene Ursachen zu einem so grossen Fehltritt verleitet hätten. Ein Mann wie dieser konnte seine Frau sehr leicht von ihrem Irrwege zurück bringen und gewiss hätte sie bei ihrem natürlichen Verstande, einem guten Rath oder vielmehr den gehörigen Massregeln nachgegeben. Aber ein Hausfreund, wie dieser Arzt, ist ein Mann, den man eher von sich entfernen, als an sich ziehen muss. Ueberdem hatte dieser Arzt eine

hübsche Frau, mit welcher Herr N. N. sich eingelassen hatte. Eine kleine Rache mochten beide Theile genommen haben, sie benutzten die Gelegenheit und auf diese Weise entstand eine Familientrennung und -Verwirrung, die den schuldigen Theilen wohl nie Befriedigung gewähren kann.

Ihr Männer, liebet eure Weiber; vermöget ihr dieses nicht, so kränket sie wenigstens nicht. Es sind empfindsame, ohnehin leidende, uns so unentbehrliche Mitmenschen. Fehllet ihr selbst in eurer Treue, so versaget ihnen wenigstens nicht eure Achtung oder eine gute Begegnung. Das vorige Beispiel und das gegenwärtige, obgleich in den Folgen verschieden, haben wohl darin etwas Uebereinstimmendes, dass die Frauen sich sehr gekränkt gefühlt, — die eine opferte schwermüthiger aber verzeihlicher Weise sich selbst auf, die andere nahm zu unverzeihlichen Hilfsmitteln ihre Zuflucht und übte wahrscheinlich eine Art von Rache. Beide Weiber hätten grossmüthig die Fehler der Männer übersehen und dulden sollen.

Das menschliche Herz ist weich geschaffen und wo kein Freund, wie es der Gatte sein sollte, aufrichtig und belehrend einwirkt, da wird auch das gute, standhafte Herz ebenso hingerrissen, als unter andern Umständen verdorben und verhärtet. Ich glaube, dem schuldlosen Theile kann es nicht schwer fallen, dem andern den Hang zur Untreue zu benehmen. Eine gewisse Achtung und ein Uebergewicht über die Schwäche des andern Theils werden der Tugend stets zur Seite stehen und es ist eine unbesonnene, verderbliche Massregel, durch Nachahmung eines schlechten Beispiels sich rächen zu wollen.

O Natur! welche schwere Lasten legst Du oft uns auf, wie strafst Du unser noch so reiflich überlegtes Verhalten, wenn wir nicht geübt, nicht stark genug sind, dich zu überwinden. Nur Derjenige, dem dieser Sieg gegeben ist, kann der Leidenschaft Trotz bieten. Unzählige Menschen hingegen,

die sich dessen nicht rühmen dürfen, können nur durch Ausweichen und Fliehen dem Sturm und Schiffbruch entgehen, der sie bei jeder Gefahr oder bei jeder lockenden Gelegenheit bedroht.

Yorik Sterne stellt eine sinnreiche Berechnung von Gefahr und Gegenwehr in seinen Reisen auf. Diesem feinen Menschen- und Geschlechtskenner, diesem in seinen Beurtheilungen voll Geist und Gefühl noch unübertroffenen Kritiker und erbaulichen Prediger darf man wohl auf's Wort glauben, wenn er sagt, dass in Gefahren Philosophie und Religion auch nicht mehr und besser helfen können, als der Rath, sich durch die Flucht zu retten. Eine Gefahr aber kann nur dann stattfinden, wenn die Gelegenheit so hinreissend und die Leidenschaft begünstigend wirkt, dass die Vernunft geblendet und das schwache Herz sich allein überlassen bleibt.

Man ist aber nicht so oft in dieser Gefahr, als man sich vorstellt, und macht sich nur lächerlich, von einer solchen zu sprechen, wenn man zufällig mit Jemand ohne Mann oder Tante, oder Hofmeister irgendwo zusammentrifft. Sollte die Einsamkeit wirklich so viel Furcht einjagen können? Ist man nicht, da man Zeit hat, sich zu bedenken, um so vorsichtiger? Die Gefahr der Leidenschaft ist nur dann gross, wenn das Herz schon abwesend in Fesseln liegt; wenn die Einbildungskraft mit all ihrer zauberischen Macht den Gegenstand sich vergegenwärtigt; wenn die Zunge oder die Feder es sich heimlich schon bekennen wollen. — In diesem Falle ist Entfernung oder schleunige Flucht allerdings das beste Mittel. Ebenso, wenn ein Paar Liebende unter Zwang und Gewalt ihre Neigung unterdrückt haben, bis ein günstiger Zufall im Buchenhain und unter der Scheibe des Mondes sie zusammenführt; — endlich und am grössten ist sie für ein Frauenzimmer, wenn ein Mann, dessen Seele eben so liebenswürdig,

als sein Körper; wenn ein Mann, dem die Sprache zu Gebote steht und dem die weibliche Empfindsamkeit eine schon oft auf die Probe gestellte Erfahrungssache geworden ist; wenn ein solcher Mann seine Kunst, seine anziehende Gewalt missbrauchen und ein unbefangenes Frauenzimmer verleiten will. Noch ist eine Gefahr, welche ein armes Mädchen schon oft mit Thränen gebüsst hat, nämlich die Hoffnung oder das Versprechen der Ehe. Ein junger Mann, der im Dienste oder in einer Lage sich befindet, dass er seinen Aufenthalt oft verändern muss, macht durch dieses Versprechen viele Eroberungen. Die Getäuschten werden es zu spät gewahr, dass Leichtsinn und Leichtgläubigkeit in gleichem Grade schuldig waren, das Frauenzimmer aber dabei das Opfer geworden.

Häufig kommt es vor, dass ein junges Frauenzimmer mehr Gefallen an einem Militair, als an einem Landmann, Geistlichen oder Geschäftsmann findet. Nicht der Stand, sondern nur ein blendendes Aeussere, die freiere Denkungsart und die Idee des Rittersinnes verschaffen einem Dienenden mehr Empfehlung. Ist ein Soldat das, was er sein soll und wie ihn Oberst Weiss in seinem vortrefflichen Buch beschreibt, so kann er eine Frau besonders glücklich machen. Es sind aber in diesem Stande diejenigen, die ihrem Beruf, den wahren Grundsätzen, den grossmüthigen und rechtlichen Gesinnungen alles Andere aufopfern, so selten als in irgend einem andern. Der kriegerische Geist ist nicht überall der nämliche, der Soldat nicht das, was er für sich und sein Vaterland sein sollte. Der Aufwand, die Weichlichkeit, eine verdorbene Ausbildung haben in diesem Stande so sehr überhand genommen, dass manches arme Frauenzimmer für ihre Neigung sehr bestraft ist und oft ihre Wahl bereuen muss.

Estlands Töchter werden häuslich und zurückhaltend erzogen. Dieses schreckt den Verdorbenen, wie den Verwegenen

ab; er tadelt und belacht diese Erziehung und gerade sie ist es, welche das Meisterstück fertig bringt, ihn selbst von sich abzuwehren und die Unschuld zu bewahren.

Nur wenn ein Officier von seinem Stande selbst richtig urtheilt und wenn seine Lebensart, sein innerer Character, allem Aeusseren entspricht und wenn ihr bemerkt, ob seine Gesinnungen so brav sind, wie sein Degen und seine Handlungen ihn so auszeichnen, wie seine Orden, — gebt, Mutter und Töchter, einem solchen Dienenden den Vorzug.

Unsere Augen sind es, welche uns zuerst verführen und hernach ein grosses Unheil anrichten. Lorenz Sterne vergleicht das Auge mit einer Kanone und sagt, dass hierbei nicht die Sache selbst, sondern der Erfolg und die Wirkung gemeint sei, welche beide paradoxe Gegenstände hervorbringen. Bei einem leidenschaftlichen und gefühlvollen Menschen spricht das Auge, dieser kleine Spiegel, so schnell zum Herzen, dass dieses bald gewonnen wird.

Denket Euch einmal alle die Verzierungen, die schimmernden Waffenzeichen weg, seht denselben Menschen in einem einfarbigen, einfachen Kleide und sagt mir, ob er Euch noch so gefallen könnte. Nein, heisst es, der fatale Frack sticht so hässlich gegen die schöne Uniform ab. Ist es also die Uniform, die Euren Augen und Sinnen schmeichelt oder haben Geist und Herz hierbei auch einigen Antheil? Nur bei sehr sinnlichen und ich möchte sagen kindischen Seelen fällt die Uniform allein so schwer ins Gewicht. — Es giebt aber auch verständige Frauenzimmer, welche etwas Einnehmendes an derselben finden. Es ist der Gedanke, dass unter diesem militärischen Schmucke der Mann von Tapferkeit, von Muth und Unternehmung steckt und dies ist verführerisch. Aber, wie gesagt, das Verdienst; die Seele müsste entscheiden; Beides

behält unter einem jeden Gewande seinen bleibenden vorzüglichen Werth.

In jedem Stande hat es der Ehen so viele gegeben, welche glücklich oder unglücklich waren. Immer kömmt es auf die Grundsätze, auf den Charakter und die Gesinnungen beider Theile, besonders aber des Mannes an, — diese allein sind in allen Verhältnissen, in den Fügungen, in den Leiden und Freuden unseres Lebens massgebend. Daher muss die Wahl eines Frauenzimmers, welche das Entscheidende und Bedenkliche, das von ihr abhängende Ja, diese Einwilligung zu einem unauflöselichen Lebensbunde ausspricht, eine sehr reifliche und verständige sein.

Freilich kann man sagen, ist es einem Frauenzimmer, das keine grosse Ansprüche machen darf, nicht immer vergönnt, zu wählen, wie es gern möchte und könnte.

Wer Verlangen trägt, den ehrbaren Namen einer Frau und Mutter zu besitzen, kann und darf nicht lange wählen oder untersuchen oder abweisen, bis sich der tadelfreie Bewerber bei ihr einfindet; sondern sie muss die sich ihr anbietende Gelegenheit benutzen und sich vornehmen, den Mann, wenn er Fehler hat, zu bessern und entweder durch ihre vortrefflichen Eigenschaften ihr Loos erträglich zu machen, oder wenn der Gatte zu eigensinnig oder zu verdorben ist, ihr Unglück zu ertragen.

Uebrigens bleibt dem Frauenzimmer, das ohne Leidenschaft und Vorurtheil ist, noch eine andere Wahl übrig, nämlich ihren jungfräulichen Stand einer zweifelhaften Verkettung vorzuziehen und lieber ihre Unschuld und Freiheit zu geniessen, als eine Slavinn, ein Opfer eines unglücklichen Ehelebens zu werden.

In dem Wunsche, nicht ledig zu bleiben, wird das Frauenzimmer freilich durch noch einen sehr verzeihlichen und

gerechten Beweggrund, nämlich den: sich versorgt zu sehen, bestimmt. Eine Entschuldigung mehr, zugleich aber immer dieselbe Mahnung zur Ueberlegung und Ueberwindung einer natürlichen Leidenschaft; diese darf jene weise Rathgeberin nicht blenden und dadurch einen offenbaren Widerspruch erregen; denn wie viele warfen, um sich versorgt zu sehen, sich in die Arme des ersten, besten Mannes und bedachten erst nach der Verbindung, dass sie besser vorher hätten überlegen sollen. Es ging ihnen, wie Voltaire von den Thoren oder Narren sagt: *Les sots réfléchissent aussi, mais après la sottise*. Sie fanden gerade das Gegentheil von dem, was sie sich dachten, oder was sie zu ihrem Bewegungsgrunde erwählten: sie wollten versorgt sein und sie wurden verlassen. Sie wollten ihre Sorgen auf die Schultern des Mannes werfen oder doch mit ihm theilen und sie bekamen neue, unempfundene Sorgen, welche nun centnerschwer auf dem früher nur wenig bedrückten Herzen lasten. Sie hatten nur Wünsche, glückliche Vorstellungen, oder schwermüthige Sehnsucht und nun sind es nächtliche Thränen und tägliche Klagen, wie sie ihren Kummer endigen, ihren Schmerz überwältigen könnten.

Wo ist nun diese erträumte und erwünschte Versorgung? Ohne Verdienste, ohne persönliche gute Eigenschaften gibt es keine solche und wenn im gemeinen Leben angenommen wird, dieselbe bestehe im Wohlstande, so bleibt es beim Mangel jener Vorzüge stets zweifelhaft, was besser sei: unabhängig, unschuldig und frei im edlen Sinne des Wortes, oder gebunden, bestraft und unterdrückt zu leben.

Ist es also schwer, eine glückliche Wahl zu treffen, oder einem Frauenzimmer von ihrem Schicksale beschieden, gar nicht in den Fall einer Entscheidung zu kommen, dann thut es sehr wohl, mit dem Gedanken, auch ohne einen Lebensgefährten leben und versorgt sein zu können, sich zeitig, bei

Entwicklung ihres Geistes und Körpers vertraut zu machen. Auf alle Fälle verliert sie dann weniger, als wenn sie dem Zufalle sich überlässt oder vergeblich nach einem Gatten sich sehnt. Ich kannte ein Frauenzimmer, welches bei Berührung dieses Punktes freimüthig äusserte: „Sie können mir glauben, dass ich mich glücklich fühle, denn mein Herz ist frei und mein Gewissen rein.“ Sie genoss einer ungetrübten Ruhe der Seele, keine Sehnsucht, keine Wünsche quälten ihr Gemüth und noch im höheren Alter ist sie geblieben, was sie war, ein sehr achtungswerthes, vortreffliches Frauenzimmer und eine nützliche Rathgeberin, wenn man ihren Grundsätzen und ihrem Beispiele folgen wollte. Sie gehört zu den seltenen Mustern der jungfräulichen Tugend und Liebenswürdigkeit, welche Hagedorn in seinem Gedichte über das menschliche Alter so anziehend schildert.

Wenn ich sage, dass das Glück der Ehe hauptsächlich vom Manne abhängt, so setze ich voraus, dass seine Gattin keine Ausnahme des schönen Geschlechts mache, sondern einer gewissen Nachgiebigkeit und Bildung fähig sei. Unbezwinglicher Eigensinn, unüberwindliche Vorurtheile und Gewohnheiten machen den Mann, wenn er nicht ein Engel ist, zu einem bedauernswerthen Gegenstande.

Häusliches Glück rechnet man zu den reinsten und höchsten Genüssen des Lebens; dasselbe befördert sich nur im Gefolge einer guten Ehe. Es gehört dazu diejenige Uebereinstimmung in Rechtschaffenheit und Edelsinn, welche man mit dem Namen der Einigkeit belegt. Aber auch in dieser muss der Mann die Hauptstimme haben — hat er nur die begleitende, dann wird das häusliche Glück oft gestört oder verwirrt.

Man glaubt gemeiniglich, dass Frohsinn das Glück eines Hauses ausmache; ohne Zweifel gehört er dazu, bleibt aber

nur ein Neben-, kein Hauptbedürfniss. Es sind ernstere, höhere Gegenstände und eine Thätigkeit erforderlich, die nicht auf blossem Eigennutze beruht. Der Hausvater fange bei sich an und verbreite das Gute, das Nützliche, das Gerechte um sich her; bei allen Sorgen sei er doch zum Frohsinn stets aufgelegt. Er schaffe und thue, was er vermag; denn mit solchen Gesinnungen vor Augen, reift die Jugend zu braven und thätigen Menschen und erleichtert bei einer gehörigen Erziehung die Bahn des Lebens.

Das häusliche Glück wird in der Ehe so oft verfehlt, weil unter den Sterblichen es Einem so selten gelingt, geschweige Zweien, die ehelichen Gelübde in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Man erinnere sich der Berechnung einer Zeitung aus Dänemark, nach welcher unter 7000 Ehen nur 95 leidliche und fünf ganz glückliche Ehen gezählt wurden.

Ich glaube mit Recht annehmen zu dürfen, dass Estland ein besseres Verhältniss aufweisen kann und der Zeitungsschreiber mag es verantworten, dass er gerade aus Dänemark seine Berechnung hergenommen.

Es gereicht jeder Regierung zum Segen, wenn sie durch Beispiel und Erziehung auf gute Ehen hinzuwirken sucht. Dadurch würde zugleich einem zweiten Uebelstande begegnet, dass nämlich die Zahl der sogenannten Hagestolze nicht noch mehr überhand nehme. Es giebt unter denselben sehr vernünftige Männer, welche jedoch der Ausbreitung der Ehen schaden; diese zu besiegen ist besser, als sie zu tadeln oder zu verwünschen.

Nichts drückt und beunruhigt den Menschen so sehr, als Leere und Langeweile, sie ist eine Feindin oder Störerin des häuslichen Glückes. Um sie zu verscheuchen, geräth man auf die Erfindung des Vergnügens, welches aber selten einen wahren Genuss verschafft.

Das Vergnügen, selbst das unschuldige, genügt dem Menschen nicht auf dieser Welt, und ein jedes Vergnügen geht in Sättigung und in Langeweile über. Am merklichsten ist dies bei unseren gesuchten Zerstreungen, deren Vorbereitung und Erwartung oft mehr den Zweck erfüllt, als die Ausführung selbst. Die Schöpfungsgeschichte hat uns vom Paradiese nur wenig gesagt; denn auch hier mögen unsere Stammeltern sich gelangweilt haben. Daher geriethen sie auf Irrwege und Verlockungen, welche uns noch bis zu dieser Stunde anhaften und in unserer Planetenwelt schwerlich jemals ganz ausgerottet werden können.

Irgend eine Thätigkeit muss die Menschen so beschäftigen, dass die Zeit ihnen nicht zur Langeweile werde. Die Ausbildung des Geistes reicht dazu nicht aus; denn auch dieser Geist kann ermüden oder empfindet Stunden der Leere. Er sucht Abwechslung, und in seiner gepriesenen Freiheit fühlt er den Drang zur Mittheilung oder zur Geselligkeit; er zieht vor, unter Menschen zu sein, ohne jedoch der Langeweile dadurch ganz zu entgehen. Diese wird ihm allerdings weniger peinlich, das ist natürlich; aber dennoch fühlt er sie, wenn gleich er am meisten dazu beiträgt, sie unmerklicher zu machen.

Im häuslichen Leben ist Thätigkeit das erste Grundgesetz, nur wird diese Thätigkeit nicht immer richtig oder am zweckmässigsten ausgeübt. Man findet oft ganz entgegengesetzte Richtungen derselben; denn eine und dieselbe Regel kann unmöglich auf alle Verhältnisse passen. Was für die grosse Welt, für den feinen Umgang gehört und also auch in der grossen Welt erlernt werden muss, darf nicht im Hause einer ländlichen Wirthschaft getrieben werden, und ein junges Landmädchen, das seiner Bestimmung: dereinst nur in erster Linie eine gute Hausfrau zu sein, folgen will,

wird nicht glücklich sein, wenn es sich blos durch Sprachen, darunter Italienisch und Englisch, durch Malerei und Musik, durch Poesie und Grammatik dazu vorzubereiten glaubt. Ebensowenig, wenn es allerhand erkünstelte Arbeiten und Stickereien anfertigt, die einem Manne ganz unnöthige Unkosten verursachen.

Die Thätigkeit des häuslichen Glückes beruht auf Arbeiten, die nützlich und unentbehrlich sind, auf einer Wissenschaft, welche nicht fremdartige, ausländische Gegenstände bearbeitet, sondern solche, welche zur Erhaltung des Ganzen beitragen und ein jedes Glied der Familie in den Stand setzen, sich selbst forthelfen und schaffen zu können, was nöthig ist, ohne der Hülfe anderer zu bedürfen. Da besonders von Frauenzimmern die Rede ist, die ausser Landes erzogen werden, so sind diese Bemerkungen auch nur für die Töchter eines Landwirthes, welcher nicht die Aussicht hat, selbige ausser ihrem Kreise zu verhehelichen.

Die heutigen Sitten fordern zwar mehr Bildung, als die ehemaligen; aber wenn früher manches Mädchen zu wenig Belesenheit und Kunstfertigkeit besass, so wird es heutigen Tages vielfach überbildet, und es muss einen vernünftigen Mann eben nicht sehr erbauen, wenn die griechische und römische Geschichte, die Naturgeschichte und die ästhetischen Ausarbeitungen bei einem jungen Mädchen so ernstlich behandelt werden, wie bei einem Gymnasiasten. Ebenso wird es mit der Musik und den Kunstarbeiten übertrieben. Ein jedes Mädchen soll glänzen, ohne Unterschied, ob es ein Edelstein ist, der polirt wird, oder nicht. Man vergisst dabei das Nützliche, das Moralische; denn ein Landmädchen muss durch häusliche und wirtschaftliche Tugenden zu gefallen suchen, wobei die unnöthigen Kenntnisse mehr hindern, als von Nutzen sind.

Ihr Eltern, sucht eure Tochter so vernünftig, bescheiden und häuslich zu erziehen, als es fast bei jeder weiblichen Seele möglich wird, lehrt ihr eine Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit, die jedem Manne, auch dem wohlhabenden, gefällt, und schränkt die Belesenheit auf Bücher ein, welche einen festen Sinn der Tugend lehren und die Wichtigkeit der Erfüllung von Pflichten in ihrem Stande und gegen die Menschheit! Lasst die schlüpfrigen Romane, lasst Wieland, ja selbst Schiller und Goethe lieber weg, welche alle zusammen keine glückliche Hausfrau bilden werden!

Wozu die Reizungen zu schwärmerischen Gefühlen, zur Dichtung, zur feinen Empfindsamkeit? Wozu die grosse Mühe, Talente zu entwickeln, wo das wahre Talent fehlt? Das schöne Geschlecht ist schon von Natur empfindsam; es bedarf im häuslichen Leben mehr Stärke des Körpers, mehr Uebung in Geschäften, als Ausbildung des Styls und Bücherkenntnisse oder schwere Variationen auf dem Flügel.

Die Musik, sagt ein gewisser Philosoph, ist eine Kunst des Vergnügens, nicht aber des Nutzens, und müsste daher jeder anderen häuslichen Beschäftigung nachstehen. Leider aber wird der Missbrauch hier am höchsten getrieben, weil Alles im Hause das Ohr gern ergötzen mag und Eltern ihre Tochter gern zur besten Clavierspielerin ausbilden möchten.

Die Musik war ursprünglich zum Lobe der Gottheit bestimmt, sie wurde auch nur von Männern getrieben. Die Schäfer, nicht die Schäferinnen, bliesen auf der Flöte — dagegen war der Gesang dem Frauenzimmer vorbehalten, und nur eine helle, reine Stimme konnte sich hören lassen. Die Instrumente waren auch mehr für das männliche Geschlecht verwendbar, bis im mittleren Zeitalter die weiblichen Finger die Laute berührten. Selten, aber mit desto mehr Genuss hörte man eine schöne weibliche Stimme sich mit diesem

Instrumente begleiten. Seitdem nun die Claviere und Flügel erfunden worden sind, ist des Fingerspielens kein Ende; von Kindesbeinen an bis ins 16. Jahr oder bis es verheirathet wird, muss jedes Mädchen spielen. Die Mutter lässt die kleine Tochter sich so anstrengen, dass sie entweder die Gesundheit derselben gefährdet oder die Freude an dieser schönen Kunst in Ueberdruss verwandelt.

Kann aber alle Zeit im ganzen Leben nur mit häuslichen Pflichten und Beschäftigungen zugebracht werden? Warum sollen wohlhabende Eltern ihre Töchter nicht in Wissenschaften und Künsten unterrichten lassen, und kann die Kammerjungfer, die Köchin, die Aufwärterin alle häuslichen Arbeiten nicht für Lohn verrichten?

Unter häuslichen Beschäftigungen verstehe ich keineswegs jene Handarbeiten, welche fast ausschliesslich von Dienstboten verrichtet zu werden pflegen. Man vergleiche die trefflichen Schilderungen einer braven Hausfrau, eines tugend samen Weibes, wie der Psalmist und Sirach sie beschreiben. Wer empfindet nicht das Edle dieser morgenländischen Worte: „Ein häusliches Weib ist dem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhig Leben.“

Wenn Mütter dieses bedenken, so werden sie eine häusliche Erziehung der feinen Bildung vorziehen, zumal als zu jener fast mehr gehört, als man durch Belesenheit und Kunstfertigkeit zu erreichen vermag. Nachfolgende Uebersicht der hauptsächlichsten Eigenschaften, Kenntnisse und Geschicklichkeiten einer tüchtigen Hausfrau mag bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden.

- a) Ordnungsliebe;
- b) Reinlichkeit;
- c) Geschmack in der Wahl der Stoffe, und die Kunst, selbst etwas gefertigten zu können;

- d) Wohlgefallen an der Einfachheit, an dem, was Naturgaben hebt und dem vernünftigen Manne von Werth ist;
- e) Fertigkeit im Weben und Spinnen und Anleitungsgabe dazu;
- f) Kenntniss der Behandlung des Viehes und dessen Ertrags-Verbesserung;
- g) Kenntniss alles dessen, was zu einer gesunden und schmackhaften Tafel gehört;
- h) Verfeinerung und Zubereitung gewisser Producte, der Wolle, des Flachses, Hanfes u. s. w.;
- i) die Kunst der Aufbewahrung solcher Dinge, welche dem Verderben unterworfen sind und deren Verlust so viel Schaden bringt;
- k) Fertigkeit im Einmachen, Einkochen und Spiritusbereiten, Bleichen, Walken u. s. w.;
- l) Färben und Zubereitung der Farben;
- m) die höhere Kunst, Untergebene in freundlicher und leicht begreiflicher Weise anzuleiten;
- n) wo der Gehorsam mangelt, mit gutem Beispiele voranzugehen;
- o) Sanftmuth bei Zurechtweisungen;
- p) Ernst und Entschiedenheit in der Forderung der Pflichterfüllung;
- r) Ermunterung, Belohnung des Fleisses und des guten Willens;
- s) Anleitung der Kleinen und der Geschwister, dass sie sich einander liebevoll begeben;
- t) Achtung vor dem Alter und vor der Erfahrung;
- u) sanfte, thätige Pflege des Leidenden oder des Kranken;
- v) Gebrauch der Kräfte, wo es Noth oder Abwendung einer Gefahr erfordert;

- w) sorgfältige Auswahl derjenigen, die Vertrauen verdienen und zu Stellvertretern gebraucht werden können;
- x) eine zur Wohlhabenheit führende Sparsamkeit ohne Geiz;
- y) Bestimmung, was einem Jeden von rechtswegen zukommt;
- z) Wohlwollen, Gerechtigkeitsliebe und frommer Sinn im ganzen häuslichen Verhalten.

Und hiermit ist die Reihe guter Eigenschaften noch nicht erschöpft; einen Theil derselben habe ich dem Leben meiner eigenen Frau abgeläuscht, welche ohne literarische und musikalische Kenntnisse dem Haushalte so musterhaft vorgestanden, dass sie noch jetzt von ihren Nachbarn und Bekannten um Rath gefragt wird.

Ein solches Beispiel ist die beste Erziehung eines jungen Frauenzimmers auf dem Lande, wobei nur in Nebenstunden durch Lesen und Vorlesen guter Bücher der Geist noch veredelt, durch eine einfache, harmonische Musik die Empfindung belebt, sowie durch religiöse Uebungen die Seele erbaut werden kann.

Was von der häuslichen Glückseligkeit bisher gesagt und hauptsächlich jungen Frauenzimmern vorgehalten worden ist, erfordert, meiner Absicht gemäss, auch einige Bemerkungen über die Pflichten eines Landmannes.

Der Charakter des Mannes, nicht die Regeln, machen den guten Hausvater. Sein erster Zweck ist die Verbesserung in seinem Hause, die er, wie gesagt, bei sich selbst beginnt. Er ist ein liebevoller Gatte und sucht seine Gemahlin sowohl in seine gerechten Grundsätze einzuweihen, als sie mit seinen Interessen, welche lauter und edel sein müssen, vertraut zu machen.

Er wendet seine zweite Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder. Vor allen Dingen sucht er sie zu guten und thätigen, wenn es ihre Fähigkeiten zulassen, aber auch zu gebildeten, aufgeklärten Menschen zu erziehen. Er geht mit seinen Untergebenen wie ein Hausvater im wahren Sinne des Wortes um, er fordert, was Luther sagt: „dass ein Jeglicher thue, was er schuldig ist,“ mit Rücksicht auf ihre Kräfte und auf ihren guten Willen; er begegnet ihnen daher als Mitmenschen, als solchen, durch deren Arbeit er Alles erlangt und ohne deren Arme und Schweiss er weder die Früchte des Bodens, noch den Gewinn für sich und die Seinigen erzielen könnte. Er ist das Beispiel des Fleisses, der Pflichterfüllung, der Gerechtigkeit, der Güte und eines Erwerbes, der nicht bloß materiellen Gewinn für sich und seine Nachkommen, sondern auch moralischen Segen und dadurch ein ehrenvolles Andenken seiner selbst hinterlässt.

Käme es nur darauf an, hauptsächlich glänzende Erfolge des Erwerbes vorzuführen, so wären Viele zu nennen, die mit kleinem Fond anfangen und zu grossem Vermögen gelangt sind. Umstände, Zeiten und Sparsamkeit vergrösserten das kleine Vermögen. — Andere benutzten günstige Gelegenheiten, machten richtige und glückliche Speculationen und gelangten ohne viele Anstrengung zu Reichthümern; — Andere führten eine einfache Wirthschaft, erwarben sich aber durch Ausdauer, durch eine gewisse Festigkeit in ihrer Lebensart und durch die Länge der Zeit ein gewisses, obgleich nicht beträchtliches Vermögen.

Es ist eine Frage, ob viel zu erwerben oder nach edlen Grundsätzen Landwirthschaft zu treiben, die Aufgabe des wahren Landwirthes sein muss. Ich halte nur denjenigen Landwirth, sowie denjenigen Regenten für gross, der sein Schaffen mit der wahren Schöpfung, d. i. mit den ewigen

Gesetzen, durch welche Alles hervorgebracht wird, möglichst in Einklang zu bringen sucht, der, wie auf sein Land, auch auf sein Volk wirkt, der, indem er seinen Boden verbessert, auch auf die Erhaltung und den Wohlstand der Bearbeiter Rücksicht nimmt, der nicht nur seine Viehrace veredelt, sondern auch den Menschen und seine Bildung erhöht, der, indem er den Werth seines Gutes steigert, auch den Menschen bedenkt, dessen Kräfte er dazu täglich brauchte und durch dessen Arbeit die seinige erleichtert wurde, der, wenn er auch diesen grossen Zweck nicht in seinem ganzen Umfange erreichen kann, doch mit Gerechtigkeit, Wohlwollen und mit gutem Beispiele wirthschaftet. Dergleichen musterhafte Landwirthe wird man wenige finden, weil es so schwer fällt, zugleich mit den praktischen Interessen auch die Moralität zu vertreten. Auch ich habe wenige solcher Landwirthe gefunden, aber doch zur Ehre meines Vaterlandes einige. Ihre Namen müsste ich vollständig aufzeichnen, wenn es nicht Ursachen gäbe, die entschuldigen werden, dass ich hier nur wenige nenne: einen verstorbenen Grafen Mellin von Toal, einen noch lebenden Herrn von Schilling von Orgena und aus dem Rigischen einen wohlmeinenden, aber nicht immer ebenso handelnden Grafen Sievers (?), welcher vielleicht identisch ist mit einem Universitätsfreunde von mir desselben Namens. In der Stille mag wol noch mancher gleich wohlwollende Geist der Menschenliebe, der Dankbarkeit und des höheren Lebenszweckes athmen. In der Behausung eines solchen Edlen, der sich nur nicht so hervorthun kann wie der Reiche und nicht so glänzen mag als diejenigen, deren Paläste von weitem schimmern, ist der darin waltende Geist nicht zu verkennen. Er ruht, oder arbeitet, oder leitet noch gegenwärtig, unbekannt, verkannt, oft belacht; aber wenn jene Paläste und Säulengänge zerfallen und von den Erben nicht mehr erhalten

werden können, dann wird der Ruf jener biedern und grossen Seelen sich erheben, dann werden ihre guten Beispiele, ihre Lehren und Worte im Andenken der Gemeinden und Familien noch fortleben, deren Väter Zeugen und Lehrlinge jener vor trefflichen Herren waren. Aus dem Munde der Mitlebenden, sowie aus dem der Enkel pflanzt sich der Nachruf des gerechten, weisen und klugen Hausherrn fort, dem auch sie noch manches Gute zu verdanken haben.

Nur solche, durch die Geschichte edler Menschen bewährte Grundsätze, welche zur Pflicht machen, eine gute Erziehung auch gut anzuwenden, nicht aber den Eigennutz als Princip unserer Handlungen aufstellen, sollten den Adel, besonders den gebildeten und wohlhabenden, stets beseelen. Ich weiss wohl, dass manche durch den Druck der Umstände nicht immer so handeln konnten, als sie mochten — aber Gerechtigkeit und Güte, welche der Bauer mit *hirno* (Furcht) und *armo* (Liebe) ausdrückt, dürfen einem guten Landwirth nicht abgehen.

Als ich mein Haus baute, konnte ich mich nicht enthalten, demselben eine hierauf bezügliche Inschrift zu geben, nämlich die lateinische: *Grata est tellus atque colendo juvat mens grata coloni* („Dankbar ist die Erde durch ihre Bearbeitung, welche auch auf den Ackersmann selbst erfreulich zurückwirkt“). Das Haus verbrannte, die Inschrift wurde nur von Wenigen gelesen, noch weniger beherzigt; aber sie bleibt wahr, und was bedarf es mehr?

Ich fand ein äusserst verdorbenes und liederliches Volk vor, welches zwar Gottesdienst hielt, aber nur um scheinheilig zu werden. Unter 70 bis 80 Familien waren ihrer nicht 10, welche in der That gut, mässig und arbeitsam lebten, so dass ich, wie oben erwähnt worden, einige verkaufen musste, um die Pachten zu vermindern und ein Beispiel aufzustellen. Ich

habe nicht so viel wirken können, als ich gewünscht, es fehlte mir an ausreichenden Kräften; aber doch glaube ich, zur sittlichen Verbesserung gar Manches beigetragen und durch eigenes Verhalten das Böse nicht bestärkt, sondern verringert zu haben. Könnte ich mir mehr darauf zu Gute thun, so wäre ein wenig Eitelkeit vielleicht verzeihlich; aber es gehört viel Zeit dazu, auf Menschen und ihre Charaktere zu wirken, ein Menschenalter ist kaum hinlänglich, so wie zur Bildung eines Volkes nicht Jahre, sondern Jahrhunderte erforderlich sind. Diese Thatsache wird meinem Alter daher wol zur Entschuldigung gereichen, dass die meiner Verwaltung anvertrauten Leute an Besserung und Güte nicht noch mehr gewonnen haben, und ich wünsche, dass meine Nachfolger grössere oder bedeutendere Fortschritte hierin machen mögen.

Der Zweck der meisten Landwirthe ist Erwerb oder Vergnügen — um aber eines von diesen beiden oder beides zu erreichen, haben sich Viele eine grosse Mühe gegeben und durch besondere Beharrlichkeit auch manchen schönen Erfolg errungen. Man wirthschaftet nicht systematisch, sondern folgt den ältesten Erfahrungen, die dem Klima und dem Erdboden angemessen sind, und dieses ist nicht übel.

Man cultivirt hauptsächlich diejenigen Kornarten, die entweder ins Ausland verschifft oder verzehrt oder in Branntwein verwandelt werden, giebt sich mit Klee und Futterkräutern weniger ab und widmet auch dem Kartoffelbau hier und da, aber nur im Grossen, einige Aufmerksamkeit. Die Fruchtbarkeit des Bodens sucht man durch Viehzucht und Mastungen zu heben, und gelingt dieses, so heben sich auch die Einkünfte und der Wohlstand. Es ist aber keine leichte Aufgabe, diese Cultur-Verbesserung so weit zu treiben, dass man jährlich 3 bis 6 Korn mehr ernten kann — und wenn Herr Merkel in seinem Buche: „Die Letten“ sagt, „dass das ganze

Verdienst eines Edelmannes darin bestehe, dass er jährlich 1000 Fuder Cultur mehr auf seinem Felde schaffe,“ so hat er dem Edelmann, als Landmann betrachtet, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Schriftsteller, der die Zahl seiner Bücher aus Gewinnsucht und Eitelkeit zu vermehren sucht, leistet nichts mehr und wirkt weniger auf seinem wissenschaftlichen Boden, als jener. Abgerechnet, dass Merkel kein Freund des Adels war und auch nicht sein konnte, so gereicht es dem Landwirthe unter allen Umständen zum Ruhme, wenn er entweder 10 Tonnen Landes mehr bedüngen oder die nämlichen Felder auf andere Weise in ihrem Ertrage verbessern kann, und es gehört an manchen Orten, wo die Hauptsubstanzen, nämlich Vieh und dessen Nahrung, nicht immer zu Gebote stehen, viel Zeit, Mühe und Kostenaufwand dazu, ein solches Resultat zu bewirken.

Am weitesten hatte es hierin der verstorbene Graf Manteufel auf seinem Gute Parmel gebracht. Eine umständliche Erzählung seiner Bewirthschaftung wird zeigen, was Anstrengung, Beharrlichkeit und Energie vermag.

Er hatte dieses Gut mit Schulden übernommen und, wie er mir selbst versicherte, kaum das dritte Korn geerntet. Er fing aber damit an, dass er sich ganz der Landwirthschaft widmete, und hierzu bewog ihn die Taktlosigkeit eines Verwandten, der ihm, weil er bei der Garde ein lustiges Leben geführt, Geld vorgestreckt und hinterher geäußert hatte, er würde das Gut Parmel zeitig genug in seine Hände bekommen. Dieses erfuhr Graf Manteufel, dessen Ehrgeiz dadurch aufgestachelt wurde. Von Stund' an fasste er den Entschluss, die Prophezeiung seines Verwandten nicht allein zu widerlegen, sondern auch durch seine Bewirthschaftung ihn weit zu übertreffen. — Er lebte anfangs sparsam und abgesondert, regulirte Alles selbst mit gewaltiger Festigkeit und kluger Berechnung.

Er vermehrte seinen Viehstand und veredelte ihn zu einem kaum glaublichen Zustande. Er kaufte jährlich so viel Heu und Stroh und brachte seinen Viehstand auf eine solche Höhe, dass er mit der Zeit nicht nur das ganze Winterfeld reichlich bedüngte, sondern noch einen Vorrath übrig behielt.

Auf diesem Gute von 28 Haken und etwa 250 Tonnen Aussaat an Wintergetreide hielt er eine Holländerei von 100 Kühen, eine Mastung von 60 Ochsen bei 60—70 Kühen und einen so grossen Anwuchs von Jungvieh, dass dieser Viehstand, wozu noch jährlich 100 Stück Pflugoachsen gehörten, jährlich completirt werden konnte. Ausserdem hatte er eine Pferdezucht, die berühmt war, und hielt Schafe zum Bedarf, Schweine hingegen gar nicht, weil er diese Thiere nicht liebte.

Die Masse der Cultur wurde durch reichliches Futter und Einstreuen so gross, dass er auf Mittel sinnen musste, mit der Ausfuhr des Düngers fertig zu werden. Daher richtete er seine Viehgärten so ein, dass sie zum Theil von einem Feldende zum andern verlegt werden konnten, und noch jetzt findet man die Brunnen, die er zu diesem Behuf ausgraben liess. Er hatte auf dieser Beszung 8 Viehgärten, mit denen man 4 Güter hätte versorgen können. In Allem suchte er der Meister zu sein oder die Arbeiter in seiner Gewalt zu haben. Er hielt 50 Hofspflüge immer in Bereitschaft, an welche er seine eigenen 100 Ochsen konnte anspannen lassen. Nur 50 der gut besetzten Gesinde kamen mit 50 Pflügen dazu, und so hatte er gegen 100 Pflüge auf den Feldern, die er ungeachtet ihrer Grösse in einigen Tagen konnte aufpflügen lassen; denn man muss wissen, dass in der Wick, sowie grösstentheils in Harrien, das Weibervolk, also auch die Mädchen pflügen.

Damit das Düngerfahren förderlicher von Statten gehe, mussten auf dem halben Wege, wo die beladenen und leeren

Wagen sich einander begegneten, die Führer einander ablösen, wodurch ein jeder derselben den halben Weg sich im Begleiten ersparte. Es gehörte aber eine sehr genaue Berechnung dazu, es so einzurichten, dass die Kommenden und Gehenden sich immer auf der Mitte des Weges begegneten.

Beim Eggen mussten die Pferde mehr Trott als Schritt gehen, wodurch diese Arbeit nicht allein sehr gefördert wurde, sondern auch die Egge mehr wirkte.

Beim Heumachen hatte er auf weichen Stellen, wo das Saadenanführen beschwerlich ist und wozu man das Strauchnass anführen muss, sich eine Menge Schlitten von Eichenholz machen lassen; diese wurden, mit Ochsen bespannt, gleich auf einen solchen Heuschlag gebracht, das aufgenommene Heu als Saaden darauf gelegt und so auch auf der Stelle zur Scheune oder Kuje gebracht.

Bei der Kornernte, die sich zwischen 3 und 4000 Tonnen belief, ging es gleichfalls sehr rasch her, und die Drescher mussten nicht nur schnell sein, sondern sie mussten über das in der Tenne ausgebreitete Korn auch hinwegtanzen. Dies geschah besonders bei der Gerste, welche gewöhnlich mit Pferden ausgetreten wird. Um dieses Korn besonders rein zu halten, liess er dieses Verfahren jedoch nicht zu. Daher durften auch die Pferde während des Eggens der Saat keinen Hafer bekommen, weil besonders im Frühjahr der nicht ganz verdaute Hafer in dem Gerstenlande zu keimen anfängt.

Ungeachtet der grossen Ernte wurde sein Korn doch schöner, als irgendwo zu Markte gebracht. Um 40 bis 60 Lasten Korn zu verfrachten, braucht ein ähnliches Gut vielleicht den ganzen Winter. Bei ihm war es in zwei Tagen abgethan. Es wurden jedes Mal nur fünf Lasten abgesandt, sobald die Geschirre (von Hapsel) zurückkamen, gingen gleich

fünf andere ab, und in so wohl berechneter Art und Weise war diese langweilige Arbeit schnell beendigt.

Alle Aufseher, Hüter, Riegenkerle, Müller wurden von ihm erst abgerichtet, und wenn er einen annahm, so hatte er ihm so viel ernstlich Bedachtes von seinen Obliegenheiten zu sagen, dass der Mensch, der zu einer solchen Function bestimmt war, so wie jeder zufällig Anwesende, sich sehr belehrt finden mussten.

In allen Zweigen seiner Bewirthschaftung, die Branntweinbrennerei ausgenommen, hatte er es nicht nur zu einem hohen Grade der Vollkommenheit, sondern auch zu einer erstaunlichen Vervielfältigung gebracht. Seine Ernten waren gross und sein Korn in ausserordentlichem Rufe, seine Heerden zahlreich und schön, seine Pferdezucht berühmt. Nicht nur Nachbarn, sondern auch entfernte Landwirthe begaben sich nach Parmel, um sein Korn und die schöne Gerste zu sehen, welche so rein und gut war, dass Parmelsche Gerste sogar nach Hamburg verlangt und geliefert wurde. Seine Saaten waren daher allgemein gesucht und er konnte dreist 30 bis 40 Procent mehr fordern als andere. Sein Branntwein war durch die schöne Gerste von angenehmem Geschmack, und die Bauern weit und breit holten ihn zu ihren Gelagen. Alle seine Bauern mussten sich in solchen Verhältnissen befinden, dass sie im Stande waren, jeder Arbeit Genüge zu leisten. Auf gute Beköstigung der Knechte durch die Wirthe sah er mit Strenge. Auch alles Geschirr musste immer in gutem Zustande sein, und wenn es irgendwo fehlte, so war sein eigenes sogleich bei der Hand. Ein jeder Sechstagskerl musste wenigstens 8 Stück Grossvieh und 2 bis 4 Pferde besorgen, und zwar wie er es einmal eingeführt hatte. Die Bauernwirthe, welche diese Leute beaufsichtigen mussten, hatten es hierbei am schwersten. Der Gutsherr wusste von einem jeden Gesinde,

wie es seine eigene Wirthschaft führte. Er besuchte einst mitten in der Nacht ein Gesinde, um zu sehen, ob das Vieh gehörig angebunden sei, weil es sich wohl zutragen könne, dass durch nachlässiges oder ungeschicktes Anbinden manches Vieh sich verfängt oder erwürgt, anderes sich losreisst, Unfug treibt und dem Nachbar das Futter wegfrisst.

Gar manche Dinge, die wir übersehen oder für geringfügig halten, waren bei ihm wohlüberlegt und, was die Hauptsache ist, in eine regelmässige, musterhafte Anwendung gebracht.

Er baute alle Jahr ein, auch wohl zwei neue, ganz der Lebensweise der Bauern entsprechende Wohnhäuser, aber fest und dauerhaft. Seine Schilf- oder Strohdächer waren zu seiner Zeit die festesten und besten im Lande. Bei sich selbst hat er Nichts für den Luxus, wol aber Alles für praktischen Nutzen und sehr dauerhaft gebaut.

Kein Bauer durfte von den Regeln des Fleisses und der eingeführten Wirthschaftsmethode abgehen. Keiner durfte um etwas bitten oder gar betteln, selbst wenn er durch Unglücksfälle gelitten hatte; denn in Fällen, wo Jemand ohne seine Schuld von einem Verluste betroffen war, hatte er sich vorbehalten, der Bitte zuvorzukommen.

Bezüglich Feuersgefahr war den Bauern alle mögliche Vorsicht eingeschärft; ereignete sich aber ein solches Unglück, so musste auf ein gegebenes Zeichen Alles zur Rettung herbei-eilen. Es fehlte weder an Anstalten noch an Mitteln zur Rettung, und wen das Unglück traf, sein Haus zu verlieren, dem wurde auf der Stelle geholfen.

Bei den Kornernten mussten die Bauern um so fleissiger sein, je bessere sie, durch sein Beispiel angespornt, erzielten, und wenn Hof und Bauern damit gesegnet waren, so kostete es eine ungemaine Anstrengung, in kurzer Zeit und mit

mancher Unterbrechung damit fertig zu werden. In einem solchen Falle wurden die Bauern sogar Sonntags Nachmittags zum Schneiden auf ihre Felder getrieben, welches zwar als eine Härte erscheint, in Zeiten der Noth aber von sorgfältigen Hauswirthen freiwillig geschieht.

Ihre Abgaben mussten die Bauern in grösster Ordnung und gehöriger Beschaffenheit entrichten, jedoch schonte und belohnte er sie auch. In einem Herbste, wo die Bauern viel zu thun gehabt hatten, sandte er sie mit einer Kornfuhr zur Stadt; ein jeder musste als Rückfracht eine Tonne Salz und eine Stange Eisen mitbringen. Als dies geschehen war, sagte er ihnen, sie könnten damit nach Hause fahren, weil sie es durch ihren Fleiss sich verdient hätten.

Seine Wirthschaftsdienstboten waren alle seine Zöglinge und so bewandert, dass man sie gern bei sich als Lehrer engagirt hätte. Sie mussten sich in Allem nach seinem Willen fügen, und es herrschte ein Gehorsam und eine Kraftausübung, welche die grössten Anstrengungen kaum fühlbar machten. Als damals der Menschenverkauf noch erlaubt war, erhielt er für einen von ihm abgerichteten Bedienten, den er nicht mehr behalten wollte, 1000 Rubel Silber, und der Käufer fand in einigen Jahren seine ganze Wirthschaft ungemein verbessert.

Nachdem er mehr als 20 Jahre in Parmel gewirthschaftet und dieses Gut auf eine überaus hohe Stufe des Werthes gehoben hatte, vielleicht auch nichts mehr daran zu verbessern fand, verkaufte er es für 125,000 Rubel Silber. Seine Bedingungen waren sehr einfach und bestimmt. Er sagte seinem Nachfolger: „ohne meinen Aufseher können Sie nicht so, wie ich es eingerichtet habe, wirthschaften. Ich überlasse Ihnen diesen Menschen auf sechs Jahre (glaube ich) von heute an und alsdann muss er sich bei mir melden.“ Dieser Aufseher

diente seinem neuen Herrn mit demselben Eifer, mit der nämlichen Geschicklichkeit, wie der alte Herr verstanden hatte, sie ihm beizubringen, und so verstrichen die Jahre unvermerkt und waren dem neuen Besitzer günstig und in seiner Bewirthschaftung leicht geworden. Eines Morgens erscheint dieser Mensch wieder und als der Herr, nichts ahnend, mit ihm berathschlagen will, sagt ihm dieser: „Ich danke Euch, Herr, für die Güte, mit welcher Ihr mich behandelt und es für gut befunden habt, meine Erfahrungen und meine Dienste anzunehmen — aber heute sind die Jahre meiner Verpflichtung um und heute muss ich mich von Euch verabschieden, um wieder zu meinem alten Herrn zurückzukehren.“ Von Stund' an verliess er Parmel und ging nach Kirna. Dieses Gut hatte Graf Manteufel mittlerweile erworben und gleich im ersten Jahre so umgeschaffen, dass seine Nachbarn erstaunten. Einer derselben, Herr von Barnhoff von Pickfer, sagte mir in Reval: „Man hält unser Einen doch auch für einen Landwirth, aber ich muss gestehen, dass, nachdem ich Kirna nach einigen Monaten wiedergesehen, ich von mir selbst sagen muss: Du verstehst noch Nichts.“

Alle seine Bemühungen waren auf Verbesserungen für die Dauer gerichtet. Als ich vor mehreren Jahren mit meinem Schwager Essen die Wassermühle in Parmel besuchte, fragte ich den Müller, einen ältlichen Mann, wie alt die Mühlsteine wohl sein möchten. „Schon dreissig Jahre,“ erwiderte er, „und sie laufen wohl noch eben so lange.“ — „Wie ist dieses wohl möglich,“ sagte ich, „da recht gute Steine höchstens zehn bis zwölf Jahre aushalten?“ — „Ja,“ sagte der Müller, „unser verstorbener Herr suchte die Steine selbst aus und liess bei deren Bearbeitung sie nicht so brennen, wie die Steinhauer es zu thun pflegen, sondern liess sie kalt bearbeiten.“ — „Aber nahm dieses nicht lange Zeit?“ — „Allerdings, aber

dennoch wurden solche Steine unter des Herrn Aufsicht in sechs, höchstens acht Wochen fertig. Er liess solche im Winter auch zum Verkaufe machen und man gab ihm 40 Rubel gern für Steine, welche von den Russen für 12 bis 15 Rubel zu kaufen waren.“

Sich über die Landwirthschaft auszusprechen, liebte er nicht; es war immer, als wenn er stillschweigend sagen wollte: „Kommt und seht, was ein Mensch zu schaffen vermag!“ Er hatte sich dabei ein so grosses Vermögen erworben, dass er mit Leichtigkeit mehrere Güter hätte ankaufen können. Er wollte aber seine Kräfte nicht zersplittern, um in derjenigen Ordnung und Thätigkeit, die er sich zum Gesetze gemacht hatte und die man beim gleichzeitigen Betriebe mehrerer Wirthschaften so oft vermisst, nicht gestört zu werden. Auch sagte er mir, als ich mit meinem Schwager Essen Parmel gekauft hatte: „Mein lieber Rosen, zu einer ächten Landwirthschaft gehören Kräfte und Gesundheit und ich fühle, dass ich für den Ruhestand reif bin, weil ich nicht mehr sein kann, was ich war.“

Als das von ihm verpfändete Gut Kirna wieder eingelöst werden sollte, offenbarte er einen Zug seiner Seltsamkeit und Eigenthümlichkeit. Im Contracte war bestimmt worden, dass der zurückzuzahlende Pfandschilling von 85,000 Rubel Silber am 1. März baar auf einem Brett und nur am 1. März gezahlt werden sollte. Diese Clausel und nur erschwerte es dem Pfandeinlöser so sehr, dass er, da er Manteufels Festigkeit kannte, ihm die Unmöglichkeit vorstellte, diese grosse Summe an einem Tage und auf einem Brett zu zahlen. „Ja,“ sagte Manteufel zum Grafen Sacken, „ich habe darauf gerechnet, dass Sie eine eingegangene Verbindlichkeit erfüllen würden; ich habe diese ganze Summe versprochen und um mein Wort zu halten, wird es mir ein Opfer von 5000 Rubel

kosten. Wollen Sie dieses ersetzen oder mir das Gut noch auf zehn Jahre lassen?“ Graf Sacken wählte ersteres. Seltsam aber war es, als im Frühjahr vor der Einlösung ein grosser Viehstall mit 200 Stück Vieh abbrannte, dass er bei der Glut des Feuers sich einen Stuhl heraustragen liess und nur die anderen Gebäude zu schützen gebot. Man glaubte, es würde Schwierigkeiten geben, wenn ein so wichtiger Inventar-Bestandtheil fehlte. Allein nach sechs Wochen stand ein neues, besseres Gebäude mit besserem Viehe wieder da. Das war die letzte seiner unnachahmlichen Schöpfungen, und ich würde sie eine Heldenthat nennen, wäre nicht der Untergang des schönen Viehes zu beklagen gewesen.

Dieser Mann war als Wirth in seiner Ausdauer und umfassenden, unermüdlichen Thätigkeit ein Marc-Aurel, in seiner Energie und Production ein Napoleon und in seiner Verwerthung des herrlichen Naturreichthums in Parmel ein Apollo.

Schade, dass er ausser vortrefflichen Eigenschaften auch solche besass, die sich nicht immer mit Menschenliebe und Seelengrösse vertragen. Er glich einem Künstler, der blos nach seinem Bilde beurtheilt werden muss. Sein Charakter gleicht nicht seinem Talente; oft befindet sich jener im Schatten, wenn dieses in vollem Lichte strahlt.

Er war bei dem geringsten Widerstande äusserst streng, oft unerbittlich. Als ein Knecht einmal nicht rasch genug eggen wollte, giebt ihm der Kubjas einige Hiebe. Der Vater des Knechtes, der gerade in der Nähe pflügte, stellt den Kubjas deshalb zur Rede und es musste sich treffen, dass der Graf sie belauschen konnte. Auf der Stelle wurde der Knecht von der Egge gerufen, gebunden und in der Stadt als Rekrut abgegeben. Hier half kein Bitten, kein Flehen des Vaters. Es geschah — und nie wagte es ein Bauer mehr, seinen Kubjas zu beleidigen.

Zu jener Zeit war diese Willkür noch erlaubt und der Bauer bis zur Criminal-Jurisdiction leibeigen. Gleichwohl konnte er unter einer Leitung, wie die des Grafen, sich sehr wohl befinden. — Aber gab es nicht viele strenge Herren, unter deren Drucke die Bauernschaft verarmte und seufzte? die Zeiten eher schlechter als besser wurden? und deren Anstrengungen zeitlebens doch weiter nichts erreichten, als nur der Vergessenheit anheimzufallen?

Parmel, nachdem es seit einem Menschenalter in andere Hände gerathen ist, trägt noch jetzt die Spuren der Manteufelschen Einrichtungen, und als ich das Gut von Maydel empfang, sagten die Bauern: „Unser alter Herr war streng, aber gerecht, und half den Unglücklichen.“

Der gegenwärtige Besitzer dieses Gutes, mein Schwager Landrath Essen, verdient neben der Biederkeit seines Charakters ebenfalls den Namen eines guten Wirthes. Die Oekonomie geht fast noch den alten Gang und das Korn hat seinen alten Ruf noch behauptet.

Ein anderer guter Landwirth war der selige Baron Ungern von Addinal und Tolks. Er verband mit Erfahrung vielen Fleiss und Ordnung; dabei waren seine Leute wohlhabend, denn auch in bösen Jahren wusste er ihnen aufzuhelfen, ohne gerade sich aufzuopfern. Um in der Zeit der Noth nicht fremder Stütze zu bedürfen, sorgte er für Vorräthe. Er war gastfrei, gesellig und liebte seine Kinder. Seine Güter bestanden aber auch von Natur aus reinem Kornboden und seine Bauernschaft war wohlhabend. Von beiden erwähnten Landwirthen konnte man jenen bewundern, aber nicht lieben, diesen zwar nicht bewundern, aber für einen liebenswürdigen Wirth halten.

Es giebt Landwirthe, die auf Grund ihrer bisherigen Erfahrungen mit Nachdenken fortschreiten, auch manche aus-

ländische Vortheile unserer Heimath anzupassen suchen, andere, deren Thätigkeit nie erfolglos bleibt, andere, die durch Erfindung und Fleiss ihre Vorgänger so übertreffen, dass diese, wenn sie erwachten, ihre eigene Besetzung nicht wiedererkennen und über die neue Schöpfung in Aerger und Erstaunen gerathen würden; Landwirthe, die ihrem Gute durch Auffindung noch unbenutzter Quellen einen neuen Werth, eine neue Gestalt verleihen; einige, die ihr Besitzthum zu verschönern und die versteckten Reize der Natur zur Geltung zu bringen verstehen; einige, die Zinsen nach acht alten Grundsätzen schaffen und mit Systemen und ökonomischen Zeitschriften sich gar nicht befassen; Leute, die immer arbeiten und Vermögen erwerben, daher einen Landwirth nicht nach seinen Theorien und Worten, sondern nach seinen Productionen beurtheilen. Bei der Unterhaltung über solche Contraste pflegte mein Onkel auf einen alten Herrn von Uxküll zu verweisen, der, wenn er Jemand von seiner Wirthschaft viel erzählen und prahlen hörte, ganz lakonisch auf Plattdeutsch erwiederte: „*exequa ju coc.*“ So viel ist wohl ausgemacht, dass ein recht thätiger Wirth immer mehr hervorbringt, als davon spricht.

Auch giebt es Landwirthe, die mit und ohne Rücksicht auf die Zukunft oder auf die Erhaltung und Verbesserung ihres Grundstückes wirthschaften.

Letztere sind es, die alle Hülfsmittel erschöpfen, wenn sie nur ernten können. Sie suchen und finden das letzte ertragsfähige Stückchen Land, um es zu brennen und zu besäen; ein jedes noch schattige Gebüsch, um es dem Heuertrage zu opfern; das letzte Stückchen Wald, um es zu Zaun- oder Bauholz niederzuhauen. So geht es den meisten verpachteten Gütern, aber auch den Guts-Besitzern, die ihrem Geldmangel auf eine solche Weise abzuhelpen suchen.

Die späteren Besitzer mögen dann zusehen, wie sie fortkommen.

Es ist aber ein schweres, ja oft unmögliches Unternehmen, ein erschöpftes Gut wieder in die Höhe zu bringen. Zehn Jahre schonungsloser Bewirthschaftung erfordern ein Menschenalter und mehr, um das Geraubte zu ergänzen. Man weiss, dass ausgesogene Felder kaum in neun oder zwölf Jahren durch Pflege und Cultur zu ihrer ursprünglichen Fruchtbarkeit zurückgebracht werden können, wie scharfgemähte Heuschläge im Ertrage abnehmen, wie wenig die schlechten Weiden gut werden, wenn man die besseren zu Korn oder Heu benutzt, und wie traurig fühlbar die Verwüstung der Wälder sich macht, wenn unser Klima Wärme zu schaffen gebeut. Ich habe Flächen mit Moos und rothem Grase überzogen gefunden, welche in meiner Jugend mit hohen Stämmen bedeckt waren und dunklen Schatten verbreiteten; vor 30 Jahren mit goldenen Aehren bestandene Kornfelder bringen gegenwärtig nur noch kümmerliches Farrenkraut und Steinbrand auf ihren kahlen Oberflächen hervor. Wehe dem gegenwärtigen Wirthe, der Vieh erziehen und Korn ernten soll und dabei im Winter seinen Arbeiter auf gut Glück hinausschicken muss, ein Fuder Holz zu schaffen!

In Harrien, wo Steinboden mit wenig Obererde vorherrscht, merkt man die Folgen dieser Verwüstungen am auffallendsten. Man sieht, wie ein sorgsamer Wirth Alles aufbieten muss, um den verarmten und verdorbenen Boden nicht gänzlich zu erschöpfen, und ich achte denjenigen Wirth, der nicht müde wird, sein Grundstück zu erhalten, viel höher als einen, der zwar viel schafft, aber gut lebt und geniesst, weil sein Gut noch herhält und er nicht im Stande ist, die Erträge desselben zu vertilgen. — Herrn von Mohrenschildt von Nurms, meinem Schwiegersohne, gereicht es zur Ehre, dass

er sein auf obenerwähnte Weise misshandeltes Gut wieder zu verbessern strebt, dass, nachdem er weite Flächen ausgehungerter Felder und wenig Wiesen angetreten, er durch Viehheerden und durch Eintheilung seines Areals zu leichtem Fruchtwechsel, durch Pflege seiner Aecker, durch Einzäunung der Wiesen und Weiden, durch Schonung des jungen Waldes und Nadelholzes, das verwahrloste väterliche Grundstück wieder in Aufnahme bringt und die Revenüen desselben so beträchtlich vermehrt. Er wird einst seinen Kindern sagen können: „So beschaffen habe ich dieses Gut nicht angetreten — ich hinterlasse es Euch, wie es dereinst meinen Vorfahren zugefallen war, ehe man die Erde nur durch Feuer zur Fruchtbarkeit zwang.“

Nicht besser erging es mir mit Mehntack, wo während vieljähriger Verpachtungen Alles ausgenutzt und verfallen war. Nur die Natur des Bodens, der tiefer und feuchter, daher mehr zum Wachstume geneigt ist, die ausgedehnten Grenzen und der starke Holztrieb verhinderten die gänzliche Erschöpfung. Dagegen war die Bauernschaft die verarmteste und schlechteste, so wie überhaupt die Allentaksche nicht im besten Rufe, und in ihrer Lebensweise und ihrem Charakter den besseren Wierländern, noch mehr aber den sorgsam Harriensern und am meisten den genügsamen, fleissigen und gehorsamen Wiekschen nachstehend. Die Ursachen mögen folgende sein:

Allentaken grenzt durch die Narowa und den Peipus an Russland. Es ist dort, bis auf die sandigen Ufer des Peipus, wenig Ackerland, meist Wald, Sumpf und Morast; Alles lebt vom Fischfange, und die reichen Krons- und Freibauern halten Läuflinge, die dorthin wandern und schlecht gehalten werden. Die wüste Gegend, die Abgeschiedenheit von besseren Menschen, mangelnder Religionsunterricht, das Umherstreifen von allerlei

Gesindel, der Schleichhandel u. s. w. haben verhindert, diese Leute zu guten, fleissigen Landbauern aufwachsen zu lassen. Dazu kommt, dass Allentaken ein Durchzugsort des Militairs ist; wodurch der Bauer verarmt, indem er nicht nur den Soldaten aufnehmen, sondern auch oft Vorspann geben muss. Die erwähnte niedrige Morast- und Waldgegend bringt im Sommer bei dürrer Witterung öfter Seuchen hervor, als andere Gegenden. Endlich veranlassen die vielen Passanten auf der den ganzen District durchschneidenden Landstrasse eine häufig gestörte, zerstreute Lebensart, daher der Allentaker mehr als ein anderer Bauer zur Völlerei in den Krügen und zur Ausschweifung geneigt ist.

Den Mehntakschen war der Hang zum Umherschweifen besonders eigen; man fand sie und findet sie noch am häufigsten auf der Landstrasse unter dem Vorwande, sich Salz oder Fische zu holen, wovon sie wenig nach Hause bringen, weil das meiste Geld unterwegs verzehrt wird. Mit diesem Triebe zum Reisen und zur Erholung verbinden sie Neigung zu gutem Leben und halten mehr auf Essen und Trinken, als auf Kleidung und Eitelkeit.

Das weibliche Geschlecht wird zu wenig zur sittsamen Arbeit angehalten. Die grossen Mädchen können kaum stricken, daher sie und die Männer sich alltags die Füsse mit Lappen bewickeln, und letztere müssen sich die Handschuhe und wollenen Gürtel kaufen.

In grossen Dörfern wird wenig Viehzucht getrieben, die ausserdem durch Wölfe und Bären noch sehr geschädigt wird; Schafe werden, das Innere des Landes ausgenommen, nicht viel gezogen. Der Flachsbau wird vernachlässigt, woher auch die schlechte Bekleidung der Dienstboten kommt und dass letztere die Kleider ihrer Wirthe tragen.

Alle Feste und Gelage, sowie die Begräbnisse dauern zu lange, und es wird mehr Branntwein auf denselben consumirt, als mit der Sparsamkeit, der guten Ordnung und mit der Gesundheit verträglich ist.

Die Landarbeiten werden blos als Nothbehelf betrieben, das Ackergeräth leicht und nachlässig gemacht. Zu Verbesserungen und Erfindungen sind sie nicht aufgelegt. Wenn man sie belehren will, so bekunden sie ihre Dummheit durch Lachen und erwiedern, es wäre bei ihnen nicht so der Gebrauch.

Also wollen sie deswegen dumm bleiben, weil es ihre Väter waren, und da ein dummer Vater in der Regel noch dümmere Söhne erzieht, so kann die Vervollkommnung keine Fortschritte machen.

Wenige gute und achtungswerthe Landbauern ausgenommen, ist es schwer, gegen so viele Hindernisse zu kämpfen. Indessen lässt sich manches Uebel, wenn es nicht gleich völlig gehoben werden kann, wenigstens einschränken, manches Gute einführen, wo man das Schlechte noch nicht abzuschaffen vermag, und sogar mancher Einfältige ziemlich leiten, wenn man ihn auch nicht klug machen kann. Aufmerksamkeit auf die moralische und häusliche Verbesserung und die Anwendung der zweckmässigen Mittel zur Fortbildung der Bauernschaft bleibt eine der edelsten und seltenen Bemühungen eines Landwirthes. Sie ist mir immer tief ins Herz gedrückt gewesen, wenn es mir gleich nicht gelang, viel und wesentlich zu wirken. *Non omnia possumus omnes* und *in magnis et voluisse sat est*. Das heisst: wer vermag Alles zu umfassen und in grossen Dingen ist auch das Wollen genug.

Einige Grundsätze, diesen Gegenstand betreffend, nehme ich mir die Freiheit hier einzufügen, weil sie einem Landwirthes nützlich werden können; denn wer da glaubt, dass

infolge der neueren Bauernverfassung der Bauer den Herrn nichts mehr angehe, der möchte sich doch wol in vielen Dingen irren und sich das grösste Verdienst seiner Bestimmung rauben: das Verdienst, der Menschheit nützlich gewesen zu sein, und den bleibenden Nachruhm, gerecht und gut gehandelt zu haben.

Der Bauer ist zur Feldarbeit geboren; es ist sein Loos, mit Aufgang der Sonne die Hand ans Werk zu legen und erst nach ihrem Untergange zu ruhen. Diese Himmelskönigin wirkt so kurze Zeit und so mächtig auf unsere Mutter Erde, dass der Landmann beim Sonnenscheine die Hand nicht in den Schooss legen darf; er muss die Zeit des Sommers vielmehr am sorgfältigsten, ungeachtet der heissen Strahlen, benutzen — jede Versäumniß bedroht ihn mit Verlust, sowohl zur Saatzeit als auch zur Ernte. Wie mancher erlitt durch Hagel und Regen, weil er sich mit seiner Ernte verspätet hatte, harten Verlust. Es sind der Arbeiten so vielfältige und die Zeit und die Witterung kommen so oft mit einander ins Gedränge, dass der Landmann nur durch seinen Fleiss und durch unendliche Mühe sich aufhelfen kann. Daher ist es Regel, die Hofsarbeit nicht über die Grenzen der Mässigung zu treiben, keine überspannten Aussaaten und Arbeiten zu unternehmen, wenn man nicht besondere Mittel hat, dieselben zu bewältigen. Man thut viel besser, den dritten oder vierten Theil seiner Felder ruhen zu lassen, wenn man sie nicht gehörig cultiviren und bearbeiten kann; ich habe das selbst erfahren. Uebersieht der Arbeitende die Grenzen seiner Aufgabe, dann wird er sie auch williger und fleissiger vollführen. Die Forderungen entsprechen seiner Anstrengung; warum sollte er die Arbeit scheuen? Ferner muss die Arbeit gerecht vertheilt und keine ohne Noth durchgesetzt werden, sobald der Bauer oder sein Gespann darunter leidet. Viele lassen, um

Conjuncturen zu benutzen, in der gedrängten Saatzeit dreschen oder machen schwere Fuhren bei schlechtem Wege. Und am Ende wiegt der Gewinn am Preise den Nachtheil nicht auf, den man durch Schaden am Geschirr erleidet und wodurch dem Eigenthümer aller Muth benommen wird, auf guten Stand seines Gespannes zu halten. Je vernünftiger der Herr billige Rücksicht nimmt, desto mehr kann er zu seiner Feldarbeit fordern und desto besser wird dieselbe gedeihen.

Die Kopffzahl des Gesindes muss reichlicher vorhanden sein, als im Regulativ von 1804 bestimmt ist, wo im Betracht des Ganzen nur das Minimum und das Maximum der Arbeit angenommen war.

Ein Halbhäkner, der von sechs arbeitsfähigen Menschen in der Ernte vier der Hofarbeit abgeben soll, hat ein schweres Loos; wenigstens muss er drei bis vier auch zu Hause haben, wenn auch ein Jüngerer darunter wäre, damit er gleichen Schritt mit dem Hofe halten kann — und dennoch steht er dem Hofe nach, denn der Hof hält mehrere Hofleute, welche überall, wo nöthig, aushelfen, während der Wirth mit seinem Weibe allen häuslichen Arbeiten zugleich vorstehen muss. Aber er muss, wo es Gebrauch ist, bei der Saat helfen, er muss für den Knecht den Anspann und das Ackergeräth besorgen, sein Weib muss den vier am Hofe Arbeitenden das Brod backen und die Wäsche besorgen. Oftmals hat sie ebensoviel kleine Kinder zu Hause oder kranke im Bett. Nun muss sie Nachts dreschen, damit der Wirth auf dem Erntefelde sein könne. Wie bedauernswerth ist eine solche Hausfrau! Es gehört eine grosse Geduld dazu, wenn ihr das Leben wünschenswerth und der Tod nicht willkommen sein soll.

Wer daher ein Gut bewirthschaften will, der sehe zuerst auf den Zustand der Bauern. Sind sie arm, so kann er vielleicht helfen, sind sie aber zu schwach im Verhältnisse zu

ihren Obliegenheiten, so hüte er sich, mit Verachtung aller Menschlichkeit ihnen und sich selbst das Joch zu erschweren. Man nehme die Güter, wo einzelne Gesinde und schwache Dörfer aus dem Oceane der Felder und Wiesen hervorschwimmern: die sparsamen Bewohner müssen Alles bis auf den Grund mit ihren Händen einsammeln und dreschen; um dies zu ermöglichen, gebraucht ein thätiger Wirth allerlei Auslegungen der Gesetze, oder, was noch besser ist, er bringt die Bauern zum Schweigen, weil diese lieber gehorchen, als auf eine andere Art dulden wollen. Da herrscht Gemeinsinn beim Richter, der wohlweislich unter denen gewählt wird, die auch nur solche Inseln von Bewohnern auf ihrem Meere von Feldern haben.

Auch wird ein gerechter Herr zugleich Rücksicht auf die physische Beschaffenheit seiner Bauern nehmen und von einem schwächeren Menschen nicht dasjenige verlangen, was einem Starken eine gewohnte Arbeit ist.

Da die Knechte in Allentaken und etwas weiter keine eigenen Kleider tragen, so sind sie von diesem Verhältnisse sehr abhängig. Verändert ein solcher seine Stelle, so nimmt der alte Wirth ihm Alles ab, und wenn der neue ihm nicht gleich zu Hülfe kommt oder nicht barmherzig ist, so muss er sich wie Adam behelfen. Sein Paradies bleibt indess ein kleiner Platz hinter dem Ofen. Vielleicht dass die Freilassung und der sich regende religiöse Sinn auch in dieser Richtung Wandel schaffen und das Weibervolk mehr stricken, spinnen und weben wird.

Die sogenannte Gutspolizei muss sich ebenso aufmerksam als wirksam beweisen, um bessere Ordnung, Fleiss und Sparsamkeit einzuführen. Bei den Streugesinden fällt dies leichter, weil sie einsamer und häuslicher leben; in grossen Dörfern

aber kann so manchem Uebelstande abgeholfen und so manches Bessere angebahnt werden.

Ein grosses Dorf muss 1) gute Brunnen haben, wegen der Tränke und Gesundheit der Menschen und des Viehes; 2) einen hinreichenden, guten Arbeitskoppel in der Nähe des Dorfes, damit das Arbeitsvieh die Nahrung erhalte und der Wirth an Zeit gewinne, es gleich zu finden und wieder abzulassen; 3) die Feldzäune müssen in gehörigem Zustande und ohne Lücken sein, damit die Saaten nicht vom Vieh zertreten werden; 4) die Häuser dürfen nicht zu nahe an einander gebaut werden, und man muss es nicht dulden, dass Badstüber sich nahe bei den Wohnhäusern niederlassen, da diese Leute ärmliche Hütten aufführen und elende Oefen setzen. Man muss ihnen Plätze in gehöriger Entfernung vom Dorfe anweisen. Ebenso muss auch die Schmiede des Dorfes etwas abgelegen stehen. 5) Ein jeder Wirth muss seine Gebäude, besonders sein Dach, im Stande und sein Gesinde so in Ordnung halten, dass nicht ein Liederlicher sich auf ihn berufen könne. Letzteres ist besonders von der häuslichen Ordnung und Reinlichkeit zu verstehen. 6) Die Gemeinde muss für gute Hirten sorgen, damit die Viehzucht gedeihe und Felder und Wiesen geschont werden. 7) Jeder Wirth muss bei letzter Winterbahn Holz zu allen Geräthen, auch Bretter zu einem Sterbefalle, auf seinem Gehöfte in Bereitschaft halten, weil im Sommer und Herbste dergleichen nicht besorgt werden kann und auch die Zeit dazu nicht ausreicht. 8) Eltern, Kinder und Gesinde müssen sich streng gewöhnen, mit dem Feuer vorsichtig umzugehen; im Nothfalle muss Alles zum Löschen bereit sein. 9) Die besseren Wirthe müssen den schlechteren sowohl in allen Arbeiten, als in der Lebensweise als nachahmungswerthes Beispiel dienen. Jene müssen vom Herrn vorgezogen und geachtet, sowie diesen zur Nachfolge anempfohlen

werden. 10) Bei eintretenden Krankheiten muss ärztliche Hülfe nachgesucht werden können, auch müssen gewisse Mittel, als: spanische Fliegen, Kräuter, Kampher, verschiedene Tropfen u. s. w., im Hause sein, damit der Ausbreitung ansteckender Fieber und Krankheiten in solchen Dörfern vorgebeugt werden kann. 11) Bei Seuchen müssen sogleich Präservativ- und Heilmittel angewandt, das kranke Vieh muss sofort abgesondert und das gefallene gleich vergraben werden. 12) Alljährlich muss wenigstens ein neues Haus im Dorfe erbaut und dabei gehörige Rücksicht auf die Lage und die Gärten genommen werden.

Noch andere gute polizeiliche Anordnungen können durch eine in grösseren Dörfern befindliche Gemeinde getroffen werden; dahin gehört die Verminderung der Raubthiere, besonders der Wölfe und Bären, die Schonung der Wälder und des Holzes, Unterstützung der Nothleidenden und Unterdrückung der Bettelei.

Noch wichtiger sind die Schul- und Lehranstalten, welche aber weder kostbar, noch ausgedehnt sein müssen. Ein guter Schulmeister und eine reputirliche Bäuerin, welche gut lesen kann, genügen; ersterer muss, ausser in der Schule, Tüchtiges leisten, des Sonntags der Gemeinde etwas Erbauliches vorlesen und die gewöhnlichsten Lieder vorsingen können, letztere die Mädchen lesen und nützliche Arbeiten lehren. Zwei solche Personen lassen sich doch wohl in jeder grösseren Gemeinde auffinden und durch den Gutsherrn mit Hülfe des Predigers noch leistungsfähiger machen. Man giebt einem Arzte, der selten nützen kann oder mag, aus Gemeindemitteln viel Geld und Naturalien; warum sollte man nicht für die Seelen dieser Menschen, für ihren moralischen Werth etwas ungleich Wohlfelieres anwenden können? Dadurch würde man mehr Genuss empfinden und Segen verbreiten, als wenn man einen theuren

Koch, einen stolzen Kutscher bezahlt. Letzterer, der seine Pferde mäset, verbraucht zehnmal so viel, als ein ehrbarer Schulmeister, eine reputirliche Bäuerin dem Hofe kosten würden.

Schon von meinem Grossvater war in Mehntack eine Betanstalt errichtet worden. Er hatte durch einen Pastor Masing Schuberts Hauspostille ins Estnische übersetzen lassen und an Sonn- und Festtagen wurde daraus vorgelesen und ein Choral dabei gesungen. Dieses habe ich beibehalten und meinen Schulmeister dazu verpflichtet und ermuntert. Es hat einiges, aber nicht viel gefruchtet, bei weitem nicht so viel, als ich wünschte. Die näheren Ursachen lagen in meiner Abhaltung durch Amtsgeschäfte, in dem unüberwindlichen Hange der Leute zum Trinken und in einer verkehrten religiösen Richtung. Das Heucheln, das Kniebeugen vor dem Namen Jesu, die gedankenlos hergesagten Bibelsprüche und Gebete, die ohne Empfindung geplärrten geistlichen Lieder, das Grosse thun beim Hersagen auswendig gelernter Gebete, die Heuchelei der Alten, deren Wandel mit ihrem Religionseifer so sehr in Widerspruch war, die angenommene Scheinheiligkeit, welche den Hang zum Müssiggange und zur Faulheit verbarg — diese Missbräuche vereitelten meine Absicht zum Theil. Einen fremden, theuern Schulmeister zu unterhalten und gehörig zu versorgen, fehlte es mir an Mitteln. Die verdorbenen Sitten, Beispiele und Umgebungen in Allentaken sind der Moralität sehr hinderlich, und ich berufe mich deshalb auf das Zeugniß des Propstes Koch und seiner Amtsgenossen, ob es die Sache eines Mannes, eines Menschenalters ist, diese Districtsbewohner zu frommen, guten Bauersleuten umzuschaffen.

Es giebt ihrer etliche sowohl dort als auch in Mehntack; aber sie leben still und so eingezogen, dass sie mit den übrigen keinen Umgang haben; daher finden ihre guten Beispiele so

wenig, desto mehr aber die Schwelgerei und Dieberei Nachahmung, welche sich ungemein grossen Anhangs erfreut.

Ein englischer Verwalter, Wilkinson, der viele Jahre das Gut Chudleigh, auch unter meiner hakenrichterlichen Function zwei Jahre disponirte und den die Bauernschaft wegen seines Biedersinnes sehr achtete, sagte mir auf meine Frage, was er von unserer Bauernschaft hielte: „Es ist eine Nation, die kein anderes Vergnügen kennt, als trunken zu sein.“ Dieses Urtheil kann unmöglich als partiisch oder als Vorurtheil angesehen werden. Er war allgemein geachtet und die Bauern selbst nannten ihn ihren guten alten Herrn. Er war ein Mann von Bildung, der viel las und den redlichen Gesinnungen seiner Nation bis ans Ende treu blieb.

Dass die Allentaker nicht die besten Bauern Estlands sind, wird ihnen von allen ihren Mitbrüdern aus anderen Kreisen nachgeredet; man erkennt sie an ihrer nachlässigen Kleidung und ihrem von dem anderer Bauern so abstechenden Betragen, noch mehr an ihrem leichtsinnigen Hange zum Vergnügen und zum Trinken.

Wenn irgend Etwas, so könnten herrnhutische Lehrer die Sitten der Allentaker bessern. Diese haben im übrigen Estland schon viel guten Einfluss auf das Landvolk ausgeübt; aber von den Besseren dieser Gesellschaft will keiner sich in Allentaken niederlassen und die schlechten Herrnhuter würden, fürchte ich, mehr Scheinheiligkeit als gute Sitten einführen.

Wäre ich ein wohlhabender Mann und könnte wenigstens tausend Rubel jährlich daranwenden, so würde ich einen braven Mann dieser Secte bei mir anstellen und so viel als möglich dazu beitragen, dass er sich nützlich machte, würde gern ein Bethaus bauen, das zugleich Schulhaus wäre, und diese Anstalt auf mindestens 20 bis 30 Jahre fundiren. So aber bleibt es den Predigern überlassen, und die Polizei muss ihre ganze

Strenge walten lassen, dass grobe Excesse vermieden werden. Wie schwer hält es schon, einen guten Aufseher und Wirthschaftsbedienten hier ausfindig zu machen, wie viel schwerer, einen Menschen aus Seinesgleichen, welcher seinen Mitbürgern Lehrer und Beispiel sein soll! Eine Schwierigkeit ist indess keine Unmöglichkeit.

Der Bauer ist eigentlich leichter zum Guten umzuschaffen, als ein Anderer; er ist mehr Naturmensch, mehr fürs Gute empfänglich und weniger in seinem Kopfe verderbt. Dieses habe ich an mehreren hiesigen Bauern erfahren, welche von Jugend auf entweder in die Fremde oder wenigstens fern von heimischem Schlendrian unter bessere Menschen geriethen. Man konnte sie kaum wiedererkennen, wenn sie ihre Verwandten besuchten. Sogar einige Liederliche waren, wenn sie immer unter guter Aufsicht bleiben konnten, ziemlich fleissig und gutartig.

Aber wie viel Aufseher und Hofmeister müsste man auf diese Weise in Allentaken haben und wie Viele müsste man in die Fremde schicken! Eingerissene schlechte Sitten eines Landstriches sind krebstartige, schwer zu heilende Uebel. Nur einst, wenn Alles um uns her besser und sittlicher geworden ist, werden auch die Allentaker sich bekehren.

Im ganzen Kirchspiele Allentaken, für 16,000 Seelen, wovon die weiblichen besonders besserungsbedürftig, nur drei Prediger oder drei Volkslehrer sind wahrlich zu wenig. In Deutschland hat fast jede Dorfgemeinde ihren Pfarrer; er ist mitten unter ihnen: ihr Lehrer, Rathgeber, Prediger, Seelsorger.

Jewe mit 8000 Seelen, in einem waldigen, morastigen Kirchspiele von 50 Werst Länge und fast ähnlicher Breite, hat zwei Kapellen. Viele seiner Eingepfarrten hat der Geistliche weder besucht noch gesehen. Die meisten scheuen sich, so weit zu gehen, um den Gottesdienst, geschweige den

Diener Gottes in seiner Amtswohnung zu besuchen. Es müsste etwas mehr fürs Landvolk geschehen, und ein solcher Prediger zwei, wenigstens einen Gehülften haben, der nicht einmal studirt zu haben brauchte, aber dem Prediger an die Hand gehen sollte, wo er es für nöthig fände! Die Kirchenvormünder sorgen mehr für die Abgaben an den Prediger, als für das Seelenheil ihrer Gemeinde; sie sind ja, wie gesagt, ebenfalls Gemeindeglieder und wie diese beschaffen.

Mögen die Sitten und Gebräuche eines Landes der Cultur der Landbewohner noch so ungünstig sein, so dürfen sie doch den Landwirth nicht berechtigen, sich völlig gleichgültig und fahrlässig dabei zu verhalten. Ein guter Landwirth wirkt so manches durch seinen Charakter und durch sein Beispiel. Die Regel eines guten Hausvaters, bei sich selbst die Verbesserung anzufangen, gilt auch hier bei den Landwirthen, und zum Schlusse dieses Capitels stelle ich noch einige Beispiele auf, ohne einen besonderen Zweck damit zu verbinden, ohne den Menschen und seine Verhältnisse ausser Acht zu lassen.

Es sind mir Landwirthe vorgekommen, die gewaltig thätig waren, jeder Arbeit beiwohnten, Alles selbst zu schaffen und zu sehen glaubten, dabei so ausdauernd, dass sie vom Morgen bis zum Abend selbst an ihrem Joche zu ziehen schienen. Aber gleichwohl kamen sie nicht weit oder nicht weiter, als sie waren.

Der Nachfolger hingegen brachte in kurzer Zeit, ohne sich sehr anzustrengen, grosse Veränderungen in derselben Wirthschaft hervor und schien alle Arbeiten schneller und leichter durchzuführen.

Andere, bei denen es den Anschein hatte, als hätten sie Nichts zu thun, und die nur kurze Zeit mit ihren Untergebenen sich unterhielten, nur gewisse Stunden in der Woche an ihrem ökonomischen Schreibtische sassen, nur einige Mal

in der Woche ihr Pferd oder ihren Fuss in Bewegung setzten, erregten bei den sehr emsigen, Alles selbst veranstaltenden Wirthen mit ihren Erfolgen Staunen.

Ich kannte einen alten Mann, der ausserhalb seines Bettes nicht vom Lehnstuhle kam, fast immer Tabak rauchte, dabei gesellig lebte und oft die jungen Gäste bat, seine Wirthschaft zu übersehen, und doch fand man Alles so, als wenn das Auge und die Füße des Herrn überall gegenwärtig gewesen wären.

Es ist leicht, die Schlussfolgerung daraus zu ziehen, dass mehr Gewicht und Kraft darin liegt, gut arbeiten und regieren zu lassen, als selbst zu regieren. Wenn ein jeder Aufseher das thut, was der Herr zu fordern und anzugeben versteht, so werden drei oder vier solcher Aufseher mehr wirken, als wenn der Herr in höchsteigener Person überall sein will — zumal wenn er viel umherläuft und dabei tobt, anordnet und mustert oder auf seinem Pferde — schlummert. Der Schäfer beherrscht seine Heerde mehr durchs Wort, als mit seinen Füßen und mit der Schleuder. So ist es auch mit einem kleinen Regenten auf seinem Posten, wenn er die wünschenswerthe Gabe besitzt, seine Untergebenen zu beurtheilen, anzuhören, zu lenken oder zu commandiren.

Unter zwei Nachbarn gehörte einer zu den sogenannten emsigen Landwirthen. Zu allen Zeiten hatte er entweder draussen oder in den Gebäuden oder mit Menschen zu thun; auch fehlte es nie an Verdruss, an Unzufriedenheit, an Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen und über die Strapazen und Beschwerden einer Landwirthschaft. Der andere Nachbar ging selten hinaus, sprach kaltblütiger mit seinen Aufsehern, immer mit Ueberlegung und bisweilen mit Vertrauen. Er genoss dabei das Angenehme eines geselligen Lebens, las und schrieb für sich und beschäftigte sich nicht nur mit seiner Familie, sondern auch mit Landes-Angelegenheiten. In den

Winterabenden war er oft in der Stadt und spielte sein Partiechen Karten. — An einem Herbsttage trafen beide Nachbarn zusammen. Der Emsige klagte, dass seine Erntearbeiten sich noch verzögerten und er nicht absehen könne, wie und wann er mit Allem fertig werden würde. „Bei mir,“ sagte der Andere, „ist Alles beendet, und mein Bauernrichter hat mir gestern ein schriftliches Verzeichniss meiner ganzen Ernte, die ich ihm übertragen hatte, abgegeben. Da er selbst nicht zu schreiben versteht, so hat er dieses Verzeichniss sich hier im Hause aufsetzen lassen.“

Der Herr hatte diesen Richter selbst erst kürzlich gewählt und es ihm zur Ehre und Pflicht zu machen gewusst, in seiner Wirthschaft, besonders während der Ernte, Alles zu besorgen — und beide Theile waren mit einander zufrieden. Lässt sich's aber immer und überall so wählen und handeln? Dieses wage ich nicht zu entscheiden, ebensowenig, ob ein Jeder das Talent besitzt, Menschen tief ins Herz zu sehen oder ihre Dienstwilligkeit so zu gewinnen, wie er sie gerade braucht. Ich wünsche einem jeden Landwirthe diese Gabe; mir ist es in 30 Jahren nur einmal gelungen, einen solchen guten Menschen als Aufseher ausfindig zu machen.

Wer klagt nicht über den Mangel redlicher und brauchbarer Wirthschaftsverwalter? Mir sagte indess ein Mann: „Wenn man in seinem Gebiete einen guten Aufseher nicht findet, so muss man selbst einen dazu machen.“ Dass man Vieles dazu beitragen kann, glaube ich wol; mir aber mag diese Kunst, die allenfalls im Militair, wenn man lange und schwer dienen muss, leicht erworben wird, in besonderem Grade nicht eigen gewesen sein. Ein anderer, sehr thätiger und vermögender Verwalter sagte mir, als ich ihn über diesen Gegenstand befragte: „ich brauche keinen klugen, gewandten Aufseher und liebe einen solchen nicht einmal; ein dummer,

der nur so viel thut, als ich ihm sage, ist mir viel nützlicher.“ — „Wie machen Sie es denn bei Ihren vielen Wirthschaften?“ — „Ich befehle einem Jeden, was ihm obliegt, oder lasse es ihm sagen, und es geschieht.“ — Dieser Herr Stephany bewirthschaftete damals die fünf Lagenaschen Güter mit einem einzigen Unterbeamten, er beschäftigte sich dabei mit vielen Dingen, war ein guter Bier- und Essigbrauer, ein guter Baumgärtner und, was am Wesentlichsten, er wusste durch Handel und Lieferungen seiner Herrschaft und sich selbst manchen Gewinn zu verschaffen, welcher nach ihm sehr vermisst worden ist.

Die Haupteigenschaft eines guten Aufsehers oder Wirthschaftsverwalters ist Nüchternheit. — Man kann einen solchen allmählig abrichten und ihm viel oder wenig anvertrauen, je nachdem er Ueberlegung und Gedächtniss hat oder je nachdem man seiner Dienste bedarf. Ein verschmitzter, kluger Mensch kann durch Ehrgeiz und wenn er weiss, dass sein Herr ihn durchschaut, bald nützlich werden, und unter mancherlei Landwirthen versicherten mir mehrere, dass sie mit solchen Leuten gar nicht ungern zu thun hätten.

Da die Triebfeder zum Handeln bei so vielen und den meisten Menschen nur die Furcht ist, so wird durch diese der Gehorsam am öftersten bewirkt, und wenn dieses Mittel gehörig und mit Weisheit angewandt wird, so leistet man dadurch unendlich viel. Ja die Untergebenen übertreffen die Forderungen und sind dankbarere Kinder als die vorerwähnten und mit lauter Güte erzogenen.

Ich kann es mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, ein Gespräch hierüber mit dem seligen Landrath Helwig anzuführen. Er hatte, wie er sagte, das Glück, dass unser so geliebter Monarch auf seiner ersten Reise nach dem Sunde bei ihm eingekehrt war. Die schön benützte Lage seines Gutes

Werder und seine Wohlhabenheit hatten die Aufmerksamkeit des Monarchen und seiner damaligen Begleiter, der Minister Tschartoriski und Kotschubey und des Grafen Tolstoi auf sich gezogen, auch hatte der Landrath Helwig sich die Gnade erbeten, Se. Majestät bei sich aufzunehmen und nur den Hofkoch und den Kammerdiener ersucht, mit ihrem Rathe beizustehen. An einem schönen Sommerabend, als der Kaiser sich zeitiger zur Ruhe begeben und vorher den Wunsch geäußert hatte, die Bauern des Landraths zu sehen, blieben die erwähnten Minister und Graf Tolstoi mit dem Landrath auf der Treppe sitzen: „Sie sind wohl recht glücklich“, sagte der Graf Kotschubey, „denn Sie haben bei einem heitern Alter Alles, was man bei einer so schönen Beszung wünschen kann.“

„O ja“, erwiderte Herr von H., „ich würde gegen die Vorsehung und gegen meine Gesundheit mich versündigen, wenn ich nicht zufrieden wäre.“

„Aber, wie haben Sie Alles so umgestalten, so vielfältigen, so sehr verschönern können, und wie kommt es, dass Alles so ruhig bei Ihren Arbeiten hergeht, so gesegnet?“

„Wodurch Alles so geordnet und friedlich von Statten geht? — durch Etwas, das ich Ihnen in unseren aufgeklärten Zeiten nicht sagen darf, — ich weiss es, Sie lieben es nicht und ich schweige daher.“

„Sagen Sie es uns, mein Herr Landrath, um so mehr, da Sie uns darauf neugierig gemacht haben.“

„Es ist nur ein einziges Wort, welches Ihnen wohl mehr verhasst, als lieb sein möchte; allein ich bin überzeugt, dass unser Marc Aurel, der nach seinen Geschäften jetzt ruhig schlummert, jeden Zweck damit viel rascher erreichte und den innern Frieden erhielt, als durch andere oft verkannte Mittel.“

Der Minister und die andern Herren drangen so lebhaft in den Landrath, dass er endlich sagte: „Nun, meine Herren,

wenn Sie es durchaus wollen, so muss ich Ihnen das heut zu Tage so verhasste Wort nennen — es ist das Wort Gehorsam. Aber dieses Wort, wie es der berühmte Verfasser der deutschen Geschichte, Herr Schmidt, erwähnt, kann allein einen grossen Staat zusammenhalten und ihm die Achtung verschaffen, deren er unter Regenten genoss, die darauf hielten.“

Der Minister wunderte sich, wie ein Landmann einen so entschiedenen Gewährsmann anführen konnte, und schien überrascht zu sein. Herr von Helwig bat nochmals sehr um Verzeihung und wünschte seinen vornehmen Gästen eine gute Nacht. Am andern Morgen erschienen eine Menge bestellter Werderscher Bauern und Bäuerinnen, alle wohlgeputzt und heiter (wahrscheinlich aus Gehorsam), und als man es dem Kaiser hinterbracht hatte, war er auf den Balcon gegangen und sagte nach einem kurzen Ueberblicke dem Minister auf Russisch: „Sie sind Alle gesund und wohlgenährt.“

Damals war die Freiheit des Bauern noch eine neue Lieblingsidee. Das Wort Erbunterthänigkeit war also verhasst und wahrscheinlich verwechselte der Minister das Wort Gehorsam mit jener Unterthänigkeit, die auch in jetzigen Zeiten sich allmählig verlernt, indem sowohl der Bauer, als der Herr sich an die neue Constitution gewöhnen und sie nicht so auffallend finden, als sie glaubten.

Der Gehorsam, der von aller Knechtschaft entfernt sein kann und muss, bleibt in allen Verhältnissen, von Untergebenen und Oberen, und wo Pflichten oder Gesetze gedacht werden, eine Nothwendigkeit. Was würden Eltern, Lehrer, Richter und Regenten vermögen, wenn ihre Anordnungen nicht befolgt würden, und was wäre ein Landwirth, wenn er seine Anordnungen nicht geltend machen könnte? Ihm liegt es ob, die Landesverpflichtungen und seine eigenen zu erfüllen, das ihm anvertraute Gut zu erhalten und zu verbessern, so wie die

Ordnung und den Wohlstand der Bauerschaft zu befördern, und wie würde er Alles dieses ohne das Wort des Herrn von Helwig erreichen? Ohne Gehorsam gilt kein Befehl, keine Anordnung, also auch keine Ordnung, keine That. Wohl dem Menschen, der diesen Gehorsam mit Gerechtigkeit zu fördern und mit Güte zu erhalten weiss.

Je grösser die Zahl der Untergebenen ist, desto mehr Forderung und Gerechtigkeit von Seiten des Obern. Das Verhältniss des Letzteren gegen die Ersteren ist wie eins zu zehn oder zu Millionen. Bonaparte sagte als Regent, die Menschen sind Nullen, es kömmt darauf an, ob der Regent oder die Eins vor oder am Ende der Nullen steht. Im Militair ist der Gehorsam am nothwendigsten, sowohl um die grosse Maschine des Kriegsheeres auf den Wink eines Einzigen zu bewegen und zu beherrschen, als auch zu verhindern, dass die bewaffneten Nullen sich nicht in Ziffern verwandeln, um die Zahl Eins zu verdrängen. Aber ist die Eins das, was sie sein soll, und steht sie mit Weisheit und Gerechtigkeit den Nullen voran, so ist es sicher wahr, dass sie Millionen ihren Werth giebt.

Aus dem Militair gehen die besten Landwirthe hervor. Sie haben gelernt, selbst zu gehorchen, nichts für eine Kleinigkeit zu achten, was zur Landwirthschaft gehört, sich Mühe und Entbehrung nicht verdriessen zu lassen und Gehorsam zu fordern. Nur in Letzterem fehlen sie oft zu Anfange ihrer Wirthschaft, indem sie zu streng und zu rasch verfahren. Der Bauer und der Soldat sind darin unterschieden, dass jener mit Geduld, Langsamkeit und ohne Kunst arbeitet, dieser rasch, gewandt und nach lauter Regeln und Winken. Jener wird oft stumpf und unbeholfen, während dieser immer fähiger und geweckter wird. Jener braucht also mehr Zeit zur Ueberlegung zur Handlung, daher man ihm mehr Zeit lassen und sich ihm

verständlicher machen muss; geht man zu eifrig und disciplinmässig mit ihm um, so wird er entweder störrisch oder muthlos. Man kann es zwar jetzt nicht mehr so übertreiben, wie vormals, wo die erlaubte Manneszucht viel umfangreicher oder ohne Gränzen war; allein schon durch zu genaue Nachahmung der militairischen Verfassung kann man leicht zu streng werden und die einfältigen Bauern noch dümmer und ungeschickter machen. Das weibliche Geschlecht unter ihnen ist schon viel fähiger und scharfsinniger. Eine Bauernwirthin, deren Mann mich durch seinen Starrsinn und seine Einfalt sehr geärgert hatte, sagte mir: „Was wollt Ihr mit meinem Mann viel reden, er ist so, wie die übrigen Kerls, die nur zu pflügen und zu eggen verstehen; sagt es lieber mir, ich will suchen, es ihm begreiflich zu machen.“ So sehr man wider die Weiber ist, so giebt es unter ihnen mehr kluge und scharfsinnige, als unter dem männlichen Geschlecht. Sie machen als Bauernweiber keine Ausnahme von dem ganzen Geschlecht und von den ihnen eigenthümlichen Naturgaben. Gleichwohl sollte jeder Landwirth es sich zur Regel machen, dieser Matronen nur selten und ausnahmsweise sich zu bedienen. Sie sind gemeiniglich zu beredt und haben das Talent, für ihre Meinung einzunehmen, gleich einem Advokaten, der geschickter für seine Sache, als für die Wahrheit spricht. Die unleidlichere Classe, die Vieles entdecken und anklagen mag, ist an sich selbst zurückstossend, wenn es nicht Fälle giebt, wo eine solche auch nützlich werden kann. Aber nur mit aller Vorsicht und Klugheit darf man eine solche als Kundschafterin wählen oder vielmehr sie dazu sich anbieten lassen. Zur systematischen Erzwingung des Gehorsams gehört viel Selbstüberwindung, Geduld und Festigkeit. Oft wird der Landwirth zum Zorne gereizt oder seine eigene Leidenschaft oder Blutsaufwallung bringt ihn in gefährliche Lagen. Wer weiss und fühlt dieses nicht; denn Leiden-

schaft ist auch hier eine Klippe, an welcher der Nachen der Vernunft bisweilen scheitert und welcher ein geübter Seemann immer auszuweichen sucht. Wer in seinen moralischen Grundsätzen mehr Aufklärung und Stärke gewinnen will, der lese eine der Reden Zollikofers über den Zorn und den Eifer (ob schon es auch ein gerechtes Zürnen geben kann) mit Nachdenken und gutem Willen; ich glaube, dass diese Rede einen nachhaltig guten Einfluss auf ihn üben wird.

Bei Widerspenstigen, Boshaften und Lasterhaften, wozu auch Diebe und Lügner gehören, wird der Gehorsam oft nur durch Strafe erzwungen, und muss ausser der Hauszucht polizeiliche Hülfe zur Anwendung kommen. Faulheit lässt sich mehr durch Beschämung und Anreizung zur Nachahmung besserer Beispiele, als durch körperliche Strafen bändigen. Wir sehen dieses auch bei Kindern und wie derjenige, der nur durch die Ruthe hat arbeiten lernen, stets unwillig arbeitet. Anregung bedarf der Faule allerdings, aber nicht ausschliesslich mit dem Stocke, welcher, allzu streng und allzu oft angewandt, seine Wirksamkeit zuletzt ganz einbüsst.

Wenn Landwirthe mit wenigen Menschen alles dasjenige leisten und durchsetzen wollen, was sie in grossen Wirthschaften und Haushaltungen wahrnehmen, so verfallen sie gemeinlich in den Fehler, mehr den Arm als den Kopf herrschen zu lassen. Die Hausfrau will mit einer Magd Alles im Hause bestreiten und der Stubenjunge soll Kutscher, Aufseher, Egger sein; auch wenn er Alles gethan hat, noch Gras mähen oder zum morgenden Gastmahle Alles in Ordnung setzen. Beide werden von der Regentin mit Forderungen überhäuft und wenn diese jungen Diener den Muth verlieren oder die Besinnung, da soll der Herr es durchsetzen, und wenn dieser selbst das Steuer verloren oder mitten im Sturm nur

auf Windstille bedacht ist, dann thut er, was er vielleicht nicht thun sollte und möchte.

Mit Wenigem viel zu leisten, ist eine ausgezeichnete Kunst. Sie erfordert aber zweierlei: Berechnung von Seiten des Verlangenden, Leistungsfähigkeit und guten Willen des Gehorchenden. Bei der Berechnung ist noch die Art des Wollens, der Ton des Worts, der Seelenausdruck, am allermeisten aber das eigene Beispiel unermüdlicher Thätigkeit sehr wesentlich. Erst sondire man, was ein Mensch vermag, und dann stelle man seine Anforderungen an ihn und behandle ihn mit Vernunft. Ich erinnere mich mehrerer Beispiele, wo für ganz unfähig ausgeschriene Subjecte unter einer anderen Aufsicht sehr brauchbar befunden wurden, deren ehemalige trockene Mienen bei einer andern Herrschaft sich in Heiterkeit verwandelten. In dem Worte und wie es ausgesprochen wird, liegt ein grosses, oft unnachahmliches Geheimniss. Es ist der Ton, der, gleichwie in der Musik, auch im Umgange so verschiedene Gefühle hervorbringt: vom Erhabenen, Gefälligen bis zum Niedrigen, Widerwärtigen. Die Natur thut hiebei das meiste, aber durch Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf musterhafte Beispiele kann man Vieles erlernen und erreichen.

Bei dem Gehorsam unterscheiden wir noch den freiwilligen und den erzwungenen Gehorsam, letzterer ist bei schlechten Seelen nur von kurzer Dauer oder nur so lange, als er aus Furcht und Nothwendigkeit entspringt, anhaltend. Wir finden dieses am auffallendsten im Militair, wenn ein strenger Rittmeister auch einen sehr brauchbaren Wachtmeister erzieht. Ist der Nachfolger weniger streng, so erkennt man in kurzer Zeit die Escadron nicht mehr als dieselbe. Beim Landwirth ist es ebenso, wenn der scharf abgerichtete Aufseher einen nachsichtsvollen oder gutmüthigen Herrn bekommt. Selbst bei den Thieren finden wir diesen erzwungenen Gehorsam und nur

selten einen angeborenen oder freiwilligen. Dieser freiwillige, auf Güte des Herzens oder auf Grundsätzen beruhende Gehorsam ist eine vortreffliche Eigenschaft, die dem Oberrn jede Unternehmung erleichtert.

Einst stellte ich meinem trägen Klettenkerl einen benachbarten, der nicht nur seinem Beruf unverdrossen nachging, sondern noch als Koch, Bedienter, Brenner u. s. w. bei der Hand war, wenn er es für nöthig fand, und den man mit Recht die rechte Hand im Hause nennen konnte, als nachahmenswerthes Beispiel auf. „Ja“, sagte der meinige, „das, was der Mensch, von dem Ihr redet, thut, das thut er, weil es sein Wille ist.“ — „Also“, sagte ich, „hast Du keinen guten Willen; wie viel besser aber würdest Du sein, wenn Du den Deinigen verbessern könntest.“

Den Willen des Menschen zum Guten zu lenken, ist für den Vater seiner Untergebenen, für Erzieher und Prediger eine Hauptaufgabe. Es giebt Menschen, die gar keinen guten Willen haben, weil diese von der Vernunft geleitete Kraft von dem Hange zum müßigen und eigennützigem Leben völlig gelähmt wird. Es giebt Menschen, bei denen der Wille wohl gut ist, aber durch Sinnlichkeit und Leidenschaft zu sehr unterjocht wird. Erstere sind schwerlich zu heilen; letztere, die mit sich kämpfen, sind zu schwach, zu widerstehen.

Dem Menschenkenner ist es gegeben, die Eigenheiten des menschlichen Willens wahrzunehmen, selten aber besitzt er die Fähigkeit, denselben zu lenken. Oft wird er durch den Zwang getäuscht, den Einer sich anthut, oft hält er also den Schein für die That. Es gehört Geduld dazu und eine gewisse Weltklugheit und sinnreiche Behandlung, die mehr als alle Moral und Predigten von den Pflichten, mehr als alle Drohungen von Strafen fruchtet. Ein Nachbar hat den andern, ihm einen Maurer zur Hülfe zu geben. Der erste hatte einen arbeitsamen

thätigen Menschen, der zweite war von träger Natur. Da jener bei seinem Fleisse nicht gut fortkommen konnte, weil dieser ihm gegenüber so faul war und, wenn er ihn aneifern wollte, immer zur Antwort erhielt: ich arbeite nicht für uns, sondern für einen fremden Herrn und auf einem fremden Gute. „Ja“, sagte der fleissige Maurer, „Dein Herr hat Dich deswegen hieher zur Hülfe gegeben, damit ich künftiges Jahr wieder bei ihm mit Dir arbeiten soll.“ Dieses wirkte sehr; denn sein Grund war ihm benommen und er fürchtete seinen Herrn, der ihn alsdann erst würde kennen und also auch zu grösserem Fleisse anhalten.

Bei den Listigen und Verschlagenen ist auch Gegenlist ein sehr wirksames Mittel. Eine Hauswirthin hatte sich angewöhnt, von der Butter, die sie in Gegenwart der Frau wog, so viel zu entwenden, dass bei dem Verkaufe derselben sehr viel fehlte. Ein Beweis für den sehr begründeten Verdacht war nicht vorhanden; die Hausfrau aber gerieth auf den Einfall, jedes Buttergeschirr vorher mit Wasser ausmessen zu lassen; nachdem sie gefunden, dass 8 Stooß Wasser so viel Raum einnehmen, als 1 Pfund Butter, und dass also jedes Stooß $2\frac{1}{2}$ Pfund Inhalt habe. Wenn ein neues Geschirr dazu nöthig war, wurde das Ausmessen in Gegenwart der Wirthin vorgenommen und der Inhalt des Wassers gleich auf den Deckel geschrieben. Seit dieser Erfindung fehlte es nie am Gewicht eines Geschirres und diese Erfinderin — meine Frau — hat dadurch allen Verdruss in dieser Sache bis auf den heutigen Tag beseitigt.

Ich kann dieses mehr Klugheit als List nennen; denn bei einem schlaunen Diebe wird durch List des Entdeckers die seinige nur noch mehr geschärft und der gelungene Erfolg schmeichelt ihm um so mehr.

Wachsamkeit und Aufmerksamkeit sind die besten Gegenmittel, man mag sie nun selbst üben oder durch Einverständene üben lassen; auch muss jede Dieberei auf der Stelle bestraft werden.

Indess giebt es Fälle, wo man, angesichts der drohenden Strafen, auch durch ein ganz entgegengesetztes Mittel viel ausrichten kann. Als vor einigen Jahren im Herbst der Betrieb meiner Brennerei anfang, lieferten die Brenner zu wenig Branntwein. So trieben sie es bis zum Sonntage, da gerade Gäste bei uns waren. Ich hatte mich um die Küche scheinbar gar nicht bekümmert und über den Vorgang wenig geäußert, aber während des Ablaufens in das Branntweinsfass mir Probe und Nachricht bringen lassen, wie viel schon abgelaufen sei. Beides konnte mich leicht auf die Qualität und Quantität schliessen lassen, die ich fordern konnte.】

Beim Frisiren brachte man mir eine Probe von $\frac{2}{3}$, nachdem schon 110 Stooß im Fasse waren. Also konnte ich wenigstens 140 Stooß, $\frac{1}{2}$ Brand erwarten. Nach einigen Stunden ging ich mit meinem Sohn und seinen zwei jungen Kameraden in die Küche und sagte ihnen: „Passt auf! und sucht, wo ihr was findet.“ Ich kam zum Fass und fand nur etwas über 125 Stooß darin. „Es fehlt“, sagte ich, ohne Unwillen zu zeigen. Ich ging gleich in die Badstube und fand in einem Winkel hinter Stroh einen sogenannten Leichel (hölzernes Gefäß zum Trinken) mit 10 Stooß. „Giesst es hinzu“, sagte ich, „die Quantität wird schon heraus kommen.“ Mittlerweile hatte einer der jungen Leute tief im Ofen auch ein Geschirr mit fast eben so viel gefunden. „Giesst es hinzu“, sagte ich, „denn die Quantität, die ich fordern kann, muss heraus kommen.“ Die Brenner mussten es selbst hineinfüllen und wurden so gelb dabei, wie Lafontaines Schwester, deren vermeintlicher Liebhaber bei der Gesellschafterin vorsprach. Meine glückliche

Entdeckung benahm mir allen Unwillen und ich benutzte den Sonntag zu der sehr ernsthaften Bedeutung, dass dieser heilige, zur Andacht bestimmte Tag durch die wohlverdiente schwere Züchtigung nicht entweiht werden solle, und da sie ihr Unrecht selbst einsähen, wolle ich ihnen verzeihen, wenn sie mir von nun an die geforderte Quantität lieferten und die bisher entwandten Stoofo mit Korn ersetzten. Sie schienen eine solche Wendung gar nicht erwartet zu haben und versprachen, Alles wieder gut zu machen. „Wenn das ist,“ erwiderte ich, „so will ich selbst Euch zu den Feiertagen jedes Mal 10 Stoofo geben; aber haltet Wort, damit der heutige Tag nicht schwere Folgen für Euch habe.“ Sie und auch ich hielten Wort und der eine von ihnen ist noch jetzt im Amt.

Früher lief in dieser Küche, die den Landwirthen so viel Sorge macht, allerdings nicht Alles so günstig bei mir ab. Es wurde schlecht und nachlässig gebrannt und ich fand eines Tages den Brenner mit seinen Kameraden total betrunken und Alles in der grössten Unordnung und Verwirrung. Ich versuchte mit diesen Menschen zu sprechen, allein sie brachten so viel Unsinn hervor und trieben es so arg, dass mein Muth mich verliess und ich mich selbst nicht fassen konnte. Ich theilte einige vergebliche Hiebe aus und eilte nach meiner Stube zurück, nahm mir die Halsbinde, die mir zu eng ward, ab und sah im Spiegel, als ich den Hals entblösste, einen roth aufgelaufenen Streifen. So war mein Blut in Wallung gerathen und der Spiegel, der eigentlich der Eitelkeit dienen sollte, war mein Lehrer, mein Rathgeber, mich nicht so hinreissen, sondern mehr die Vernunft als die Affecte über mich herrschen zu lassen.

Bei Diebstählen ist eine unerwartete Frage von Seiten des Untersuchenden oft wirksamer, als Zeugenverhör, Ermahnung und Drohung. Eine Bauerwirthin klagte ihre Nachbarin an,

dass sie ihr ein Stück Leinwand von 93 Ellen gestohlen habe. „Womit kannst Du das beweisen?“ sagte der Richter. — „Ich habe ungefähr das halbe Stück bei ihr gefunden.“ — Sie musste mit dieser Leinwand, so wie die Klägerin mit ihren Zeugen erscheinen. Der Verdacht war wider sie, aber sie behauptete, es sei ihre eigene Leinwand, wusste allen Wahrscheinlichkeiten und verdächtigenden Anschuldigungen so auszuweichen, dass sie die Zeugen irre und die Klägerin verlegen machte. Der Richter hatte indess weder die Geduld noch den Muth verloren. Nachdem Fragen und Antworten und Zureden der Zeugen 5 Stunden gedauert hatten, sagte er: „Unsere Worte helfen nicht mehr, bringt mir eine Tafel und übermisset das vorrätthige Stück. Wie gross war das der Klägerin?“ Sie sagte: „93 Ellen, wovon ich 13 abgeschnitten und einem der Zeugen gegeben habe.“ — „Wie gross ist das Deine,“ sich an die Angeklagte wendend, „nämlich, was Du dafür ausgiebst?“ Sie wusste diese Frage nicht genau zu beantworten, indess waren 40 Ellen vorhanden. „Nun sage mir, wie viel hast Du davon schon verbraucht oder verschnitten?“ Sie benannte eine Zahl nach der andern und an wen mit einiger Verlegenheit. Sie benannte 40 Ellen. „So haben wir also die 40 Ellen heraus, die diesem Stück noch fehlen, und Du siehst, dass die Zahlen richtiger aussagen, als Deine Worte!“ Sie fand sich getroffen und bekannte die That.

Diese Beispiele von der Behandlung einzelner Menschen führen mich zu einigen allgemeinen Bemerkungen, die sowohl dem Landwirthe wie jedem an Verbesserung seiner Lage denkenden Menschen von Nutzen sein dürften. Selbst wenn wir moralisch gut denken, ist unser grösster Feind die Ueber-eilung. Sie ist daher oft dem besten Menschen eigen, dem besten nach dem Herzen und Willen; sie kann aber so viel Schaden stiften, dass wir uns nicht mehr zu helfen wissen,

sondern zu einer sehr traurigen Begleiterin, zur immerwährenden Reue, unsere Zuflucht nehmen müssen. Die Landwirthe und Herren, die ehemals gewohnt und berechtigt waren, mit der Hand oder dem Stocke über den Untergebenen herzufahren, haben sich jetzt am meisten vor Uebereilungen in Acht zu nehmen. Aber wie? Gleichen unsere Leidenschaften nicht den wilden Pferden, welche, wenn sie Reissaus nehmen, durch keinen Zügel mehr gehalten werden können?

Ein Mensch, sagte Oberst C., der mit seinen Händen immer gleich zuschlägt, wenn er einen Arbeiter vor sich hat, muss die Hände in den Taschen halten. Sein Verwalter ging auf diesen Rath ein, beide Hände in die Taschen zu stecken, vergass aber gemeiniglich, sie darin ruhen zu lassen, und war dadurch bei der neuen Bauereinrichtung vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt.

Wenn aber die Taschen nicht helfen wollen, wie soll ich mich der Uebereilung, der Macht meines Temperaments, der mir abzukühlenden Hitze meines Blutes zu erwehren suchen? Mein Herz ist weich und mitleidig, aber auch der geduldige, gute Mensch kann gereizt und hingerissen werden. Ist es nicht Zufall, wenn ein Schlag, der hundert Mal nicht schadete, dieses Mal unglücklich ausfiel? Habe ich nicht hundert Mal verziehen? und endlich: bin ich nicht ein Mensch, dem bei seinem besten Willen auch die Schwachheit zu Theil geworden?

Es liegt in der That viel an unserem Temperament, und ein hitziges, sowie ein träges, vollblütiges bleibt sich seiner am seltensten bewusst. Ein Mann, dessen Seelengrösse in einem mächtigen Wirkungskreise glänzte, sagte zu seinem jüngeren, sehr lebhaften Bruder: „Uebereile Dich nicht, und kannst Du es nicht lassen, so übereile Dich nur im Guten.“ Wie edel, wie gut! So edel wie die Gesinnung, so gut wie der ganze Charakter dieses Grossen. Man sollte meinen, eine

so eindringliche Warnung müsste die heftigsten Menschen zum Nachdenken bringen können, und gewiss haben solche Weckrufe schon manches Uebel verhindert und manches Gute gefördert.

Es sind aber, wie wir Alle wissen, nicht die Weisheitslehren ausschliesslich, die unser moralisches Verhalten bestimmen. Sie gehen zwar als Grundsätze der Tugend und Weisheit voran, wollen jedoch durch Wille und Handlung mächtig unterstützt sein. So glatt und gut sie sein mögen, sind sie, wenn jener feste Wille nicht als Centrum wacht und bei irgend einer Gefahr herbeieilt, doch leicht zu überrumpeln.

„Vernunft!“ sagte ein gutes Weib, wenn sie ihre Töchter belehrte und beurtheilte. Diese Göttin, der wir so oft den Rücken kehren und die uns mit unserem Gewissen und mit unserer Reue bestraft, sie ist es, diese göttliche Vernunft, die den Menschen, besonders den zu Uebereilungen geneigten, behüten und beschirmen muss. Ohne sie darf er keinen Weg betreten, keinen Schritt unternehmen; sie muss ihm auf dem Lebenspfade vorausgehen und nicht folgen. Sie muss das altdeutsche Sprüchwort bekräftigen: „Vorgethan und nachbedacht hat Manchem schon gross Leid gebracht.“ In meinen vieljährigen Erlebnissen, deren ich mich erinnern kann, war es mir jederzeit ein angenehmes Bewusstsein, wenn ich bei Verdross, Reizungen oder Widerstand mehr dem Leitsterne der Vernunft, als der Leidenschaft folgte; wenn ich meine Hand völlig ruhen und der wohl überlegten Sprache Alles überliess, wenn der Groll schlummerte und die Besonnenheit allein wachen und wirken musste; wenn ich einen Bedienten, einen Untergebenen nicht gleich auf der Stelle bestrafen, sondern mir Zeit nahm und es alsdann entweder glimpflicher oder nachdrücklicher thun konnte. Auch haben solche Züchtigungen gewiss mehr gefruchtet, die Schuldigen gebessert und mich

selbst in meiner eigenen Bildung weiter gebracht. Was Du thust, sagte Solon, thue mit Klugheit und bedenke das Ende. Sokrates lehrte weises Nachdenken über uns selbst und ein Verhalten nach Vernunftschlüssen. Christus sagte: Sind wir nicht alle Brüder? Haben wir nicht Alle Einen Vater im Himmel? — Unter diesen Weisheitslehren ist wohl letztere die das menschliche Herz am tiefsten ergreifende, und wenn wir sie uns allezeit vergegenwärtigen könnten, dann würde sie uns die heilsamste werden; denn sie giebt nicht nur Zufriedenheit mit uns selbst, sondern das, was das arme menschliche Herz am meisten bedarf — Beruhigung. Nicht nur unser eigenes Bestreben, sondern auch der Umgang mit Menschen kann uns dazu nützlich werden, den Uebereilungen auszuweichen und mit Bewusstsein und Aufmerksamkeit zu handeln. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir auf dieser Welt mit Menschen leben und für sie wirken sollen, dass wir der menschlichen Gesellschaft so sehr bedürfen und dass sie uns daher so nützlich werden kann, dass unsere Grundsätze vom Guten und Bösen der Erfahrungen nöthig haben, und wir daher den Menschen mit seinen Tugenden und Lastern müssen kennen und mit ihm leben lernen.

Die Jugend hat sich mit der Geschichte der ersten Menschen unter guter Anleitung bekannt zu machen und mit zunehmendem Alter die Schicksale und Begebenheiten merkwürdiger Menschen aufzufassen und darüber nachzudenken. In reiferem Alter müssen wir nicht nur mit Menschen umgehen, sondern auch in den verschiedenartigsten Verhältnissen, in welche wir gerathen, uns bewegen lernen, und endlich müssen wir diejenigen Menschen zu gewinnen suchen, deren Denkungsart und Einfluss zu unserer Ausbildung und füglich zu unserem Wohle beitragen können.

Die meisten Fehlritte der Menschen beruhen auf Ueber-

eilungen. Schon in der Kindheit und wenn wir noch keine Ueberlegung haben, zeigt sich eine gewisse angeborene Heftigkeit und angeborener Eigensinn, mit der Entwicklung unserer Kräfte aber der jugendliche Leichtsinn und die Urheberin desselben, die Uebereilung. In reifen Jahren wird sie zur Leidenschaft und selbst bei unserer Auflösung verlässt sie uns nicht ganz.

So viel auch dem Temperamente zuzuschreiben und so schwer es überhaupt sein mag, das angeborene aufwallende Blut zu mässigen, so vermag doch der feste Wille, die Klugheit und die Vernunft. — die Regel der Griechen und Pope's Leergedicht: „Mensch, kenne Dich selbst“ — viel dazu beizutragen, dass wir stets auf unserer Hut seien. Diese Regel, die wir alle kennen, aber zu wenig gebrauchen, ist die empfehlenswertheste Schutzwehr gegen jenen Feind der Uebereilung, der uns so oft überfällt und die Verschanzungen zu durchbrechen sucht, die wir in ruhigen Stunden gegen ihn als unüberwindlich anlegten.

Auch grossen Männern ist die Selbstüberwindung und die Bewahrung vor Uebereilung nicht allemal gelungen. Noch glücklich waren sie, wenn ein Freund sich ihrer annahm und ihnen zur Seite stand oder wenn eine Gefahr sie bedrohte. Konnten sie auch nicht dem Uebel gänzlich abwehren, so hätten sie doch auf die fernere Bekämpfung dieser menschlichen Schwachheit einen wohlthätigen Einfluss. Man erinnere sich aus der Lebensgeschichte Peter des Grossen jenes denkwürdigen Augenblickes, als dieser wahrlich grosse Monarch mit seinem Lieblinge Lefort in einen Wortwechsel gerieth und da dieser sich nicht scheute, die Wahrheit gegen ihn zu behaupten, sich so weit vergass, dass er mit entblösstem Degen auf ihn zuging. Lefort setzte ihm nur seine Fassung und Ueberzeugungstreue entgegen, so dass der Kaiser zur Besinnung

kam und ihm voll Reue sagte: „Ich regiere ein grosses Reich, aber ich habe noch nicht gelernt, mich selbst zu beherrschen.“ Wenn ich mit Schauern daran denke, wie eine Secunde später in dieser Uebereilung der Regent mit dem Blute seines edlen Freundes sich hätte beflecken und seines Ruhmes auf immer sich hätte berauben können, so bewundere ich die weise Standhaftigkeit des Lefort, die Menschenkenntniss seines Monarchen, und versöhne mich mit des Letzteren hochherzigem Eingeständnisse seines Fehlers — auch in seiner Selbstverurtheilung blieb er noch gross.

Auf einem Landtage, wo der Ritterschaftshauptmann von mehreren seiner Mitbrüder in einer wichtigen Debatte aufgefordert, ja bestürmt wurde, entscheidende Schritte zu unternehmen, trat ihm ein grauer, aber denkender Kopf in der Stille zur Seite und lispelte ihm die Worte zu: „Uebereile Dich nicht!“ Hätte die Zeit und mehr Besonnenheit diese Worte eindringlicher machen können, so wäre etwas verhütet worden, das sowohl dem Ganzen als dessen Stellvertreter noch heute zum Vorwurfe gereicht.

Hiermit schliesse ich diese Mittheilungen und lasse dahingestellt, ob es mir vergönnt ist, noch eine Fortsetzung dieser Blätter meiner Decennien zu liefern. Weniger die Absicht zu belehren, als auf Vortheile aufmerksam zu machen und vor Fehlern zu warnen, die sowohl in der Selbstthätigkeit, als auch im Betragen gegen Andere von so wichtigen Folgen sind und auch mir so manchen Kampf verursacht, so manche Reue hinterlassen haben, — leitete mich hierbei.

Möchtet Ihr, meine lieben Freunde, durch meine Erinnerungen geweckt und durch Eure Ueberzeugung und gemachten Erfahrungen bestärkt, Euch bei jeder Widerwärtigkeit des Lebens sagen können: „Ich war nicht schuld! Es lag nicht an mir, immer war der Wille gut; aber nicht der meinige, sondern ein höherer, ein weiser, uns unbegreiflicher Wille musste in Erfüllung gehen!“

Möchte das schöne Motto des römischen Dichters: „*Nil conscire sibi, nulla rubescere culpa*“ auf Euch Alle anwendbar sein. Der Sinn ist folgender: „Sich nichts Uebles bewusst sein, vor keiner Schuld erröthen.“

Fehlen ist freilich unser Loos, weil der Irrthum eine Eigenschaft des Menschen ist; aber wenn unser Geist nicht hell genug, nicht richtig, nicht klug und vorsichtig genug zu Werke gegangen ist, so darf doch der Wille und unser Herz nichts Böses verrathen. Der Zweck, die Absicht muss gut

gewesen sein, nur in den Mitteln, in den Folgen finden wir erst den Irrthum.

Wenn man bei der guten Absicht, einen Freund zu umarmen, ihn auf den Fuss tritt, so wird dieser sich nicht gekränkt fühlen, wird trotz seines Schmerzes die misslungene Güte des Herzens nicht verkennen; er wird seinen Freund, der diesen Schmerz noch empfindlicher theilt, zu trösten suchen. Wehe aber einer sanften, liebkosenden Umarmung, welcher eine Seelenkränkung vorhergegangen ist! Wehe dem, dessen Herz falsch und böse genug ist, gut zu scheinen, um böse zu handeln! Der Menschenfreund, der Gutmüthige verzeiht und entschuldigt dasjenige, das noch einigermaßen sich rechtfertigen lässt; er findet Gründe dazu, die nur in einem guten Herzen ihren Ursprung haben können, und wenn er nicht Alles billigen, nicht mit jeder Neigung übereinstimmen kann, so behandelt er den Menschen mit Nachsicht — sein Tadel ist keine Strafe, keine Rache, keine Verunglimpfung.

Euch guten Seelen wünschte ich dieses Andenken zu hinterlassen. Es ist aus dem Herzen, aus dem Gedächtnisse gesprochen und mit einer nicht immer gleich guten, gefügigen Feder dem Papier übergeben worden. Ich habe dabei nicht beabsichtigt, eine empfindliche Seite zu berühren oder Jemand zu kränken. Nur dem Verdienste, den Talenten, der Würde meiner Mitbrüder und Zeitgenossen sollte die verdiente Achtung gezollt, den Vorzeiten mit ihren Sitten und Begebenheiten, die ich erlebte, sollte das Interesse erhalten werden, welches sie für Euch, meine Lieben, haben könnten.

Der Kreis, in welchem ich lebte und aus dem schon so Viele ausgeschieden sind, sollte noch ein Mal erneuert oder belebt werden, um meinen Nachfolgern sagen zu können: „So waren die Menschen, die mir begegneten, so die Zeiten meiner Vergangenheit.“

Von mir selbst sind zwar nicht alle Fehler aufgezeichnet; es war auch nicht mein Zweck, Bekenntnisse abzuliegen. Man wird meine Schwachheiten aus meinen Handlungen, aus meiner Feder ebensogut wahrnehmen, als meine Anlagen zum Guten und die oft verfehlten Wünsche, besser zu sein. Einiges, das auch zu meiner Rechtfertigung dienen könnte, wird man nicht von diesem Grunde herleiten; denn ebensowenig als ich alle Fehler rügen wollte, ebensowenig geziemt es, sich höher stellen zu wollen, als man bei Anderen gilt.

Gern und mit Eifer habe ich die von meinem Vaterlande mir übertragenen Pflichten übernommen, dabei manche Unannehmlichkeit erlitten, aber auch manche Genugthuung erfahren. Ich bin Landmann gewesen, zwar nicht mit grossem Gewinn, aber ich habe mein Erbe verbessert und bin mir keiner Bedrückung bewusst. Dem Hausvater ist meine Gattin immer ergeben gewesen und meine Kinder waren mir mit Zärtlichkeit zugehan. Also genoss ich eines Erdenglückes, wofür ich der Vorsehung meine demüthige Dankbarkeit bekenne.

Mit dem Anfange dieser Blätter habe ich mein Glaubensbekenntniss abgelegt; denn wer möchte nicht die Moralität desjenigen kennen, der von sich spricht? — mit dem Ende derselben möchte ich gern meine letzten Wünsche, mein Anliegen an Euch, meine lieben Kinder und Leser, aussprechen. Es gehört eigentlich nicht ganz hierher: Einem Reisenden, der von seiner Wanderschaft erzählt hat und dem seine Angehörigen mit Geduld zugehört haben, kommt es nicht zu, auch noch von seinen Herzensangelegenheiten zu sprechen. Er bittet deshalb die Umstehenden um Nachsicht, ein Urtheil über ihn und seine Schilderung ihrem freundlichen Wohlwollen überlassend.

Nur Einen Wunsch will ich beim Beschlusse der Decennien
meines Lebens und bei dem Antritte meiner grösseren Wander-
schaft noch aussprechen :

Verzeihung von meinen Brüdern,
Barmherzigkeit von Gott!

Beendigt den 31. August 1821.



Druckfehler.

Seite	41	Zeile	14	von unten	lies	statt	<i>Baron Ficks:</i>	<i>Baron Firks</i>
„	43	„	14	„ oben	„	„	<i>Gölts:</i>	<i>Golts</i>
„	48	„	15	„ unten	„	„	<i>Plotner:</i>	<i>Platner</i>
„	49	„	10	„	„	„	<i>Reinke:</i>	<i>Reineke</i>
„	127	„	6	„	„	„	<i>Kussel:</i>	<i>Kursel</i>
„	230	„	3	„	„	„	<i>Kauko:</i>	<i>Kauks.</i>
